Unter Eskimos und Walfischfängern

Eismeerfahrten eines jungen Deutschen

von

Kurt Faber

Verlag Robert Lutz Stuttgart

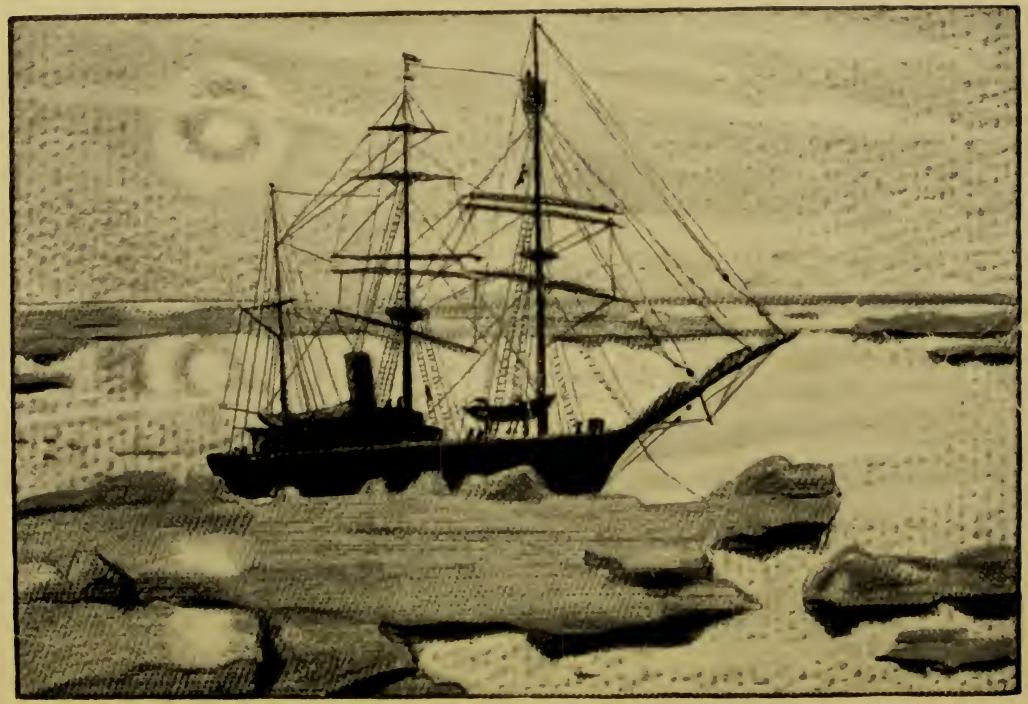
Memoiren
Bibliothek
V. Serie
Achter Band

Unter Eskimos und Walfischfängern

von
Kurt Faber

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/untereskimosundw00fabe



Der Walfischfänger »Bowhead«.

Unter Eskimos und Walfischfängern

Eismeerfahrten eines jungen Deutschen

von

Kurt Faber

Zweite Auflage

Verlag Robert Lutz Stuttgart

Alle Rechte,
insbesondere das Übersetzungsrecht vorbehalten. Amerikanisches Copyright 1916 by Robert Lutz, Stuttgart.
Druck von A. Bonz' Erben, Stuttgart.

Inhaltsübersicht

Inhaltsübersicht

Seite

Ein deutscher Draufgänger. Geleitwort von Erwin Rosen XVII

Wie es dazu kam XXIII

Im »Blauen Anker«.

Das sonnige Kalifornien und seine unerfüllten Versprechungen. — Die Reize der Großstadt bei leerem Geldbeutel. — Eine verlockende Zeitungsanzeige. — Die Barbarenküste. — Eine finstere Kneipe und ihre geheimnisvollen Gäste. — Mr. Murray, der geschäftstüchtige Gastwirt. — Die verhängnisvolle Unterschrift und ihre Folgen. — Ankunft an Bord des »Bowhead«. — Ein vielversprechender Empfang. — „Geh nach vorn, wo du hingehörst!“ — Böse Ahnungen 1

Auf See.

Die Ausreise. — Neue Eindrücke. — Mister Johnson sucht sein neues Schiffsvolk zusammen. — Eine gemischte Gesellschaft. — Ich mache die Bekanntschaft einer gewichtigen Persönlichkeit. — Ein schwieriger Auftrag. — Mr. Lees böse Ahnungen. — Der Meistervagabund. — Ein mageres Menü. — Cracker hasch. — Schneeball, der Koch, spinnt ein Garn. — Nick, der Bootsteurer, weiht mich in seine geheimsten Gedanken ein 17

Im Beringsmeer.

Schnelle Reise. — Mr. Johnson hält uns eine Standrede. — Der strenge Schulmeister und die gelehrigen Schüler. — Die «brüllenden Vierzig». — Sturm. — „Mann über

Bord!" — Land! — Vulkane im Eismeer. — Unalaska. — Mißglückte Desertierungspläne. — Ergiebiger Fischfang. — Weiter nach Norden. — Das erste Eis. — Kriegerische Vorbereitungen. — Eine seltsame Landschaft. — Der »Bowhead« an der Arbeit. — Arktische Tierwelt. — Ankunft vor der St. Lorenzinsel. — Hoher Besuch. — Allerlei Eskimositten. — „Auf nach Sibirien!" 39

Der erste Walfisch.

Ein großes Ereignis. — „Blo—o—o—ow!" — Im Boot. — Der grimmige Steuermann. — Sams unbezähmbare Mordlust. — Bange Minuten. — Auf dem Rücken des Walfisches. — Gefährliche Augenblicke. — Eine tolle Fahrt. — „starn all!" — Mr. Johnson erscheint auf der Bildfläche. — Neue Gefahren. — Die tödliche Lanze. Der Walfisch zeigt die »rote Flagge«. — Der Tod des Riesen. — Reiche Beute und schmutzige Arbeit. — Eigenartige Illuminierung. — Eine schwimmende Hölle. — Fluchtgedanken 64

Durch die Beringsstraße.

Üppige Mahlzeit für unsere Eskimofreunde. — Sibirien. — Eine wahrhaft sibirisch aussehende Landschaft. — Unerwarteter Besuch. — Alte Erinnerungen. — Die Beringsstraße. — Nordischer Sommer. — Die Mitternachtsonne. — Verhexte Walfische. — Kein Glück. — Ist mir ganz einerlei! — Gedrückte Stimmung im Achterteil. — Allerlei Vermutungen. — Das Resultat der Betrachtungen: „Laßt die Weiber zuhause!" — Johnny Cook macht gute Geschäfte. — Auf verbotenen Wegen. — Wunderliche Erdenwinkel. — Die Diomedesinseln. — Der Königsfelsen. — Unglücksboten. — Schneeball in Nöten. — Desertierungsfieber 79

Ein Fluchtversuch.

Ankunft in Nome. — Die arktische Goldgräberstadt. — Der 4. Juli. — Ein verwegener Streich. — Schwimm oder

Seite

stirb! — Eine grausige Entdeckung. — Verzweifelte Lage. — Das seltsame Fahrzeug. — Der verschlafene Wachmann. — Die unheimliche Ankerkette. — Rettung im letzten Augenblick. — Ein ungemütlicher Aufenthaltsort. — Mr. Johnsons fromme Wünsche. — Böse Zeiten. — Das trinkbare Wasser und die eßbaren Biskuits. — Mr. Johnson als Sittenrichter. — Kindischer Eigensinn. — Johnny Cook verliert die Geduld. — Frei, aber nicht gebessert 99

Weiter nach Norden.

Eismeerstimmung. — Langsames Vordringen. — Neue Hoffnungen. — Ein neuer Fluchtversuch und sein trauriges Ende. — Point Barrow, das amerikanische Nordkap. — Gefährliche Gewässer. — Vergessene Tragödien. — Die Beaufortsee. — Schwierige Schiffahrt. — Das Umkehrriff und die vergeblichen Hoffnungen, die sich daran knüpften. — Ankunft auf der Herschelinsel. — Endlich wieder fester Boden unter den Füßen. — Besuch beim Missionar. — Mr. Johnson hat seine eigene Ansicht über die Missionare. — Abfahrt nach den Walfischgründen 111

Banksland.

Ostwärts. — Vor der Mackenziemündung. — Süßes Seewasser. — In den Walfischgründen. — »Portugiesische Kriegsschiffe«. — Die verlockende Prämie. — Banksland. — Eine wilde Küste. — Nick erteilt mir eine Lektion in Geographie — Walfisch in Sicht. — Schnelle Mobilmachung. — Allerlei Abenteuer. — Der unheimliche Tote. — Ein gefährlicher Posten. — Gierige Eismöven. — Wir geraten in eine „Schule von Walfischen". — Leichte, aber reiche Beute. — Das tückische Wurfgeschoß. — Der nahende Winter. — Rückkehr nach der Herschelinsel. — Winteranfang 126

Winternacht auf der Herschelinsel.

Herbststürme. — Ein Ausflug ins Innere. — Wir werden wieder zu Landratten. — Winterarbeit. — Das kostbare

Seite

Trinkwasser. — Unser Schneehaus. — Die unpopuläre Reise mit dem Hundeschlitten. — Ein Kapitel über Schlittenhunde. — Beginn der Winternacht. — Seltsame Landschaftsbilder. — Barbarische Kälte. — Arktische Damenschneider. — Nunatamen und Kangmaleks. — Eine gemischte Rasse. — Besuch im Schneehaus. — Die »Penelope«: der Stolz der Eskimos. — Ein harmloser Pirat. — Traurige Weihnachten. — Der stimmungsvolle Kirchhof 144

Die Sonnenwende.

Traurige Wochen. — Rückkehr der Sonne. — „Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen." — Tückische Schneestürme. — Ihre Majestät, die Langeweile. — Die tröstenden Tranlampen. — Rabiate Kartenspieler. — Allerlei Verschwörungen. — Die verlockenden tausend Dollars. — Schneeball wird immer unpopulärer. — Ein unheimlicher Gast. — Ein weißes Frühjahr. — Indianischer Besuch. — Tauwetter. — Arktische Veilchen. — Vorbereitungen für den Sommer. — Die Eskimos auf der Menschenjagd. — Kabeluna pischak! 170

Wieder in den Walfischgründen.

Abschied von der Herschelinsel. — Auf der Holzexpedition. — Offenes Wasser. — Enttäuschte Hoffnung. — Eis voraus! — Gefährliche Fahrt. — Der »Bowhead« schlägt die Konkurrenz aus dem Felde. — Durchs Packeis. — Der tückische Kompaß. — Es fängt an „fischig" zu riechen. — Der gesunkene Walfisch. — Neue Abenteuer. — Das zerschmetterte Boot. — In Sturm und Eis. — Rauch im Westen! — Alte Bekannte. — Nachrichten von der zivilisierten Welt. — Bankslandwetter nebst gewohntem Bankslandpech. — Die traurige Gewißheit: Noch ein Winter! 190

Eine denkwürdige Begegnung.

Der zweite Winter. — Der verkommene Dollarprinz. —

Des Doktors Rache. — Neue Fahrt nach den Walfischgründen. — Ankunft der Schiffe. — Tartarennachrichten. Das gekenterte Boot. — Der ungeschickte Jimmy. — Kritische Lage. — Ungnädiger Empfang an Bord. — Auf nach San Franzisko! — Ein seltsames Fahrzeug kommt in Sicht. — Der schwerhörige Kapitän Amundsen. — Ein historischer Augenblick: die vollendete nordwestliche Durchfahrt. — Besuch auf dem Wrack der »Bonanza«. — Ein Eismeer-Robinson. — Johnny Cook in Nöten — Eis überall. — Vergebliche Durchbruchsversuche. — Noch ein Winter! 208

Das Hungerjahr.

Halbe Rationen. — Ein verdächtiger Speisezettel. — Jim, der Tyrann. — Sein zungenfertiger Sekundant. — Der große Zahltag. — Mehr Tage, mehr Dollars. — Jim dürstet nach Rache. — Die gelockerte Disziplin. — Die „nötige" und die „unnötige" Arbeit. — Meuterei in Permanenz. — Theatervorstellungen in der »Großen Oper«. — Ein dankbares, aber sehr gemischtes Publikum. — Vorzeitiges Ende der Saison. — Ein großer Tag. — Johnny Cook wird wieder energisch, und Jim macht Karriere. — Reisepläne. — Ich treffe mit Roxi, dem Eskimohäuptling, ein Übereinkommen. — Auf zur 4000-Kilometerwanderung! 226

Mit Roxis Karawane.

Aufbruch zur Reise nach dem Innern. — Eine phantastische Karawane. — Wir machen die Bekanntschaft einer gewichtigen Persönlichkeit. — Die Wahini. — Unser erstes Zeltlager. — Langsames Vorwärtskommen. — Nanako! — Ein idealer Lagerplatz. — Ungebetene Gäste. — Kay Point. — Alte Bekannte. — Böse Zeiten. — Das große Festmahl. — Die vielgeplagten Wahinis. — Allerlei Vergnügungen. — Das „Hula-Hula." — Heidnische Christen. — Das begehrte Mokporah. — Verzweifelte Lage. — Niemals zurück! 246

Auf Amundsens Spuren.

Unverhoffter Entenbraten. — Allerlei neue Rezepte für die Zubereitung frisch gefangener Fische. — Nordischer Sommer. — Allgemeiner Aufbruch von Kay Point. — In Amundsens Winterlager. — Besuch beim Eismeer-Robinson. — Das unverkäufliche Mehl. — An Bord der Gjöa. — Kühler Empfang. — „Was wollen Sie hier?“ — Roxy als Kenner der Kabelunas. — Kapitän Amundsens reiche Gaben. — Große Abschiedsfeier auf Schingle Point. — Aufbruch zur Flußreise nach dem Innern 267

Des Teufels Paradies.

Ein ungemütlicher Erdenwinkel. — Aufbruch nach dem Innern. — Die zudringlichen Moskitos. — Der wohlschmeckende Kabeluna. — Mühsame Schiffahrt. — Die Wahini an der Arbeit. — „Kaukau pischak!“ — Wir erreichen die Baumgrenze. — Eskimokartoffeln. — Der eßbare Nähfaden. — Hungrige Tage. — Das gespensterhafte Elentier. — Indianerbesuch. — Am Ufer des Mackenzie. — Neue Gefahren. — Ankunft auf Fort Mac Pherson 287

Auf dem Mackenzie.

Fort Mac Pherson. — Stolze Indianer. — Mr. Firth: eine gewichtige Persönlichkeit. — Gutherzige Soldaten. Die allmächtige Hudson Bay Compagnie. — Ankunft des »Wrigley«. — Wieder Seemann. — Schwierige Schiffahrt. — Abenteuerliche Schiffskameraden. — Ungewohnte Arbeit. — Ein seltsames Land. — Der sichtbare Polarkreis. — Erlauchte Passagiere. — Der Große Sklavensee zeigt sich von der schlechtesten Seite. — Ein »Portage«. — An Bord des »Graham«. — Eine üble Gesellschaft. — Der verhängnisvolle Tomahawk. — Das gute Ende eines bösen Abenteuers. — Kahnfahrt auf dem Athabaska. — Nur noch hundert Meilen von der Eisenbahn 302

Seite

Im Wilden Westen.

Ankunft in Edmonton. — Die ungastlichen Gastwirte. — Der »Grüne Shamrock«. — Das Paradies der Dollarjäger. — Im Schnellzug. — Nachtlager auf den Denkmalstufen. — Kriegsrat im Dschungel. — Der überlistete Expreßzug. — Auf der »Blindbagage«. — Abenteuerliche Fahrt. — Das kanadische Indien. — Die verlockenden 30 Silberlinge. — Wieder am Meer. — Neue Reisegelüste. — Ankunft bei »Onkel Sam«. — Die neueste Sensation. — Die freigebigen Reporter. — Nach Kalifornien 328

Wieder in San Franzisko.

Durchs »Goldene Tor«. — Trauriges Wiedersehen und böser Empfang. — Verhaftet. — Die Ruinenstadt. — Ein strenger Richter. — Das primitive Polizeigefängnis. — Nette Gesellschaft. — Allerlei sonderbare Heilige. — Die frommen Damen. — Fruchtlose Bekehrungsversuche. — Die populären »Gasrohrmänner«. — Ein smarter Yankee nimmt sich meiner Sache an. — Der große Prozeß und sein kleiner Ausgang. — Wieder in Freiheit. — Auf nach Australien! 352

Beilagen:

Bild des Walfischfängers »Bowhead« — Karte der Reisewege

Ein deutſcher Draufgänger

Ein deutscher Draufgänger.

Geleitwort von Erwin Rosen.

In einem wundersamen, verträumten Garten im alten Soest, in den kurzen Stunden zwischen Gefechtsexerzieren und Nehmen der Hindernisbahn, großen Märschen und Nachtübungen in der letzten Zeit vor dem Ausrücken ins Feld, in den ereignisschweren Tagen, da die Feinde gegen unsere Fronten hämmerten wie nie zuvor, las ich dieses Buch ...

Und es machte mir große Freude.

Die alte Geschichte: Der deutsche Unruhgeist ist ins Yankeeland gegangen. Es geht ihm elend schlecht, denn so sehr Meister Jonathan die großen Worte der Menschlichkeit auf dem Papier liebt, so erbarmungslos bitterhart faßt er im wirklichen Leben die Menschen an. Zumal den jungen Deutschen. Der ist ehrlich, gar nicht schlau, im amerikanischen Sinne, tüchtig aber trotz jugendlicher Ungeschicklichkeit; ein famoses Arbeitstier ... Diesmal heißt der Draufgänger Faber, und diesmal ist es ein amerikanischer Walfischfänger, der sich das Arbeitstier ergatterte. Von einer bösen Hafenkneipe in San Franzisko, wo harte, böse Männer sich das deutsche Unschuldslamm schnappten, führt der Weg ins Eismeer, in die Polargegend, zum Eskimoleben, zu einem ungeheuerlichen Marsch von Tausenden von Kilometern über das ewige Eis. Ein ganzer Kerl ist dieser Deutsche. Er hat offene Augen, starke Fäuste,

und einen dicken Schädel. Er sieht sofort ein, wie töricht er war, und — ist sofort bereit, noch törichter zu sein, und sich mutterseelenallein in den starren Polartod zu wagen. Um der Freiheit willen. Ganz schlicht erzählt er alles, aber die schlichte Naivität läßt uns Menschen und Dinge miterleben. Die Schiffshölle. Die Männer. Das Eis. Den Walfisch. Den Eskimo. Die ungeheuerliche Kraftleistung des Polarlebens. Den schweren Kampf starker Männer mit der Naturgewalt. Die Brutalität in einer geradezu wissenschaftlich konzentrierten Form. Und soviel Menschliches steht zwischen den einfachen Zeilen —

Der eine Wert des Buches steht fest:

Wieder einmal hat ein Deutscher eine der großen Abenteuerlichkeiten der Welt für die Sittengeschichte festgelegt, hineingeleuchtet in einen der Winkel des Männererlebens im Kampf ums Dasein. Der Walfisch lebt noch, wenn er auch spärlich geworden ist, aber der Walfischfänger in dieser Art gehört vielleicht jetzt schon der Vergangenheit an, wird in einigen Jahren sicher der Vergangenheit angehören. Es wird nicht mehr harpuniert heutzutage, sondern mit einem Harpunengeschütz geschossen, und man geht sorgfältiger um mit wertvollen Arbeitskräften als diese Yankeekapitäne es taten, die glaubten, aus ihrem Schiff eine Hölle und aus sich selbst den Teufel machen zu müssen. Der Fang wird weit geschäftlicher betrieben. Die alten Zeiten aber sind es wert, für die Geschichte gerettet zu werden. Und das hat Faber getan.

Der andere Wert des Buches ist für mich größer:

Das, was Faber erlebte, erlebten sicherlich Hunderte von jungen Deutschen auf gleichen Schiffen im gleichen Eismeer; wenn auch Faber das ungeheuerliche Wagnis der furchtbaren Reise durch das Nordwestterritorium als einziger durchkämpfte; Tausende und Abertausende von Deutschen verdarbten und verarbeiteten sich in anderen Abenteuerwinkeln, Hunderttausende düngten die Arbeitsäcker in allen Ecken der Erde mit ihrem

Leben und gaben anderen Völkern unser Wertvollstes, die zähe deutsche Kraft, die ehrliche deutsche Arbeit, den Wagemut, der aus der Wanderlust stammt. Diese Kraft für uns selbst zu retten, ist eine große Aufgabe, wundervoll hineinpassend in unser Denken in dieser großen Zeit, des schweren Kriegs. So viele konnten uns schon erzählen, was sie leisteten in der Fremde! Suchen wir Mittel und Wege, daß sie das für uns leisten können in der neuen deutschen Zukunft! Weshalb zum Kuckuck muß der deutsche Unruhgeist nach Amerika gehen? Warum lassen wir den tollen, leichtsinnigen Draufgänger — und es wird immer solche Menschen geben und sie werden immer nicht die Schlechtesten sein — warum lassen wir ihn seine Tollheit und seine Kraft nicht dort austoben, wo es nützlich ist für uns? Wir werden der harten Schulen genug haben und übergenug der romantischen Arbeitsstätten. Auf unsere Meere gehört Bruder Leichtfuß, auf unsere Schiffe, in unsere Kolonien, in unsere Welt. Der nahe und ferne Orient sei unser neues Amerika. Dorthin soll die wanderlustige, nach Abenteuern dürstende deutsche Jugend ihre Blicke richten. Auch auf diesem neuen Arbeitsfelde mag sich deutsche Unrast und ungebändigter Tatendrang austoben.

Hat je ein Engländer sich für Hundelohn die Finger blutig und die Seele matt gearbeitet bei einem Deutschen?

Düngte je ein Amerikaner deutschen Arbeitsacker?

Rettet den deutschen Draufgänger für uns, habt ein Herz für das wanderlustig abenteuerliche Bürschchen, ihr Männer, die ihr unsere Kolonien der Kultur erschließt, die ihr unsere Schiffahrt leiten werdet, die ihr unsern Handel über die Länder breiten sollt in der neuen deutschen Zeit! Wir brauchen ihn. Er ist nützlich! —

Wie es dazu kam.

Was wohl Herr und Frau Professor Dr. Faber zu Mülhausen im Elsaß sich eigentlich gedacht haben mochten, als ihr Drittältester das Licht der Welt erblickte? Vielleicht haben sie sich gesagt: „Aus dem wird mal etwas Ordentliches, etwas Besonderes werden.“ Ein großer Gelehrter, ein weiser Professor. Wohl gar ein Geheimrat ...

Ach, wenn man bedenkt, welch' große Pläne die Eltern oft für ihre Kinder haben! Wieviel Sorge sie sich darum machen, wieviel Liebe sie daran verschwenden! Und am Ende tun die Bengels doch was sie wollen ...

Mir wird zuweilen wehleidig zumute, wenn ich zurückdenke an jene Zeiten der Kindheit, wo die Sonne noch viel schöner und der Himmel so viel blauer gewesen ist wie heutzutage; an jene warmen Sommerabende, wo das weiche Licht des späten Tages die Vogesenberge vergoldete und rötliche Wolken der sinkenden Sonne entgegenflogen. Wer mochte da nicht mit ihnen fliegen?

Ja, reisen und wandern! Das war von jeher meine große Passion!

Wie schnell verfliegen doch so ein paar Kinderjahre! Schon ist man kein Schulbube mehr. Man fühlt sich bereits als ganzer Mann, indes den besorgten Eltern sich gebieterisch die Frage aufdrängt: „Was soll der Junge werden?“ Ja, was sollte man bloß anfangen mit solch' störrischem, verschlossenem, boxbeinigem jungen Tunichtgut?

„Er liest gern Bücher,“ sagte mein Vater, „lassen wir ihn Buchhändler werden.“

So kam es denn, daß ich mich für ein paar Monate mit „großem Erfolg" in der Friedrich Wagner'schen Universitätsbuchhandlung zu Freiburg i. B. betätigte. Das ist schon lange her, und die Zeiten ändern sich. Sollte aber der alte Herr, der damals mein Prinzipal gewesen, noch leben und dieses Buch in die Hände bekommen, so möge er mir noch nachträglich Absolution erteilen. Er hat noch nie einen schlechteren Lehrling gehabt. Nach dieser Episode habe ich eine Weile Chemie studiert, und dann — nun ja, wo anders konnte die Sache enden, als in Amerika? —

Dort drüben, über dem großen Wasser, war es mir eine ganze Weile so gut und so schlecht ergangen, wie nur je einem Grünhorn. Ich habe Mais gehackt und Baumwolle gepflückt. Ich habe Kühe gehütet und mich mit Maulesseln geärgert, die fast so störrisch waren, wie ich selber. Ich habe mein Glück versucht in den mexikanischen Kupferminen und Geschirr gewaschen in dem stinkenden Hinterhof des Palasthotels in Los Angeles. Gar manchesmal war ich einsam und verdrossen mit hungrigem Magen durch die hell erleuchteten Straßen eleganter Großstädte gelaufen und hatte die Nickelstücke in meiner Tasche zusammengezählt, ob sie wohl noch für ein Nachtlager reichten.

Und zu anderen Zeiten, wo ich mich täglich satt essen konnte und ein halbwegs geregeltes, vernünftiges Dasein hatte, vielleicht irgendwo draußen auf einer Farm, da hatte ich plötzlich den Plunder hingeworfen und war auf und davongelaufen. „Wo willst du denn hin?" pflegte kopfschüttelnd der Boß zu sagen. „Weiter," antwortete ich, „weiter —"

So kam ich unruhiger Geist endlich nach San Franzisko, wo ich in einer schmutzigen Hafenkneipe meinen Tag von Damaskus erlebte, mit dem die Geschichte der Erlebnisse und Abenteuer beginnt, von denen ich in diesem Buche erzählen will.

Von Walfischen und von Walfischfängern will ich erzählen, von Eis und Schnee und grauser Winternacht und von all' den

anderen Dingen, um die der Zauber einer fast schon verklungenen Seeromantik liegt.

So kommt denn herbei, ihr vielgewandten Heuerbase aus San Franziskos Hafenkneipen, ihr dürren, pockennarbigen Portugiesen, die ihr die Harpune so meisterhaft zu handhaben versteht, ihr Eskimos, die ihr mir so manches mal draußen auf dem Eise bei der Verspeisung von Seehunden und Moschusratten getreulich Beistand geleistet habt. Ihr sollt nun alle noch einmal vor mir auftauchen, und auf diesen Blättern will ich euch festhalten, damit ihr mir nicht mehr entschlüpfen könnt! —

Als diese Schilderungen vor anderthalb Jahren in der „Täglichen Rundschau" erschienen, da haben mir viele Leser allerlei Nettes und Liebenswürdiges geschrieben, aber einer hatte seine Feder tief eingetaucht, um mir seine Entrüstung auszusprechen: „Mein Herr, für was halten Sie mich eigentlich? Ich glaube Ihnen nicht!"

Ich aber will, daß du meinen Worten glaubst und daß du sie hinnimmst als das, was sie sind: die grimme Wirklichkeit eines phantastischen Lebens. Es gibt ein Sprichwort, das da sagt: „Die Wahrheit ist seltsamer wie die Erfindung." An dieses sollst du dich erinnern beim Lesen dieses Buches.

Und wenn du mir aufmerksam gefolgt bist und diese Geschichte meiner Abenteuer im Lande der Mitternachtsonne dir Freude gemacht hat, dann will ich dir ein andermal von meinen späteren *südamerikanischen Erlebnissen* berichten. Wir werden durch die Pampa und über die Anden wandern. Unter nickenden Palmen, irgendwo drinnen im Gran Chaco, werden wir zusammen ein Kampffeuer machen und aus der langen Bombilla eine Tasse Maté trinken.

Tübingen (Universität), Juli 1916.

Kurt Faber.

Unter Eskimos und Walfischfängern

Im »Blauen Anker«.

Das sonnige Kalifornien und seine unerfüllten Versprechungen. — Die Reize der Großstadt bei leerem Geldbeutel. — Eine verlockende Zeitungsanzeige. — Die Barbarenküste. — Eine finstere Kneipe und ihre geheimnisvollen Gäste. — Mr. Murray, der geschäftstüchtige Gastwirt. — Die verhängnisvolle Unterschrift und ihre Folgen. — Ankunft an Bord des »Bowhead«. — Ein vielversprechender Empfang. — „Geh nach vorn, wo du hingehörst!“ — Böse Ahnungen.

Wie ich unter die Walfischfänger geraten bin? Ganz einfach „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“.

„Greenhands gesucht für Walfischfänger.“

So stand in einer verborgenen Ecke der langen Anzeigenkolonne des »San Francisco Examiner« zu lesen. Ich überlegte. Greenhand? Das klang ja beinahe wie Grünhorn! Hier wurde also auf eine Persönlichkeit reflektiert, die durch keinerlei Vorkenntnisse auf dem Gebiete des Walfischfangs belastet war. Ja, wenn's weiter nichts ist! Den Anforderungen könntest du schon entsprechen.

Nur einen Augenblick verweilte ich bei dem Gedanken, dann eilten die Augen geschäftig weiter über die Anzeigenreihen nach einer Stelle als farmhand, Obstpflücker, Holzfäller, Hausknecht — was tut so ein junger Taugenichts nicht alles in Amerika!

So also sah er aus, der vielgerühmte, goldene Westen! Ach, was hatte ich mir von dem Lande versprochen, als ich vor kaum vierzehn Tagen durch die Wüsten von Arizona und

Neu-Mexiko nach Westen »machte«! Bei jedem Tramp, der entlang des Schienenstrangs von dorther kam, hatte ich Erkundigungen eingezogen. Und wie hatten sie mir es geschildert mit der ganzen Farbenfreudigkeit einer glühenden Vagabundenphantasie als ein Land, in dem die Sonne niemals müde wird und die Dollars kein Ende nehmen! Und dann erst »Frisko«! Für zehn Cents könnte man dort in den japanischen Speisehäusern eine Mahlzeit bekommen, und zwar keine von den Wassersuppen wie in den Logierhäusern von Chikago oder St. Louis, sondern ein richtiges «square meal», auf das die Yankees schwören. Dabei würde auch der geringste Arbeiter niemals für weniger als drei Dollars pro Tag arbeiten. Doch Arbeit — wer mühte sich darum in einem Lande, wo die Feigen und Orangen wachsen und wo der Sommer jahraus-jahrein regiert.

So hatte man es mir ausgemalt, das sonnige Kalifornien. Und nun lief ich schon tagelang auf dem holperigen Pflaster San Franziskos umher, ohne etwas anderes zu sehen als die düsteren Wolken und die dicken Regentropfen, die der Märzwind durch die Gassen fegte. Das schlimmste aber war, daß es mit den Dollars auf die Neige ging. Ich hatte deren gerade noch zwei, und wo ich mir etwas dazuverdienen konnte, das war mir vorderhand noch ein Rätsel, denn es geht mit der Arbeit wie mit so vielen anderen Dingen — man findet sie überall, aber gerade dann, wenn man sie am nötigsten braucht, ist sie nirgends zu finden.

Hungrig und mißmutig ging ich von einer Arbeitsstelle zur andern, aber immer mit dem gleichen negativen Erfolg — überall war man »full handed«. In der Kearney-Street, damals — vor dem Erdbeben — die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, kam ich mir ganz erbärmlich vor zwischen all den wohlgenährten und gutgekleideten Menschen, die alle so geschäftig umhereilten, während ich so sehr viel überflüssige Zeit hatte.

Durch die großen Schaufenster der »lunch rooms« und »grill rooms«, in denen sich die Leute drängten, konnte ich die sauberen, weißgekleideten Köche sehen, wie sie mit der eleganten Handbewegung des Fachmannes die kleinen, appetitlich aussehenden Pfannkuchen aus der Bratpfanne aufhüpfen und auf die Sommerseite wieder zurückfallen ließen. Und als gar durch die offene Tür ein würziger Bratengeruch drang, da mußte ich die Dollars in der Tasche doppelt festhalten, damit die Braten und die Pfannkuchen mich nicht um mein Unterkommen für die kommende Nacht bringen möchten.

Wer schon in ähnlicher Lage gewesen ist, dem brauche ich das alles nicht erst auszumalen, und derjenige, an dem dieser Kelch zeitlebens vorübergegangen ist, der kann sich ja doch nicht vorstellen, wie verzweifelt man darüber werden kann. — Gegen Abend kam ich auf meiner Arbeitssuche nach dem Hafen hinunter. Dort wehte eine laue, salzige Brise, und die Luft war erfüllt von starkem Teergeruch, der von großen Reisen und von fernen Ländern zu erzählen schien. Von Zeit zu Zeit ertönte das laute Heulen der Sirene eines Dampfers, dessen gewaltige massige Gestalt langsam stromabwärts dem »Goldenen Tor« entgegenglitt. Ach, wer da nur gleich mitfahren könnte!

Plötzlich kam mir wieder der Gedanke an die Anzeige und ich holte mechanisch noch einmal die Zeitung hervor. „Wer weiß? Vielleicht wäre es gar nicht übel!" — „Ach was! Verrückte Idee!" ließ sich warnend eine innere Stimme vernehmen.

Und die Erkundigungen, die ich über die Sache einzog, klangen auch nicht sonderlich ermutigend. „Mensch," brüllte der dicke Bartender, als ich abends todmüde im Gasthaus »Zur Stadt Lübeck« ankam, „bist du denn übergeschnappt? Walfischfangen! Das kommt ja gleich hinter der Fremdenlegion!" Und der Dicke wußte, was es mit der Fremdenlegion auf sich hatte, denn er selbst war dort gewesen, nachdem er „aus Gesundheitsrücksichten" das juristische Studium an den Nagel gehängt hatte.

Doch das Unglück war nicht mehr abzuwenden. Das Ungewöhnliche und Abenteuerliche der Sache war zu viel für die einmal erweckte Phantasie meiner neunzehn Jahre. Als am nächsten Morgen um halb sechs der »Examiner« von der Presse kam, da hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als nach der bewußten Annonce Ausschau zu halten. Da stand sie immer noch:

„Greenhands wanted for whaling eruise,
Thomas Murray, shipping agency."

„Hingehen könntest du ja einmal," sagte ich mir mit raffiniertem Selbstbetrug, „das kostet nichts und verpflichtet zu nichts." — —

Er war nicht leicht zu finden, dieser Mr. Murray, denn er wohnte ziemlich weit abseits, in jenem Teile San Franziskos, der, nicht gerade wegen der sanften Sitten seiner Anwohner, unter dem Namen »Barbary Coast« (Barbarenküste!) einen wenig beneidenswerten Weltruf erlangt hat. Es ist das Matrosenviertel, oder vielmehr das Viertel derer, die den Matrosen auszubeuten pflegen. Ein Gewirr von engen Gassen und niedrigen, flachdachigen Häusern — zum Teil noch aus der mexikanischen Zeit. Auf dem holperigen Pflaster kommt man an chinesischen Opiumhöhlen, säuerlich duftenden japanischen Speisehäusern und rauchigen Seemannskneipen vorbei. Allnächtlich, wenn die Sonne hinter dem »Goldenen Tor« verschwunden ist und die trüben Gaslaternen ein unsicheres Licht über die Straßen der Vorstadt werfen, beginnt es auch dort an der Barbarenküste lebendig zu werden. Während der ganzen Nacht herrscht ein tolles Leben. Die kleinen Lokale und die Gassen sind erfüllt von Schreien, Singen und von dem Kreischen der Grammophone, von Ziehharmonika und Banjoklängen, von Nigger-Cake-Walks und mexikanischen Fandangotänzen. Kommt man aber, wie ich an jenem Tage, am frühen Morgen durch die Gegend, da lastet eine schwere, bleierne Katerstimmung darüber. Die dünnen Papiervorhänge hängen in Fetzen hinter

den Fenstern, die staubigen Lampions drohen jeden Augenblick herunterzufallen, die bunten Flaggen und all der andere grelle Firlefanz blicken trübsinnig von der rauchgeschwärzten Decke herab, verdächtig aussehende Gestalten in verlotterten Kleidern und mit übernächtigen Gesichtern lungern vor den Türen.

Mitten in jener ärmlichen Gegend, an einem der letzten Häuser der Batteriestraße, war über der Türe ein blauer Anker angebracht und darunter stand in großen Buchstaben zu lesen:

„Blue Anker Saloon
Thomas Murray
Sailors Boarding House and Shipping Agency."

Es war nichts weniger als ein stolzes Gebäude.

An den altersgrauen Wänden hatte der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk begonnen, und die vielen Stellen, an denen ein vorgeklebtes Zeitungsblatt den Windzug durch die mangelnde Fensterscheibe aufhalten mußte, ließen Raum für allerlei tiefsinnige Vermutungen über das Temperament der im »Blauen Anker« verkehrenden Gäste. Auf einer Bank vor der Tür lungerte ein verdächtig aussehender Kerl, ein Strandläufer, wie er im Buche stand, der mich mit seinem aufgedunsenen, stoppelbärtigen Gesicht aufmerksam betrachtete. Das alles sah nichts weniger als einladend aus, darum machte ich auch nach kurzem Zögern gleich wieder »kehrt marsch!« nach der inneren Stadt.

„J say, young fellow! Warum so eilig, mein Junge?" hörte ich da hinter mir rufen. Ich drehte mich um und sah den Strandläufer vor mir. „Hol mich der Teufel," sagte er, indem er mir freudestrahlend die Hand entgegenstreckte, „ich will in meinem Leben keinen Tropfen Whisky mehr trinken, wenn du nicht Johnny bist, der vor drei Jahren an Bord der »Glen Bank« Leichtmatrose gewesen ist."

„Ach was!" fuhr ich ihn ärgerlich an; denn so grün war

ich doch nicht mehr, um auf diesen Trick hereinzufallen. „Such dir einen anderen Dummen. Ich heiße nicht Johnny, bin nie auf der »Glen Bank« gewesen und überhaupt noch nie zur See gefahren!"

Aber ein echter Strandläufer läßt sich nicht so leicht abschrecken. „Schon gut, schon gut," sagte er beschwichtigend, „aber einen Whisky könntest du trotzdem ausgeben für einen durstigen Seemann."

Um das Unglück voll zu machen, mischten sich auch noch zwei herumlungernde Seemannsliebchen ins Gespräch.

„You bet," sagte die eine mit sirenenhaftem Lächeln, „Scotty ist ein feiner Kerl, für den kannst du einen ausgeben! Und Geld hast du auch, das weiß ich, denn ich bin selbst dabei gewesen, wie du gestern auf dem englischen Konsulat von der »Pacific Queen« abgemustert hast. Mit einem grellen, unverschämten Lachen fuhr mir die andere dabei mit der Hand in die Tasche, um sich selbst von meinem Reichtum zu überzeugen.

Das Ende war, daß ich mich schließlich doch noch zu einer Runde im »Blauen Anker« bequemen mußte, denn es ging nach der Melodie: „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt." — Dem anspruchslosen Äußeren entsprach das Innere der kleinen Schenke. Eine richtige Seemannskneipe mit solidem, handfestem Mobiliar, sägemehlbestreutem Fußboden und erfüllt von einer dicken, muffigen Atmosphäre, die von billigen Branntweindünsten, schalen Biergerüchen und starkem Seemannstabak gesättigt war. Trotz der noch frühen Stunde war das Lokal schon stark besetzt, und der mit hemdärmeliger Geschäftigkeit seines Amtes waltende »Boß« hatte alle Hände voll zu tun, um aus der wohlbesetzten Flaschenbatterie, die aus dem Halbdunkel des Hintergrundes hervorschaute, die Whiskys und Brandys und wie die Gifte alle heißen mögen, den durstigen Gästen vorzusetzen.

Es war ein buntgemischtes Publikum, wie ich es noch nie

zuvor gesehen. Lebhafte, vorlaute »Cockneys«, deren breitem Dialekt man anhörte, daß ihre Wiege im Schatten der Londoner St. Paulskathedrale gestanden hatte, rothaarige, raufluſtige Söhne der grünen Inſel, weſtindiſche Mulatten, ſchwarze wollköpfige Senegaleſen und andere, von denen man beim beſten Willen nicht ſagen konnte, ob Sem, Ham oder Japhet ihr Stammvater geweſen war. Sie alle hatten ſich im »Blauen Anker« zuſammengefunden, und Thomas Murrays Feuerwaſſer war das einigende Band, das ſie alle umſchlang.

Nachdem wir uns bis zur Bar durchgearbeitet hatten, warf ich voll Reſignation meinen vorletzten Dollar auf den Schanktiſch und zugleich einen hilfloſen Blick auf die glänzende Reihe unzähliger, verſchieden etikettierter Whiskyflaſchen.

„Was wollt ihr trinken?“ drängte ungeduldig der Wirt und vermehrte dadurch noch meine Verlegenheit. Doch da ſprang Scotty in die Breſche und beſtellte mit Kennermiene für mich einen »Johnny Walker«, für die beiden Ladies je einen »Tommy Atkins«, für ſich ſelbſt aber eine »Leuchtkugel«.

Das Zeug ſchmeckte abſcheulich und brannte wie konzentrierte Schwefelſäure.

„Das iſt der Stoff, der den Bart wachſen macht!“ verſicherte Scotty mit tiefem Seufzer und beſtellte noch eine Runde, natürlich auf meine Rechnung.

„Grünhorn?“ fragte der Boß mit einem verdächtigen Seitenblick auf mich, während er die Gläſer wieder füllte.

„Ja,“ antwortete Scotty, „ein Grünhorn, ſo grün wie man ſie eben findet, aber by jingo!, wir werden ſchon einen Seemann aus ihm machen!“ Und dann ſchaute mich der Boß wieder an von oben bis unten. Er war, trotz ſeines angelſächſiſchen Namens, ein Grieche und hatte den ſcharfen, ſtechenden Blick des Südländers und ein bleiches Geſicht, das ausſah, als ob es ſeit dem trojaniſchen Krieg nicht mehr raſiert worden wäre. „Spos'm you like stop here allright, J give you whiskey, eat,

sleep, plenty whisky! You allright stop here," hub er an in seinem sonderbaren Pidgin-Englisch. (Auf Deutsch ungefähr: „Du bei mir bleiben. Fein! Ich dir geben Whiskey. Essen, Schlafen, viel Whiskey.")

„Allright, Boß! Alles klar und schiffsgemäß," unterbrach ihn ein rothaariger Irländer, der sich groß und breitschulterig vor der Bar aufpflanzte, gefolgt von einem jungen Mann, dem man schon von weitem den Farmer ansah.

„Well," wandte sich der Wirt an den jungen Mann, „kennst du deine Lektion? Wenn dich jetzt der Kapitän fragen wird, ob du schon zur See gefahren bist, was wirst du dann antworten?"

„Yes, sir!"

„Schön, aber beileibe das »sir« nicht vergessen! Das letzte Schiff, auf dem du gefahren bist?"

„Englische Viermastbark Springbank, von Antwerpen, sir!"

„Als was gefahren?"

„Able seaman, sir." (Vollmatrose.)

Der Boß schmunzelte vor Vergnügen — der Kandidat hatte das Examen glänzend bestanden. „Ganz recht," ermunterte er ihn, „sage nur das, was ich dir vorsage und du kannst heute abend schon draußen auf See sein, auf der Reise nach Australien. Dort willst du doch hin? Aber deinen Cowboy-(Farmer-)Hut wollen wir doch lieber hier lassen, der könnte alles verraten. Hier diese Wollmütze macht sich besser für einen Seemann."

Mit Staunen beobachtete ich diesen Vorgang. Dieser Mr. Murray verstand sich jedenfalls auf mehr als einen Trick! Mir wurde ganz unheimlich zumute. Wer weiß, was der Mann mit mir noch im Schilde führte!

Trotz der schönen Dinge, die er mir so großmütig angeboten, hatte ich nur noch den einen Wunsch, möglichst schnell den »Blauen Anker« wieder von außen zu besehen. Doch das war leichter gesagt als getan, denn an jenem Morgen ging es

hoch her in der kleinen Schenke. Es lagen viele Segelschiffe auf der Reede klar zur Ausreise, und die angemusterten Mannschaften beeilten sich, vorher noch ihre Vorschußnote in Thomas Murrays Feuerwasser umzusetzen, denn

„Was nützet dem Seemann sein Geld,
Wenn er doch ins Wasser fällt",

so heißt es schon in einem ebenso alten, wie geistreichen Matrosenlied. Wehe dem, der da nicht „mittun" will, wenn er „einen ausgibt", denn Teufel und Kavalier wohnen eng zusammen in der Seele des Seemanns, der sich „drei Strich im Wind" befindet.

Noch heute sehe ich ihn vor mir, den langen Mulatten mit der breiten, schreiend roten Krawatte und dem hohen Stehkragen, dessen nicht mehr ganz weiße Fläche sich gar elegant von der dunklen Gesichtsfarbe abhob. Aus der unergründlichen Tiefe seiner Hosentasche holte er eine zerknitterte Pfundnote nach der anderen hervor und warf sie über die Bar mit so viel Grandezza, wie es nur ein Nigger fertig bringt: „Ich werde das Haus freihalten! Noch eine Runde für alle Mann!"

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als mit den Wölfen zu heulen und — zu trinken. Eine Weigerung hätte böse Worte, vielleicht gar einen Boxkampf im Gefolge gehabt, und dazu verspürte ich nicht die geringste Lust, denn der schwarze Gentleman sah groß und stark genug aus, um Jack Johnson*) selber zu sein.

Desto besser amüsierten sich bei diesen Orgien die beiden »Ladies«, die mich mit hereingebracht hatten. Der Whisky schien ihr ureigenes Element zu sein. Sie ließen das brennende Giftgemisch in den durstigen Kehlen verschwinden, als ob es Limonade wäre, und dabei blieben sie so nüchtern, als ob sie draußen am Cliffhaus »ice cream soda« schlürften. Wenn

*) Jack Johnson. Ein großer Neger. Damals der erste Boxkämpfer der Welt.

sich aber für einen Augenblick das Ausgeben eines neuen Whiskys verzögert hatte, so stieg wohl eine der beiden auf eine der rohgezimmerten Bänke, schüttelte das wilde Haar aus dem weinroten Gesicht und stimmte mit kreischender Stimme, aber mit echt nautischem Bootmannstonfall ein Seemannsschanty an, etwa wie dieses:

„I'm a flying fish sailor
Just come from Hongkong"

(Bin ein Fliegfischmatrose,
Komm' grad' von Hongkong.)

worauf ein Orkan von rauhen Seebärenstimmen das Lokal durchbrauste:

„J ho, he, blow the main down!"

Es sind nun schon reichlich zehn Jahre darüber hingegangen — eine lange Zeit in einem wechselvollen Leben — und ich kann mich heute nur noch sehr unklar alles dessen entsinnen, das weiterhin im »Blauen Anker« vorgefallen ist. Noch heute mache ich mir zuweilen Gedanken darüber, wie ich dazu gekommen, mich weiter mit der Gesellschaft einzulassen. Es muß die fatale »Komme-was-will«-Stimmung gewesen sein, die ein leerer Geldbeutel mit sich bringt. Auch das Abenteuerliche dieser alten Seemannskneipe wirkte auf mein für derartige Dinge so empfängliches Gemüt. Und dann der für solche Fälle wohl künstlich präparierte Whisky! — O, wenn ich daran denke, daß dieses Giftgemisch mich drei Jahre meines Lebens gekostet hat!

Dunkel erinnere ich mich noch, daß der Wirt mit einem großen Papierbogen kam, auf dem ich unterschreiben sollte, und wie er in helle Entrüstung geriet, als ich einen schüchternen Einwand wagte: „Eigentlich müßte ich doch erst wissen, Mr. Murray —"

Diese bescheidene Bemerkung schien den Nachkommen Agamemnons in höchsten Zorn zu versetzen. Unwillig schüttelte er das fezbedeckte Haupt, und mit den Händen beschrieb er phantastische Pantomimen. „Was gibt's hier zu wissen?" fuhr er mich an. „Meinst du, ich führe mein Boardinghouse für meine Gesundheit? Unterschreib' oder laß es bleiben! Hier geht alles geschäftsmäßig. Kein Schwindel und kein Shanghaien in Thomas Murrays Haus!" Eine ganze Rede hielt er mir, mit großer Zungenfertigkeit, mit voluminösen Gesten und einem großen Aufwand von sittlicher Entrüstung.

Und am Ende hat er mich doch noch hypnotisiert, denn — zweifelnd und zögernd zwar, und mit einem bösen Gewissen — habe ich junger Narr den Wisch unterschrieben. Von diesem Augenblick an hatte ich mich, wenn auch unbewußt, für den Griechen in ein beträchtliches Wertobjekt verwandelt, denn wenn es ihm gelang, mich an Bord des Schiffes zu bringen, so war ihm die Hälfte meiner Vorschußnote von 40 Dollars sicher. Außerdem stand ihm aber noch eine Prämie von mindestens gleichem Betrag in Aussicht. »Blood money« — Blutgeld nennt es der Seemann. Die Sache mußte sich deshalb möglichst schnell abwickeln, ehe ich Zeit hatte, mich eines Besseren zu besinnen.

Joe, ein stämmiger Norweger, und dem Anschein nach der Gesellschafter des Griechen, nahm mich denn auch sogleich ins Schlepptau nach der Californiastraße, wo Liewei (zu Deutsch Levy) ein Ausrüstungsgeschäft für Seeleute unterhielt. Es war ein großer, finsterer Krämerladen, wo man für teures Geld alles kaufen konnte; von einem Paar wasserdichten Seestiefeln bis zu einem ausrangierten Zylinderhut. Dort angelangt, machte sich Joe sofort an die Beschaffung der Ausrüstungsgegenstände — Ölzeug, Seestiefel, Mütze, Seife. Tabak? Natürlich! Zwar hatte ich noch nie die kleinste Zigarette, viel weniger denn eine Pfeife Seemannstabak geraucht, aber ein solches Eingeständnis hätte doch gar zu landrattenmäßig ausgesehen und dann —

warum sollte ich dem Kerl etwas schenken? Alle diese Herrlichkeiten wanderten in einen leinenen Seesack, wie sich's gebührt.

Bei solchem Seesack fängt erst der Seemann an. Er ist der Rubikon, der ihn von den übrigen Menschenkindern trennt. Ich aber wurde mir dieser Tatsache nicht bewußt. Verwundert schaute ich dem Beginnen zu, und doch so gleichgültig, als ob ich von allen Menschen im Laden derjenige wäre, den die Sache am wenigsten anginge. Mir hatte ja der Norweger diese Arbeit abgenommen, und er nahm sich mit großem Eifer der Sache an. Daß es kein selbstloser Eifer gewesen ist, das habe ich erst nachträglich an Bord erfahren.

Andere Seeleute kamen und gingen, meist alte Matrosen, die unter Schachern und Feilschen ihre Seesäcke füllten, aber auch Grünhörner waren darunter, die ohne weiteres die Apothekerpreise bewilligten, wie Grünhörner das zu tun pflegen.

Während Joe noch mit dem alten Levy unterhandelte, nahm sich ein alter Seebär meiner an, ein langer Kerl mit magerem Gesicht und einem Ziegenbart unter der glattrasierten Oberlippe, wie der leibhaftige Onkel Sam.

„Well, stranger," sagte er, indem er bedeutsam den Ziegenbart strich, „bist wohl noch nie zuvor zur See gewesen?"

„Nein!" antwortete ich der Wahrheit gemäß.

„Kennst du den?" fuhr er fort, indem er auf Joe deutete.

„Noch nie vorher gesehen!"

„Hm, dachte ich mir! Aber ich kenne ihn. Einer von den schlimmsten Landhaifischen im Hafen von Frisko. Wenn ich dir also einen guten Rat geben darf — —"

Trotzdem er diese Worte mit unterdrückter Stimme gesprochen hatte, waren sie dem Norweger doch nicht entgangen.

„Ich will Euch lehren, mir die Grünhörner abspenstig zu machen," stieß er zwischen den Zähnen hervor und versetzte dem alten Mann einen Faustschlag ins Gesicht, so daß er bewußtlos zu Boden stürzte.

Wenn irgend etwas, so hätte dieses Erlebnis mich noch im letzten Augenblick zur Besinnung bringen sollen, doch mein bißchen Verstand ist an jenem Tage wohl überhaupt abwesend gewesen. „Welch' leichtsinniger junger Narr," höre ich sagen, aber wer noch nie in düsteren Seemannskneipen einen brennenden Wasserkant-Whisky getrunken hat, der werfe den ersten Stein auf mich. — —

Man ließ mir auch keine Zeit, zur Besinnung zu kommen. Von Levys Laden brachte man mich mit noch mehreren anderen nach dem Gebäude der Hafenverwaltung, wo uns ein uniformierter Mann aus einer umfangreichen Akte eine lange Litanei vorlas, der niemand zuhörte.

Das war leichtsinnig. Aber wenn wir auch aufgepaßt hätten wie die Jagdhunde, so hätte doch keiner von uns von alledem etwas verstanden, denn es gehört schon das Verständnis eines guten Juristen dazu, um sich in dem Paragraphengestrüpp einer Musterrolle zurechtzufinden. Und selbst dieser hätte in diesem Falle die Waffen strecken müssen vor der murmelnden Sprache des Vorlesers, die ebensogut Polnisch wie Chinesisch sein konnte. Gerade vier Jahre nach den Ereignissen, von denen ich hier berichte, habe ich in demselben Haus für eine Reise nach Australien angemustert. Und es waren wieder dieselben Paragraphen, die derselbe Vorleser mit seiner eintönigen Stimme herunterleierte. Und zu meiner Schande muß ich sagen, daß weder ich noch einer der anderen besser aufgepaßt hat wie vier Jahre zuvor.

„Seid ihr alle einverstanden?" fragte er, nachdem er geendet. Mehrmals mußte er die Frage wiederholen, ehe die Leute ihre Unterhaltung abbrachen und gemeinschaftlich antworteten: „Alles einverstanden!"

Und dann setzten sie der Reihe nach ihre Unterschrift auf den Bogen. —

Wie dem auch sei, ich musterte also an auf einem Schiff,

dessen Namen ich nicht kannte, für eine Reise, von der ich nicht wußte, wohin sie ging, wie lange sie dauerte, noch was sie mir einbringen sollte.

„Na, mach' deine Sache gut!" rief mir der Norweger vom Pier aus zu, als ich in dem Motorboot saß, das mich an Bord des auf der Reede liegenden Schiffes bringen sollte, „vergiß die Adresse nicht, wenn du zurückkommst!"

Nein, ich habe sie nicht vergessen, bis zum heutigen Tage:

„Thomas Murray,
Sailor's Boarding House and Shipping Agency."

Ich werde sie nicht vergessen, und wenn ich tausend Jahre lebe!

Der Führer des Bootes war ein alter, deutscher Seebär, der meine Lage sofort durchschaute. „Ich will dir nicht bange machen," sagte er mit bedenklicher Miene, „aber ich will nur hoffen, daß du wieder alltosammen to Muttern kömmst."

Doch da waren wir schon längsseit der schwarzgeteerten Schiffswand. Dicht unter dem Heck des plumpen Fahrzeugs fuhren wir vorbei, wo der Name und der Heimatshafen in großen Buchstaben angemalt war:

„Bowhead.
Brockton, Massachusetts."

Ein wollköpfiger Neger mit einem pechschwarzen Gesicht erschien an der Reeling und warf uns ein Tauende zu.

„Ein bißchen fix da unten!" brüllte er, als ich mich einen Augenblick zögernd umsah, „glaubst du, ich hätte Zeit, den ganzen Tag zu warten, bis es dir gefällig ist?" Kaum war ich an Deck angelangt, als ein langer Yankee mit einem Gesicht wie eine wütende Katze auf mich zukam. Wohl der größte Mensch, den ich je gesehen habe.

„Geh' nach vorne!" sagte er mit mißmutiger Miene, nachdem ich ihm den Zettel des Heuerbas übergeben hatte. Ich tat,

wie mir geheißen, aber vorher warf ich noch einen langen Blick nach oben, in das Gewirr von Tauen und Blöcken, das mir vorderhand noch ein einziges Mysterium war. Mehr aber noch als dieses fesselte mich eine Art Backofen, der auf dem Verdeck, achterkant vom Großmast, eingebaut war. Was wohl der Backofen an Bord eines Schiffes zu tun hatte?

Ein großes Durcheinander von Kisten, Fässern, Tauenden usw. füllte das Verdeck, und abenteuerlich aussehende Menschen von undefinierbarer Rasse machten sich dazwischen zu schaffen. Der Riese mit dem Katzengesicht stand auf der Großluke und rief den in der Takelage arbeitenden Leuten seine Befehle zu, die er mit einer Sündflut wenig schmeichelhafter Attribute begleitete.

„Du dort, du Grünhorn!" unterbrach er plötzlich meine Betrachtungen, „wer hat dich geheißen, hier herumzustehen? Mach, daß du nach unten kommst!"

Da half keine Widerrede. Schleunigst schulterte ich meinen Seesack und verschwand nach vorne, wo ich mich eine ganze Weile ratlos umsah, bis sich der Koch, ein rabenschwarzer Neger mit einer nicht mehr ganz weißen Schürze, meiner annahm.

„Warum treibst du dich hier herum?" fragte er teilnahmsvoll, „tätest dich besser bei Zeiten nach einer Koje umsehen."

„Ich weiß aber doch gar nicht —"

„Ah, du weißt nicht? — Mensch, bist du aber grün!"

Dann nahm er mich beim Arm und wies mir den Weg nach einer Luke vor der Back, durch die eine steile, halsbrecherische Treppe in einen völlig finsteren Raum führte, von wo wildes Schreien und Singen ins Freie drang. Denn es ging hoch her dort unten, und die Whiskyflaschen machten die Runde. Es dauerte eine Weile, ehe ich bei dem trüben Schein der qualmenden Lampe eine Koje gefunden hatte, wo ich meine sieben Sachen verstauen konnte. Dann ging ich schleunigst wieder an Deck, denn dort unten zwischen den wildfremden Menschen, in

der muffigen Atmosphäre und den scharfen Whiskydämpfen war mir gar unheimlich zumute.

Es war dort oben schon Feierabend, und nach der lärmenden Geschäftigkeit des Tages herrschte eine wohltätige Stille. Draußen, jenseits des »Goldenen Tores«, hing der feurige Sonnenball schon tief über den blauen Fluten, und seine letzten Strahlen übergossen die weite Bai und die umgebenden Hügel in ihrem jungen, hellgrünen Frühlingskleid mit einem weichen, verträumten Lichte.

Die stolzen Segelschiffe auf der Reede, neben denen der »Bowhead« gar armselig aussah, wiegten sich leise vor ihrem Anker.

Von Zeit zu Zeit glitt das braune Segel eines Fischerboots vorüber, oder eines der großen Fährboote zog puffend und plätschernd seines Weges, gefüllt mit zufriedenen Menschen, die nach des Tages Arbeit in der staubigen City nach ihren Wohnungen auf der andern Seite der Bai zurückkehrten.

Und wie dann den letzten Sonnenstrahlen die Schatten der Nacht auf den Fersen folgten und drüben in der Stadt sich Licht an Licht entzündete, da wurde mir gar traurig zumute. Mir ahnte Böses, aber hätte ich nur den zehnten Teil von dem vorausgesehen, was mir in den nächsten drei Jahren im Lande der Mitternachtsonne, an Bord dieses unheimlichen Schiffes, bevorstand, so hätte ich es sicherlich gewagt, mit einem verzweifelten Schwimmversuch noch im letzten Augenblick der Schlinge zu entgehen, die ich mir selber um den Hals gelegt hatte.

Auf See.

Die Ausreise. — Neue Eindrücke. — Mister Johnson sucht sein neues Schiffsvolk zusammen. — Eine gemischte Gesellschaft. — Ich mache die Bekanntschaft einer gewichtigen Persönlichkeit. — Ein schwieriger Auftrag. — Mr. Lees böse Ahnungen. — Der Meistervagabund. — Ein mageres Menü. — Cracker hasch. — Schneeball, der Koch, spinnt ein Garn. — Nick, der Bootsteurer, weiht mich in seine geheimsten Gedanken ein.

Am anderen Morgen ging der »Bowhead« in See.

Noch heute, obwohl schon über zehn Jahre darüber hingegangen sind, erinnere ich mich dieser Stunde, als ob es gestern gewesen wäre, denn sie war eine der verhängnisvollsten und folgenreichsten meines Lebens.

Es war ein sonniger Frühlingsmorgen des Jahres 1903. Ein Tag voll lebendiger Brise und silbernen Sonnenscheins. Weiße, wollige Windwolken tauchten über dem westlichen Horizont auf und segelten in eiligem Lauf über das dunkle Blau des südlichen Himmels. Blau und lebendig wie dieser war auch die See, bunt durchzogen von dunkelvioletten Linien und hellgrünen Wellenköpfen, auf denen da und dort eine silberne Schaumflocke tanzte. Und jedesmal, wenn die See an den schwarzgeteerten Planken des »Bowhead« zerschellte, da spritzte ein feiner Sprühregen auf, in den die zitternden Sonnenstrahlen einen bunten Regenbogen zauberten. Im Osten zog sich die langgestreckte Küste von Kalifornien hin, über die der goldene Ball der aufgehenden Sonne dunkle Schatten warf; und im Süden, auf den der Bai von San Franzisko vorgelagerten Inseln blitzte noch immer, trotz des hereingebrochenen Tages, das helle Blinkfeuer des Leuchtturmes von Farellones.

Ringsum war die blaue Fläche lebendig mit ein- und auslaufenden Schiffen. Kaum hundert Faden neben uns an Back-

bord fuhr im Kielwasser eines qualmenden Schleppers eine stolze Viermastbark. Die braungestrichenen Masten glänzten im Licht des frühen Tages und in dem scheinenden Braßwerk spiegelte sich die Sonne. Vom Heck wehte die schwarz-weiß-rote Flagge. Gerade voraus lag still und unbeweglich der schwarze Koloß eines englischen Trampdampfers, der mit der grellen, mißtönenden Stimme der Dampfsirene den Lotsen rief. Da und dort glitt das braune Segel eines Fischerboots oder eines Küstenschoners vorüber.

Langsam ging es an diesem bunten Leben vorbei nach der großen Einsamkeit der hohen See. An dem großen eisernen Poller vor der Back war die dicke Stahltrosse befestigt, an deren anderem Ende der kleine, schwarze, eigensinnige Schlepper seine Bahn durchs Wasser pflügte. Schwarze, qualmende Rauchwolken stiegen aus seinem Schornstein auf und wälzten sich über das Verdeck unseres Schiffes, indes die mächtigen Schaufelräder durch das Wasser plätscherten wie die Hufe eines stämmigen Pferdes, das einen schweren Lastwagen durch den seichten Flußlauf schleppt.

Aber auch bei uns war man derweilen nicht müßig. Alles war voll hastigen Lebens. Ein seltsam abenteuerliches Bild, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte. Geschäftige Menschen rannten scheinbar kopflos hin und her bei einer Arbeit, von deren Hergang ich keine Ahnung hatte. Die schweren Tauenden, die vorher in großen Buchten so schön ordentlich an den eisernen Belegnägeln gehangen, wurden rücksichtslos heruntergeworfen und lagen in wildem Durcheinander auf dem Verdeck umher. Hoch oben in der Takelage schwangen langsam und schwerfällig, mit lautem Knarren und Stöhnen die schweren Rahen hin und her. Die dicken Schootketten rasselten und klirrten, und die vom langen Stilliegen eingerosteten Braßblöcke ächzten und kreischten ob der ihnen plötzlich zugemuteten Arbeit. Flatternde Leinwand kletterte munter an den Stagen

in die Höhe. Taue wurden angeholt, andere losgeworfen. „Jo, ho! Jo, hi, ho!" ertönten von überall her die aufmunternden Zurufe. Fremdartige, unverständliche Kommandos schwirrten durch die Luft. „Haul away that main t'gallant stays'l! — b'lay! — all gone the fore brace, sir — haul away — — —." „Hier, du da!" fuhr mich plötzlich einer wütend an, „gehörst du etwa nicht zum Schiff? Dann faß mal gefälligst mit an! — Nein, beim Teufel, hier nicht — dort auch nicht — Menschenskind, wie kann man nur so holzköpfig sein!"

Im Nu hatte sich das Aussehen des Schiffes verändert. Wo vorher nur ein Gewirr von Masten, Ketten, Tauen und Blöcken gewesen, da breiteten sich nun große Flächen von weißem, scheinendem Segeltuch. Schon begannen sich die leichteren Segel zu füllen, und das Schiff fing an, sich leise nach Lee überzulegen vor dem Druck der frischen, südöstlichen Brise. Dreimal tutete der Schlepper mit der gewichtigen Stimme seiner Dampfsirene. Dann warf er die Trosse los, und langsam dampfte er wieder nach dem »Goldenen Tor« zurück. Seltsam bewegt schaute ich ihm nach.

„Achteraus alle Mann!" ertönte da eine Donnerstimme.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Befehl ausgeführt war, denn für eine Landratte — und das war, wie ich bald zu meiner nicht geringen Genugtuung feststellen konnte, der größte Teil der neugemusterten Mannschaft — ist es gar nicht so einfach, das Vorder- und Hinterende eines Schiffes voneinander zu unterscheiden. Nach viel Geschrei und gräßlichem Fluchen gelang es endlich, alle verlorenen Schafe zu Füßen des erhöhten Achterdecks zu versammeln, wo sich auch die Steuerleute und Harpuniere bereits eingefunden hatten. Verwundert fragte ich mich, was jetzt wohl kommen würde. Ein Blick auf die harten Gesichter jener alten Walfischfänger, die fortan unsere Vorgesetzten sein sollten, ließ Schlimmes befürchten. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Einem Maler auf der Suche

nach Moliven für Seeräuber, Meuterer, Sklavenhändler oder dergleichen hätte bei ihrem Anblick das Herz im Leibe gelacht. Alles, was in einem ordentlichen Seeräuberroman zum Inventar gehört, war dort vertreten. Stämmige Neger mit breiten Schädeln und dicken, aufgeworfenen Lippen, westindische Mulatten mit gelben, pockennarbigen Gesichtern, schokoladenfarbige Kanaken aus der Südsee und lange, dürre Portugiesen. Die phantastischste Figur von allen war jedoch Mr. Johnson, unser erster Steuermann, eben jener unendlich lange Gentleman mit dem Katzengesicht, der mich schon bei meiner Ankunft an Bord so liebenswürdig begrüßt hatte. Mit seinen reichlich gemessenen sechs Fuß überragte er alle Umstehenden fast um Haupteslänge. Die langen Beine umschlotterten weite Beinkleider von piratenhaftem Schnitt, die vermittelst eines breiten Tuchgürtels von schreiender Farbe befestigt waren. Ein gewaltiger, tief in die Stirn gedrückter Schlapphut von unmöglicher Form erhöhte noch das Phantastische in seinem Auftreten. Er war gerade dabei, die hieroglyphenhafte Inschrift auf einem Bogen Papier — offenbar eine Art Namensverzeichnis — zu entziffern, die er mit beiden Händen abwechselnd bald weit weg, bald dicht vor die Nase hielt. Sein Gesicht war finster, und er grunzte förmlich über der ungewohnten Arbeit.

„Alle Mann hier?", sang er aus, als keine neuen Ankömmlinge mehr erschienen.

„Jawohl, Herr," antwortete einer der Steuerleute diensteifrig, „ich glaube nicht, daß noch einer vorne ist. Habe alles durchsucht und keinen mehr gefunden."

Nun musterte Mr. Johnson noch einmal sein neues Schiffsvolk. Mehrmals schritt er auf und ab und ließ dabei seine kleinen, stechenden, unruhig tanzenden Augen von einem zum andern wandern. Dann blieb er vor der Treppe zum Achterdeck stehen, spuckte einen Prim über die Seite, und nachdem auf

diese Weise seine Würde genügend gewahrt schien, kam er auf uns zu.

„Du da!" wandte er sich an mich, der ich ihm offenbar als das größte der Grünhörner aufgefallen war, „wer hat dich an Bord gebracht?"

„Thomas Murray von der Batteriestraße."

„Dacht' ich mir," fuhr er fort, während er mich mit einem dolchartigen Blick durchbohrte, „noch nie was Gutes gesehen, was von Thomas Murray gekommen ist. Schon mal zur See gefahren?"

„No," antwortete ich kleinlaut.

„No, sir!" verbesserte Mr. Johnson mit strenger Miene, „laß mich das nicht noch einmal sagen! — Schon mal einen Bootsriemen in der Hand gehabt?"

„No — sir!" beeilte ich mich hinzuzusetzen.

„Nicht? Ja, für was, zum Teufel! bist du denn überhaupt gut?"

„Aber stark ist er," mischte sich hier die näselnde Stimme eines mageren Mannes mit einem schmalen, lederfarbigen Yankeegesicht ins Gespräch, „stark wie ein junges Pferd, bei Gott! Ich nehme ihn für meine Bootsmannschaft, wenn Sie nichts dagegen haben, Mr. Johnson."

„He?" fragte dieser, indem er sich unwirsch nach dem Sprecher umwendete.

„Möchte ihn für meine Bootsmannschaft, Sir."

„Nehmen Sie ihn!"

So kam ich zu Mr. Lee, und ich war es zufrieden, denn von all den grimmig aussehenden Menschen schien er noch der harmloseste, wenigstens nach dem Äußeren zu urteilen. Er verstand sich sogar auf ein Kompliment. „Denke, daß du ein anständiger Kerl bist," sagte er zu mir, „ich mag dich gut leiden, aber wenn du nichts lernen willst, dann werde ich dir das Le-

ben schon interessant machen, und wenn du mir schmutzige Tricks spielen und bei der Arbeit zurückhängen willst, brech' ich dir's Genick, ehe du Zeit hast, auf drei zu zählen!"

Inzwischen hatte sich Mr. Johnson schon ein anderes Opfer ausersehen.

„Und was willst denn du hier, mein Sohn?" wandte er sich an einen schmächtigen Jungen von siebzehn Jahren, der aber aussah, als ob er vierzehn wäre, „was bist du denn an Land gewesen?"

„Farmer," antwortete eine dünne Stimme.

„Was — —?"

„Farmer!" Das Stimmchen klang noch etwas heller und dünner.

„Natürlich," sagte Mr. Johnson nachdenklich, „daß du kein Professor bist, kann ich mir denken. Aber das Farmersein wollen wir dir schon austreiben. Vorderhand kannst du mal Kajütsjunge spielen. Zum Kartoffelschälen bist du ja hoffentlich gut genug."

„Steward!" rief er einem rothaarigen Irländer zu, der sich übereifrig vordrängte, „da ist der neue Kajütsjunge. Macht ihm das Leben interessant. 's ist nicht nötig, daß man ihn mit Samtpfoten anfaßt."

In dieser Weise fertigte der Schiffsgewaltige einen nach dem anderen ab, und für jeden hatte er dabei eine besondere Liebenswürdigkeit. Einer nach dem andern wurden die Namen von der großen Liste heruntergebuchstabiert. „Joe, Jim, Jack, Charley — na, Charley, muß ich dich zweimal rufen?" Und dann durchbohrte er noch einmal jeden einzelnen mit seinen scharfen Augen und murmelte dazu etwas wie „zusammengewürfelte Bande", „taugt nicht viel". Und mit lauter Stimme: „Schlag acht Glas, einer von euch! Geh' nach vorn die Steuerbordwache!"

Da ich der letzteren Wache zugeteilt war, hatte ich nun die

nächsten vier Stunden frei, und wäre ich ein richtiger Matrose gewesen, so hätte ich mich gleich nach meiner Koje umgesehen; aber als Landratte wußte ich den Wert des Schlafes auf See noch nicht zu schätzen, und außerdem war mein Kopf noch zu sehr erfüllt von all dem Neuen, als daß ich darüber hätte einschlafen können. Noch lange stand ich an jenem Morgen auf der Back, gegen das Fockstag gelehnt, und schaute über die niedrige Reeling hinweg nach Osten, wo die blauen Hügel von Kalifornien immer tiefer und tiefer sanken und ihre Umrisse immer matter und verschwommener wurden, bis sie schließlich in dem blendenden Licht des sonnigen Tages zerrannen und den »Bowhead« ganz allein, als eine Welt für sich, auf dem weiten Meer zurückließen. Und dann hingen die Augen an dem ungewohnten Bild der schwellenden Segel und der schwingenden Masten und an der schäumenden Bugwelle, die das Schiff in eilendem Lauf durch die Fluten zog. Jetzt erst hatte ich Zeit, in Ruhe die neue Welt zu betrachten, in die ich so unerwartet hineingeraten war. Ein trostlos nüchternes Bild! Auf leichte, gefällige Linien, hohe, schlanke Takelage, und was sonst noch die Schönheiten eines Fahrzeuges ausmacht, hatte der Erbauer dieses Schiffes offenbar wenig Wert gelegt. Hier war alles plump, solide und hausbacken „business like". Schwarz geteert und gestrichen waren die Masten und Rahen und ebenso die Außenseite des Schiffes. An der ehemals weißen Farbe der Decksaufbauten zeigten schwarze, rußige Flecken die Spuren der Arbeit beim Übernehmen der Ladung. Und dann die schmierigen, tranigen Fässer ringsumher, die mit starken Tauen festgelascht waren, und der Backofen, auf dessen Dach merkwürdigerweise ein mächtiger Stoß von breiten Brettern ruhte, das alles konnte mich nicht heiterer stimmen.

Großer Gott! — Wer mir das vor 24 Stunden prophezeit hätte! Wo waren doch damals meine Gedanken? Mit dem Frachtzug wollte ich nach Kolorado fahren, wo man in

den Minen drei Dollars täglich verdient; nach Arizona, nach Neu-Mexiko wollte ich gehen, wo auf den Ranchos das Pflügen mit acht Mauleseln anderthalb Dollars täglich einbringt — aber auf einem Walfischfänger — — und allem Anschein nach für eine lange, lange Reise; auf wie lange? Und wohin? Ja, wer das bloß wüßte. — — —

Mein Gedankengang wurde jäh unterbrochen, als der Mann am Ruder zwei Glas, ein Uhr, schlug und ein großer, brauner Kanake nach vorne kam, um an der Glocke über der Back mit zwei dröhnenden Schlägen zu antworten. Er musterte mich von oben bis unten mit einem spöttischen Grinsen. „Was willst du da oben, du Grünhorn? Hast du jetzt Wache an Deck?"

„No," entgegnete ich ziemlich ungnädig, denn die vielen Niggers begannen mir allmählich auf die Nerven zu fallen. Aber da hatte ich etwas angerichtet!

„No, sir, wenn du mit mir redest," fiel er mir ins Wort. „Mein Name ist Joe Jomorra — Mister Joe Jomorra, und ich bin der dritte Steuermann hier an Bord. Merk' dir das, wenn dir dein Leben lieb ist! Und nun mach', daß du von Deck kommst."

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Dieser Mister Joe Jomorra sah bei Gott nicht so aus, als ob er viel Widerspruch ertragen könnte. Im Fortgehen hörte ich noch sein wütendes Schimpfen: „Verfluchte Bande von Vagabunden; werde euch die Schiffsmoden schon beibringen! I la—a—arn you, I la—a—arn you — — —"

Mir graute aber vor der Rückkehr in das Mannschaftslogis, das ich mir erst jetzt bei Tageslicht etwas näher ansehen konnte. Es war ein kleiner, nach vorn sich verengender Raum, in dem zu beiden Seiten zu je zwei übereinander die Kojen angebracht waren. Düster und unfreundlich war es dort unten, denn es war weder Bullauge, noch sonst irgend-

welche Einrichtung zum Hereinlassen des Tageslichts vorhanden. Die qualmende, rußige Lampe, die Tag und Nacht brannte, warf kein Licht, sondern pendelte nur als matter, gelber Punkt nach den rhythmischen Bewegungen des Schiffes. Es war nicht auszudenken, daß zwanzig Menschen während langer Monate hier hausen sollten, aber über dem Eingang stand tief eingegraben ins Holz, deutlich sichtbar für jedermann, wie ein Menetekel:

„Certified to accomodate 22 seamen."

(„Amtlich beglaubigt für den Aufenthalt von 22 Seeleuten.")

Weiß der Kuckuck, welch weitherziger Hafeninspektor diese Bescheinigung ausgestellt hatte! —

Am Fuß der steilen Treppe, auf einer grünen Seekiste, saßen gerade zwei Matrosen und unterhielten sich angelegentlich mit halblauter Stimme.

„Dein letztes Schiff?" fragte der eine seinen neuen Freund, einen jungen Dänen mit rotbackigem Kindergesicht, und warf ihm dabei einen forschenden Blick aus dem linken Auge zu, während das andere nach der Tür schielte.

„Die »Blackbraes«."

„So, so," meinte der andere mit vielsagendem Lächeln.

„Kennst du den Kasten?"

„Ob ich ihn kenne! Wie meine eigene Tasche! Dreimastvollschiff mit doppeltem Bram und Royals. Gehört nach Glasgow. Ein blutiger lime juicier! Ich kenne auch den Schiffer. Schäbiger alter Kunde. Glattes Gesicht. Langer, schwarzer Bratenrock. Sieht aus wie ein Sonntagsschullehrer."

„Das mag er wohl sein," unterbrach ihn der andere.

„Und geizig," fuhr der Schiefäugige fort, „geizig und geldgierig wie ein Proviantmeister in Onkel Sams Armee."

„Ja, das ist er!" brauste da der Däne auf, bei dem die Erinnerung an vergangene Leiden in diesem Augenblick mit

Gewalt lebendig wurde. „Das ist er! Ein Spitzbube von der feinsten Sorte! Der Teufel hole seine schwarze Seele . . ."

In einer anderen Ecke des Logis machte sich ein schmächtiger, ziemlich verwahrlost aussehender Mensch mit magerem, gelbem Gesicht und einer mächtigen Habichtnase an seinem Zeugsack zu schaffen. Es war ein großer, wohlgefüllter Zeugsack, und sein Besitzer schien große Stücke auf ihn zu halten, aber wie er nun daran ging, das Inventar seiner Reichtümer aufzustellen, da zog sich sein Gesicht bedenklich in die Länge.

„Verdammt will ich sein, wenn ich jemals . . ." fing er an zu fluchen, während er einen Lumpen nach dem anderen herausholte. „Feine Gesellschaft, diese Heuerbaase! Gerissener Kunde, dieser John Brown! Traktiert mich in seiner Kneipe in der Missionsstraße mit seinem Giftgemisch, bis ich nicht mehr aus den Augen sehen kann, und derweilen füllt er den Zeugsack mit einer Ausrüstung von Lumpen und Zeitungspapier; nicht einmal ein einziger Block Tabak für eine Vorschußnote von vierzig Dollars!"

In diesem Augenblick erschien das finstere Gesicht des famosen Mr. Joe Jomorra in der Türe: „Wo ist Hansen? Na, wird's bald, Hansen? Oder soll ich dir erst noch eine besondere Einladung schicken?"

„Hansen, Hansen!" rief es durcheinander.

„Hansen ist krank!" antwortete eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Was, krank?" brüllte der Kanake in höchster Wut. Mit einem Satz war er am Fuß der Treppe angelangt und schaute sich wild wie ein Löwe im Kreise um.

„Das fängt ja gut an; wo ist der Kerl? — Hier — marsch raus mit dir — oder ich lasse dich augenblicklich in Eisen legen!"

Weiß wie ein Gespenst, mit allen Anzeichen einer vorgeschrittenen Seekrankheit, kroch der arme Teufel aus seiner Koje und ging an Deck.

Der mit der Habichtnase war der erste, der die Sprache wiederfand: „Nette Mode das; darf man nicht mehr krank sein auf diesem verfluchten Kasten? Da werden wir wohl Remedur schaffen müssen! Kein Mensch kann uns das Kranksein verbieten. Mich werden die Kerle nicht so leicht unterkriegen! Mich nicht! Ich habe schon Chinesen, Indianer, Gugus und Philippinos hantiert, und ich werde auch noch mit diesen affengesichtigen Niggers fertig werden, denn ich bin ein Mann — ich —."

„So am I!" meldete sich hier ein halbwüchsiger Bengel mit einem altklugen Gassenbubengesicht. Er wollte noch mehr sagen, aber eine tiefe Stimme aus einer Oberkoje im düsteren Hintergrund schnitt seine Rede kurz ab.

„Du hast den Mund zu halten, wenn die Männer reden."

Aber ein richtiger Gassenbube läßt sich so leicht nicht einschüchtern. Trotzig warf er den Rock in die Ecke und krempelte kampflustig die Hemdärmel auf. Doch sein Gegner schien mehr belustigt als geärgert.

„Woher kommst du denn, mein Söhnchen?" fragte er gönnerhaft und streckte neugierig den Kopf über den Rand der Koje.

„Von Boston," kreischte der kampflustige Knirps, den die Ruhe des andern erst recht in die Hitze gebracht hatte, „von Boston, im Staate Massachusetts, und zwar aus dem verrufensten Viertel von Boston und aus der verrufensten Straße. Je weiter man die Straße heruntergeht, desto verrufener wird sie; und ich bin geboren und aufgewachsen im allerletzten Haus. So eine Nummer bin ich. Ich bin eine harte Nuß, hart und zäh und zweimal so häßlich."

Unter solch anregenden Gesprächen flogen die Stunden vorüber, und ehe ich mich's versah, war es acht Glas und unsere Wache an Deck. Oben angekommen, lief ich natürlich ausgerechnet dem allgewaltigen Mr. Johnson in die Hände. Zwi-

schen verstaubten Blöcken und Taljen im Bootsmannsloder holte er eine Rolle Schimannsgarn hervor, die er mir nach Seemannsart über die Schultern legte.

„Bring' das hinauf zu Mr. Lee!" befahl er und deutete dabei hoch hinauf nach der luftigen Großrah, wo der Betreffende bei irgendeiner Arbeit beschäftigt war. Sprachlos vor Schreck starrte ich nach oben. Was? Dort hinauf sollte ich? Solche Waghalsigkeit schien mir gleichbedeutend mit Selbstmord. Aber Mr. Johnson war kein Freund von langem Nachdenken.

„Bist du noch nicht oben?" drängte er.

Wie ich schließlich doch noch oben angelangt bin und welche Angst ich ausgestanden habe auf diesem ersten Weg in der luftigen Takelage, das kann ich mir heute selbst nicht mehr vorstellen. Mr. Lee, der rittlings auf der Rah saß, wo er sich anscheinend so sicher fühlte wie in seiner Koje, schien mich bei meinen halsbrecherischen Kletterkünsten gar nicht zu beobachten. „Faß mal hier an," sagte er, als ich glücklich oben war, ohne sich dabei umzuwenden, „nein, so nicht — anders herum — du Schafskopf."

Und dann arbeitete er schweigend weiter mit dem Hammer und der spitzen Marlinspicke, während der gewaltige Tabakspriem immer abwechselnd bald die linke, bald die rechte Seite seines sonnenverbrannten Gesichts zu unmöglichen Dimensionen anschwellen ließ. Zuweilen sandte er den verarbeiteten Rest in weitem Bogen hinunter in den großen Spucknapf des Stillen Ozeans, holte dann mit einem tiefen Griff in die Hosentasche einen Block Plattentabak hervor und biß mit einer fürchterlichen Grimasse ein neues Stück ab. Für ein paar Sekunden sah er mich dann jedesmal groß an mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen und beugte sich dann wieder über seine Arbeit. Drunten auf dem Verdeck promenierte indessen mit langen, würdevollen Schritten der Kapitän, eine Zigarre im Munde.

Ab und zu blieb er stehen, blickte aufmerksam herauf zu uns und bellte irgendeinen Befehl, von dem ich nichts verstand. Solche Einmischung in seine Arbeit schien durchaus nicht nach Mr. Lees Geschmack, denn sein „aye, aye, sir", das er als Antwort hinunterbrüllte, klang nichts weniger als liebenswürdig. Der Kapitän war überhaupt nicht sein Freund, wie ich gleich erfahren sollte.

„Der »Alte« ist der Teufel selber," meinte er mehr zu sich selber als zu mir, „und der schlimmste Kapitän, der je einen Yankeewhaler[1] kommandiert hat. Mit mir kann er seinen Bluff nicht so weit treiben, aber ihr vorne könnt euer Wetterauge aufhalten für die Böen, die voraus liegen. Ich kann dir sagen, mein Söhnchen, du wirst noch die Sterne fliegen sehen, ehe du fertig bist mit dieser Reise." Er murmelte dann noch etwas vor sich hin, das ich nur halb verstand. „Sir?" fragte ich pflichtschuldigst. Da sah er mich geistesabwesend an und brummte zerstreut, daß er nichts gesagt habe, und daß es nicht gut sei, die Katz' aus dem Sack zu lassen. — —

*

Noch auf der Höhe von San Franzisko, als wir kaum die blauen Berge von Kalifornien aus den Augen verloren hatten, trafen wir einen gar lustigen Südostwind an, der uns über ein großes Stück des Weges verfolgte und viele Tage lang aus vollen Backen in die Segel blies, während das Schiff in eilender Fahrt über die lange Dünung des Großen Pazifik dem Eismeer entgegenrollte. Je weiter wir nach Norden kamen, desto seltener wurden die Schiffe, denen wir begegneten. Zuweilen noch tauchte weit draußen, wo Himmel und Wasser ineinander zerflossen, ein weißes Segel oder die Rauchwolke eines Dampfers auf. Nur selten mehr zog das rote und grüne

[1] Amerikanischer Walfischfänger.

Seitenlicht eines Schiffes im Dunkel vorüber; kam und ging wie ein Gespenst in der Nacht und ließ nichts zurück als die große Einsamkeit des unendlichen Meeres. In halbstündigen Zwischenräumen sprachen die beiden Glocken vorn und achtern miteinander und verkündeten die Stunde des Tages. Tag und Nacht folgten in stetem Wechsel und waren doch alle wie ein einziger Tag. — —

Soll ich von jenen Wochen erzählen? Sie gehören zu den schwärzesten meines Lebens. Das eintönige Dasein, die beschränkten Raumverhältnisse, das ungewohnte Aufstehen zu jeder Tag- und Nachtzeit — Salzfleisch — Hartbrot — und, nicht zu vergessen, die Seekrankheit — das alles sind schlimme Dinge für den, der zum erstenmal mit ihnen Bekanntschaft macht. — Aber das schlimmste der Übel war die Mannschaft. Wenn ich auch auf meinen Wanderungen in Nordamerika und Mexiko in dieser Beziehung nicht verwöhnt worden war — ein solch gemischtes Publikum war mir bis jetzt noch nicht vor die Augen gekommen.

Einige unter ihnen waren ja halbwegs menschlich, aber der überwiegende Teil der Mannschaft war eine so abenteuerliche Gesellschaft, wie man sie nur entlang der Wasserkante von San Franzisko auflesen kann. Leute, die ihr Lebtag noch kein ordentliches Handwerk ausgeübt hatten, neben solchen, die als richtige amerikanische Tausendkünstler sich schon in allen Erwerbszweigen betätigt hatten. Es waren fast ausnahmslos junge Leute von kaum zwanzig Jahren, wohl deshalb, weil man sie besser hantieren zu können hoffte als die alten, hartgesottenen Sünder. Diese letztere Menschengattung hatte in Bowen einen würdigen Vertreter gefunden, demselben Burschen mit dem gelben Gesicht und der Habichtnase, den wir schon vorher beim Überholen seines Zeugsackes beobachtet haben. Er war so ziemlich der nichtsnutzigste Mensch, den ich je angetroffen. Er kannte kein Tau in der Takelage, kaum, daß er nach langen

Monaten die Namen der Segel begriffen hatte. Täglich wunderten wir uns alle aufs neue, was größer bei ihm wäre, das Nichtkönnen oder das Nichtwollen. Ich für mein Teil habe die Schuld stets auf letzteres geschoben.

Aber er hatte einen beißenden Spott und eine lose Zunge, vor der wir alle uns fürchteten, und wenn es galt, sich von der Arbeit zu drücken, konnte er zuweilen ein ungewöhnliches Maß von Schlauheit entwickeln. Als amerikanischer Tramp vom Scheitel bis zur Sohle haßte und verachtete er die Arbeit. Seit zehn Jahren war er mit den Güterzügen und auf den Stangen zwischen den Rädern der Schnellzüge zwischen Neuyork und San Franzisko hin und her gegondelt. Er kannte sie auswendig, die verschiedenen Eisenbahnlinien und redete mit solcher Sachkenntnis vom S. P., vom U. P. (Southern Pacific und Union Pacific) vom Santa Fé, vom Rock Island, von »Denver und Rio Grande« und von dem »Grand Trunk«, als ob er J. Pierpont Morgan selber wäre. Er kannte alle Kaschemmen im ganzen Lande, und er war stolz auf diese Kenntnisse und stolz auf sein trauriges Gewerbe. So bekam bei ihm „Schei" (das war Chikago) eine gute Note, weil dort die free lunch counters in den Wirtshäusern gut garniert waren, Saint Louis war auch nicht übel, in Neuyork war die Konkurrenz zu groß, in Philadelphia wollte er nicht begraben sein, dagegen fand New Orleans seinen vollen Beifall, denn dort sei es immer warm und sonnig, und im Polizeigefängnis gäbe es Bohnen mit Speck und frisches Maisbrot zu jedem Mittagessen und jeden zweiten Sonntag gebackenen Truthahn und Apfelpastete.

„Du scheinst mir ja der richtige Gefängnisvogel zu sein," unterbrach ihn ein ganz Vorwitziger; doch Bowen ließ sich nicht im geringsten irremachen.

„Ja, warum denn nicht?" meinte er mit größter Seelenruhe, „bist du vielleicht hier an Bord etwas anderes als ein Ge-

fängnisvogel? So ein richtiger professioneller Insasse von Onkel Sams Gefängnis würde ja gar nicht tauschen mit unsereins. Denn, beim Teufel! es ist gar nicht so übel in Onkel Sams Pension! Dort bekommst du drei fette Mahlzeiten täglich und brauchst nicht dafür zu arbeiten. Und Musik gibt es auch. Musik sage ich dir! Sogar Caruso und die Sarah Bernhardt kommen zuweilen; schon der Reklame wegen. Und dreimal in der Woche kommen die Hallelujamädchen von der Heilsarmee und erkundigen sich nach deiner Seele. Fragt etwa hier an Bord einer nach deinem Seelenheil? Glaubst du etwa, daß Caruso hier heraufkommen und dir etwas vorsingen wird? Was pfeifen wird er dir! Denn du bist ja nur ein schmutziges, traniges Arbeitstier und hast keine interessante Vergangenheit. Ist es etwa nicht so? Ja, da schaut ihr, ihr breitmäuligen Grünhörner, wenn so ein Mann wie ich euch einmal sagt, wie's in der Welt wirklich zugeht! Es ist nicht immer alles so, wie es euch die Schulmeister und die Pfaffen erzählt haben!"

Der mit dem schiefen Auge war der einzige wirkliche Seemann in der ganzen Gesellschaft, und er versäumte keine Gelegenheit, um jedermann, der es wissen oder auch nicht wissen wollte, mitzuteilen, daß er eigentlich seinen Beruf verfehlt hätte. Er besitze das Zeug zu einem Gentleman, aber das schiefe Auge habe ihm das Spiel verdorben. „Wenn's nicht für mein blutiges Backbordlicht gewesen wäre," so pflegte er uns zu versichern, „so wäre ich heute in the Queen bloody own guard."

Als weitere Seeleute waren die paar Schiffsjungen und Leichtmatrosen, die in San Franzisko von einem englischen Segelschiff weggelaufen waren, kaum mitzuzählen. Unter ihnen befand sich ein junger Mensch von 17 Jahren, im Rheinland gebürtig; außer mir der einzige Deutsche an Bord. Nennen wir ihn Fritz, der Name tut ja nichts zur Sache.

Das war also meine neue Heimat, das waren die Men-

schen, mit denen ich fortan leben sollte! Ja, an vieles mußte ich mich gewöhnen und noch manches lernen. Aber auch manches verlernen, so zum Beispiel das regelmäßige Waschen. Die Ration frischen Wassers, die uns täglich zugemessen wurde, war nur äußerst knapp und kaum zum Trinken genügend, und da das Salzwasser bekanntlich zu Waschzwecken nicht geeignet ist, so blieb nichts anderes übrig, als die liebe Eitelkeit auf einen Regenguß zu vertrösten, der die bereitgehaltenen leeren Fässer mit dem von dem Dach der Decksaufbauten herunterrieselnden Wasser füllte.

Auch die Mahlzeiten erforderten ein gut Teil Gewöhnung. „Hartbrot und Salzfleisch" war das nimmer wechselnde Menu. Das Hartbrot hatte seinen Namen nicht gestohlen; es war hart wie Stein und trocken wie Glas, und um es einigermaßen genießbar zu machen, mußte man die Stücke vorher in einen Leinwandsack füllen, den man von außen mit einem Hammer oder mit einem schweren eisernen Belegnagel kräftig bearbeitete. Die also erhaltenen kleinen Stücke wurden dann mit Wasser gekocht. „Cracker hash" nennt man das Gemüse. Das Salzfleisch wurde uns in trockenen, faserigen Stücken von mattroter, ins Bläuliche schillernder Farbe vorgesetzt. Dazu gab es zuweilen noch Erbsen und Bohnen und stets einen Topf mit einer dunklen, siedend heißen Flüssigkeit, die man mit vieler Kühnheit am Morgen Kaffee und am Abend Tee nannte. Mein Magen revoltierte lange gegen diese Zumutungen, aber schließlich mußte er doch — wenn man von einem Magen so sagen darf — die Waffen strecken. Man gewöhnt sich schließlich an alles. Im übrigen fehlte es nicht an Arbeit, so daß man nicht allzu viel Zeit hatte, darüber nachzudenken.

Nur abends, während der Hundewache, wenn alle Mann an Deck waren, hatte man eine kurze Stunde für sich selbst. Dann war alles Ruhe und Friede und Beschaulichkeit; dann konnte man sich auf der Luke ausstrecken und zu den wandern-

den Segeln hinaufblicken und von weiten Reisen und fernen Ländern träumen. Dann kam der kleine, struppige Schiffsköter nach vorne und neckte die schwarze Katze, die schnurrend und fauchend auf der Trommel des Gangspills saß. Derweilen machten sich die beiden Schweine in ihrem Kasten unter der Back bemerkbar und quiekten vor wonniger Behaglichkeit. Von draußen kam das eintönige Rauschen des Wassers vor dem Bug des vorwärts eilenden Schiffes und mischte sich mit dem Summen der Brise in dem Tauwerk. Gleichmäßig pendelten die schlanken Masten gegen den blauen Himmel; still und feierlich lag ringsum auf dem Meere das weiche, verträumte Licht des verlöschenden Tages.

Zuweilen, wenn er bei guter Laune war — ein nicht gerade alltägliches Ereignis —, kam zu dieser Stunde Schneeball, der Koch, aus seiner Kambüse, setzte sich mit angezogenen Knien und mit der kurzen Maiskolbenpfeife zwischen den Zähnen auf die Reservespiere oder auf die Treppe, die zur Back hinaufführte, und begann bedächtig ein Garn zu spinnen. Sein eigentlicher Name war George Washington Jackson, aber weil er als westindischer Neger eine so schöne, ebenholzschwarze Hautfarbe besaß, nannten wir ihn Mr. Snowball. Von seiner Kochkunst hatten wir keine große Meinung, und nicht wenige behaupteten, er könne nicht Wasser kochen, ohne es zu verbrennen. Seine kulinarische Unkenntnis war ein nie versiegender Gesprächsstoff, aber wir hüteten uns wohl, in Gegenwart des Vielgeschmähten das heikle Thema anzuschneiden, denn er war ein Choleriker wie alle Schiffsköche und flink bei der Hand mit seinem langen Küchenmesser.

Als Seemann hatte er eine romanhafte Vergangenheit. Schon über dreißig Jahre hatte er alle Meere befahren und seine Nase in die entlegensten Erdenwinkel gesteckt. Auf ihn konnte man mit Fug und Recht die Worte des alten Niggerliedes anwenden:

„I've travelled the world all over
I've travelled it through and through."
(„Ich reiste durch alle Länder,
Ich bereiste sie durch und durch.")

Und dennoch hatte dieser Vielgereiste keine besondere Liebe für das weite Meer. „Wenn mich je mein gutes Glück von diesem Kasten wieder herunterkommen läßt," so pflegte er oft zu sagen, „dann fahre ich nie wieder zur See. Das hab' ich zwar immer gesagt seit meiner allerersten Reise, aber diesmal wird's ernst. Keine Hafenkneipen, kein Wasserkantwhisky und keine Heuerbase mehr für mich! Sobald ich meine Dollars in der Tasche habe, geht's über die Bai und von dort drei Tage lang mit der Eisenbahn ins Inland nach einem Platz, wo ich kein Salzwasser und keine Seeleute mehr zu sehen brauche. In Texas oder in Alabama, da werde ich Anker werfen. Ich werde Mais und Wassermelonen pflanzen und mir eine hübsche „farbige Dame" suchen, die mir den Haushalt führt. Ich werde gut essen an jedem Tag und die ganze Nacht durch werde ich schlafen, ohne eine einzige Nachtwache. Wie ein Gentleman werde ich leben. Was sagst du dazu, he? Wie ein Gentleman! Zum Teufel mit der Seefahrt! Ha, kenne ich sie nicht? Bin ich nicht über dreißig Jahre lang auf den Schiffsplanken herumgelaufen? Bin ich nicht auf meiner allerersten Reise, als ich noch jung und dumm war wie einer von euch, in einem Kanalnebel (so dick, daß man ihn essen konnte) mit einem Schoner auf die Felsen gelaufen und alle Mann sind dabei abgesoffen, mit Ausnahme von mir allein?"

„Ihr wollt von schlechten Zeiten reden, wenn ihr nicht jeden Tag Braten, Kuchen und Whiskey auf dem Tisch stehen habt! Ich habe schlechte Zeiten gesehen! Ich hab' in der chinesischen See eine ganze Schiffsmannschaft gesehen — gehenkt und an der Sonne getrocknet von den Flußpiraten.

— Und war ich nicht in Santos während der gelben Fieberepidemie? Da habe ich die Menschen sterben sehen wie die Fliegen. Mit diesen Händen habe ich ein halbes Dutzend von ihnen täglich vor dem Mittagessen in ein Segeltuch eingenäht und fein säuberlich nebeneinander auf dem Deck verstaut für das Begräbnis. Der »Alte« hat ein böses Gesicht gemacht, wie er an Deck gekommen ist und sich den Schaden besehen hat. „Schneeball," hat er gesagt, „mußt die Kerle nicht so weit auseinanderlegen, sonst haben wir keinen Platz mehr. Es kommen noch mehr dazu bis heut' abend."

„Und große Zahltage hab' ich auch schon gehabt. Geld wie Heu und ein flottes Leben, mein feiner Junge. Nach jedem Zahltag mußte ich Händevoll Goldstücke wegschenken, weil kein Platz mehr war in der Hosentasche. Aber wo ist das jetzt alles hingekommen? He! Wohin? Frage du Thomas Murray und Schanghai Brown und den Juden Levy, die müssen es wissen, wo es hingekommen ist. — Oh, my boy, my boy, du kannst mir's glauben! Es ist nirgendwo kein Glück für einen seefahrenden Mann." — —

Nachdem wir uns so eingehend mit den profanen „for'ard hands" beschäftigt haben, ist es an der Zeit, daß wir auch einen Blick auf das dreimal heilige Achterdeck werfen, wo die höhere Kaste der »Afterguards« hauste. Dort schritt Johnny Cook täglich viele Stunden mit gemessenen Schritten auf und ab. Johnny Cook war der Kapitän; eine stattliche, fast vornehme Erscheinung, die gar nicht recht in diese Umgebung paßte. Wenn man ihn so auf- und abmarschieren sah mit dem runden, wohlgenährten Gesicht und der großen Glatze, die von Zufriedenheit und Wohlwollen strahlte, mochte man ihn viel eher für einen gutsituierten Methodistenprediger halten. Aber er hatte böse Augen, die verteufelt schlecht zu seiner zufriedenen Persönlichkeit paßten. Hart wie Stahl waren sie und kalt wie das Meer. Sein Kommando klang tönend laut und dabei doch wohlklin-

gend; er redete stets in vollkommen korrektem Englisch, ganz im Gegensatz zu seinen Steuerleuten, die in der Ermordung dieser Sprache das Menschenmögliche leisteten. Anfangs wollte mir der Mann ganz gut gefallen, aber bei näherer Bekanntschaft hat er nicht gewonnen. Er war ein Wolf in Schafsfellen, hart und grausam, falsch und hinterlistig und zuweilen auch feige, wenn es sein mußte. Seine Frau befand sich auch an Bord; eine sehr zuvorkommende Dame, aber zart und schwächlich, wohl das gebrechlichste Geschöpf, das je über die Fluten des großen Pazifik nach dem Eismeer gefahren ist. Sie hat auch die Anstrengungen dieser Reise nicht überwunden und ist gegen Ende derselben hoffnungslos irrsinnig geworden.

Mit dem Kapitän bewohnte das Achterdeck noch die buntgewürfelte Gesellschaft der fünf Steuerleute — unsere Offiziere. Außerdem fünf Harpuniere oder »Bootsteurer«, wie sie auf Walfischfängern genannt werden. Reichlich die Hälfte dieser Leute waren »Portugiesen« von den Azoren und den Kap Verdischen Inseln. Der Teil des Atlantischen Meeres, der jene Inseln umspült, ist einer der besten Fanggründe für Potwale; darum ist es nicht verwunderlich, daß gerade Leute von jenen weltverlassenen Erdenwinkeln auf diesen Schiffen so zahlreich zu finden sind. Sie sind gute Seeleute, flink und tapfer und von großer Verwegenheit. Andererseits aber sind sie hinterlistig und grausam, namentlich wenn sie mit Weißen zusammengeraten. Sonst aber waren sie ein lustiges Völkchen. Sie lachten und sangen den lieben langen Tag und zankten sich wie die kleinen Kinder über alle möglichen Kleinigkeiten. Stundenlang konnten sie z. B. darüber streiten, ob ein Walfisch nur geradeaus oder auch nach der Seite sehen könne. Aber über die wunderbaren Abenteuer, die sie auf Grund ihres eigenartigen Gewerbes erlebten, über die tausend Gefahren, denen sie sich jahraus jahrein aussetzen muß-

ten, gingen sie hinweg, als ob es sich um Alltäglichkeiten handelte.

Nur Nick, der Bootsteurer Mr. Johnsons, ein dunkelhäutiger Mulatte, war mitteilsamer über derartige Dinge, und da er gern und viel redete, habe ich in mancher langen Nachtwache allerlei interessante Auskunft von ihm erhalten.

„Oh boy," flüsterte er mir eines Tages ganz unvermittelt zu, „was für ein Teufel hat dich bloß geritten, daß du hier an Bord gekommen bist! Dies ist das schlechteste Schiff, das je auf dem großen Pazifik gesegelt hat."

Einen Augenblick starrte ich ihn sprachlos vor Erstaunen an, ich hatte bisher noch nie gehört, daß er sich irgendwie abfällig über das Schiff oder jemand an Bord ausgesprochen hätte.

„Das Schiff ist allright," verbesserte er sich, „es sind die Menschen drauf, die nichts taugen. Die Steuerleute sind Spitzbuben, die sich auf den andern Schiffen in der ganzen Walfischfängerflotte unmöglich gemacht haben. Und von den Bootssteurern ist auch keiner was wert, außer dem armen, alten Nick. Der »Alte« aber ist die schlimmste Sorte von einem blaunasigen Yankeeschiffer. Seit 30 Jahren kenne ich ihn und sein Renommee."

„Warum bist du denn dann an Bord gekommen?" wandte ich ein.

„Ah, warum? Weiß ich das? Weißt du etwa, warum du hier bist? Meinst du, daß Tom, Dick und Harry hier es etwa wissen? Weil sie besoffen gewesen sind wie die Schweine, als sie ihren Namen auf die Musterrolle setzten, oder weil sie bis über den Hals in Schulden steckten bei dem Juden Levy. Weil wir samt und sonders ein Pack von Eseln sind, darum sind wir hier!

Ja, warum kommen sie nur alle! Da ist z. B. der boat header — ein Gentleman! Kam an Bord mit Lackschuhen, steifem Kragen und einem langen Schwalbenschwanzrock. Da-

bei ist er ein heller Kopf! Studiert! Kann alle Gesetzbücher auswendig und die Bibel von hinten nach vorne und Hebräisch, Lateinisch — eimervoll!

Und dann der englische »Baron« mit dem stolzen Vollbart? Warum fährt der Mann zur See? Weiß ich es? Weiß ich, warum sie alle kommen? Ich weiß nur, daß es alle bereuen werden.

Halte dein Wetterauge offen, mein Junge. Etwas liegt in der Luft und eines Tages wird es ausbrechen und dann wird es hoch hergehen auf dem Verdeck des »Bowhead«, denn dieses ist ein Jonasschiff. Ich hab's gewußt, seit ich zum erstenmal meine Augen darauf gesteckt habe."

Im Beringsmeer.

Schnelle Reise. — Mr. Johnson hält uns eine Standrede. — Der strenge Schulmeister und die gelehrigen Schüler. — Die »brüllenden Vierzig«. — Sturm. — „Mann über Bord!" — Land! — Vulkane im Eismeer. — Unalaska. — Mißglückte Desertierungspläne. — Ergiebiger Fischfang. — Weiter nach Norden. — Das erste Eis. — Kriegerische Vorbereitungen. — Eine seltsame Landschaft. — Der »Bowhead« an der Arbeit. — Arktische Tierwelt. — Ankunft vor der St. Lorenzinsel. — Hoher Besuch. — Allerlei Eskimositten. — „Auf nach Sibirien!"

Über allen diesen Ereignissen waren wir ein gutes Stück vorwärts gekommen. Durch lange, gleichmäßige Wochen war alles programmäßig verlaufen. Der brave Südostwind verfolgte uns mit ruhiger Stetigkeit, und das Wetter war so schön, und der Himmel so blau, wie nur irgendwo weit drunten im Seemannsparadies der Passatregionen.

Und das war gut so, denn so hatte jedermann Gelegenheit, sich Seebeine anzugewöhnen, ohne dabei allzu große Gefahr für seine übrigen Glieder zu laufen. Daß daneben auch

die seemännische Ausbildung nicht vernachlässigt wurde, dafür sorgte der allgegenwärtige Mr. Johnson. Er war ein harter Lehrmeister mit eigenen pädagogischen Ansichten. Schon am ersten Tag der Ausreise hatte er uns Grünhörnern hierüber eine Vorlesung gehalten. „Für was, beim Teufel!, seid ihr denn überhaupt an Bord gekommen?" so ungefähr lautete seine Rede, „können tut ihr nichts, das einem christlichen Seemann von Nutzen sein könnte, und ihr seht auch nicht danach aus, als ob ihr etwas dazu lernen könntet. Aber, beim heiligen Jonas!, ich will Seeleute an Bord haben, und keine Vagabunden! Wenn ich etwas aussinge, dann will ich, daß ihr geflogen kommt. Und von wegen nicht können; das gibt's nicht hier an Bord! Wer in vierzehn Tagen nicht bis zum letzten Kabelgarn Bescheid weiß in der Takelage, der bleibt mir an Deck und bekommt seine Koje nicht mehr zu sehen, bis er es gelernt hat! Verstanden?"

Wir alle hatten verstanden, und für die nächsten Tage begann ein eifriges Probieren und Studieren zwischen den Tauen und Blöcken der Takelage. Jeder gab sich die größte Mühe, in das Mysterium der Fallen und Schoten, der Stagen und Stengen einzudringen. Nie hat ein Lehrmeister willigere Schüler gehabt, wie Mr. Johnson an Bord des »Bowhead«. Und als dann der große Tag des Examens kam, wo jeder zeigen konnte, was er gelernt hatte, da machte Mr. Johnson beinahe ein freundliches Gesicht. Er verstieg sich sogar zu der Anerkennung, daß wir nicht ganz so dumm seien, wie wir aussähen.

Es war aber auch höchste Zeit, daß ein bißchen seemännischer Schliff unter uns unbeholfene Landratten kam, denn die ruhigen Breiten mit ihren gleichmäßigen Winden lagen bereits hinter uns, und wir waren schon in der Gegend angelangt, die der Seemann respektvoll »the roaring fourties«, die »brüllenden Vierzig« nennt.

Hier begann die Brise allmählich nach Norden umzuspringen und dabei mehr und mehr abzuflauen, bis sie in einer völligen Windstille endete.

„Keine Luft von keiner Seite,
Totenstille, fürchterlich! —"

Es war, als ob aller Wind aus dem Weltall gewichen wäre. Regungslos, wie flüssiger Stahl, breitete sich die aschgraue, bläulich schimmernde Wasserfläche aus. Nicht der leiseste Schatten einer Bewegung huschte darüber hin. Schlaff hingen die Segel von den Rahen, und jedesmal, wenn der alte Kasten in der Dünung rollte, schlugen sie donnernd gegen die Masten, und das Klirren der Ketten an den Fallen und den Marsschoten vollführte dabei einen höllischen Spektakel. Die Luft war dick und diesig, und der Sonnenball, der eben im Begriff war, in die Wasserfläche zu tauchen, schien übernatürlich rot und entzündete grelle Flammen, die über das Wasser hinschossen und sich mit der hohen Dünung wiegten.

„Junge, Junge!," sagte Schneeball, dessen schwarzes Gesicht zum runden Bullauge der Kombüse hinausschaute, „heut' nacht werden wir noch einen Hutvoll Brise bekommen, und dann gibt's Arbeit für euch an Deck! Das ist gerade nach meinem Geschmack. Ich sehe es immer gern, wenn andere arbeiten, derweil ich in der Koje liege."

Wenn Schneeball das sagte, so mußte es schon so sein, denn er war Wetterprophet wie alle Schiffsköche, und hielt zuviel auf diesen seinen Ruf, als daß er ihn durch mäßige Prophezeiungen in Frage stellte.

Und richtig, noch ehe die Nacht ordentlich angebrochen war und ehe wir viel Zeit zum Bergen der Segel hatten, war es über uns, das wilde Heer, mit Schreien und Toben und wildem Pfeifen und Singen in der Takelage. Höher und höher

stieg die See. Wie reißende Wildbäche stürzten die Wassermassen über die Bordwand.

„Haul down the main t'gan 's'l!" (Bramsegel nieder!) brüllte der Kapitän mit dröhnender, und dennoch in dem entfesselten Hexensabbat kaum hörbarer Stimme. Mr. Johnson selber warf das Tauende von dem Nagel los und ließ die schwere Rahe mit knarrendem Getöse langsam herunter fieren. Aber kaum war das lose Tuch des Segels dem Spiel des Windes ausgesetzt, als es mit donnerndem Krach in Fetzen zerriß. Mehrmals noch peitschten diese wild auf wie die schwarzen Flügel eines gespenstischen Nachtvogels. Die Schotketten klirrten und rasselten, und der schwere eiserne Block wurde gegen den Mast geschleudert, daß die roten Funken wild auseinanderstoben.

Je weiter die Nacht vorrückte, desto grimmiger wurde die Wut des Sturmes. Immer höher stiegen die Wellen, bald schroff aufspringend zu schwarzen Bergen, bald brüllend und schäumend übereinanderstürzend wie wilde Bestien. Unten auf dem Großdeck aber zischten und brodelten die Sturzseen, glimmend und glühend im grünlichen Phosphorlicht.

Und da geschah das Entsetzliche. Es war gerade zur Geisterstunde. Der Mann am Ruder hatte eben acht Glas „gehauen", als eine besonders boshafte See überkam, die es auf unsere beiden Borstentiere abgesehen hatte. Mit einem gewaltigen Schlag hatte sie den an der Reling vor der Back festgelaschten Stall zertrümmert und die beiden Insassen achteraus auf die Großluke entführt. Dann kam eine neue, noch weit mächtigere See über und fegte sie beide über Bord. Das eine der beiden Tiere haben wir zu unser aller Kummer nie wieder gesehen, während das andere von der zurückkommenden Flut wieder an Deck geworfen wurde, wo es an der scharfen Kante der Luke sein bißchen Leben aushauchte. Das brachte Schneeball auf den Kampfplatz, der mit einer Schnelligkeit, die ich ihm niemals

zugetraut hätte, seinen Schützling auf dem höher gelegenen Achterdeck in Sicherheit brachte. Da lag er nun, der arme Denis — das war sein Name — und wußte nichts mehr von den Leiden und Mühen eines Seemannslebens. Fast beneidete ich ihn um seinen schnellen Tod.

Wohl acht Tage lang dauerte das Unwetter; acht wüste und häßliche Tage, in denen ich armes Grünhorn alle Augenblicke mein letztes Stündlein gekommen wähnte. Eine mäßige Windstärke erschien mir damals schon als Sturm, und was der Seemann als eine steife Brise bezeichnet, das war in meinen Augen ein rasender Orkan. Aber da war niemand, der mich aufklärte, denn von allen den Göttern und Halbgöttern, die im Achterteil des Schiffes wohnten, hielt es keiner mit seiner Würde vereinbar, an uns Grünhörner mehr als das unbedingt Notwendige an Worten zu verschwenden. Nur Nick machte hierin eine Ausnahme, aber was der zu erzählen wußte, das war nicht eben beruhigend. Wenn er in den langen Nachtwachen mit den hohen Seestiefeln und dem vor Nässe scheinenden Gummimantel auf- und abschritt, und die scharfen Spritzer der an der Luvreel zerschellten Seen zischend über das Großdeck sausten, dann pflegte er gern ein Garn zu spinnen, in dem der Schiffbruch in mancherlei Gestalt eine große Rolle spielte. „Die Sache sieht böse aus, Jungens," sagte er dann oft mit bedenklicher Miene, „wenn's noch drei Tage lang so weitergeht, wird uns wohl kaum etwas anderes übrig bleiben, als mit Anstand abzusaufen, wie sich das für einen christlichen Seemann gebührt."

Wer wollte es einem armen Grünhorn verdenken, wenn ihm bei solchen Reden zuweilen unheimlich zumute wurde! Zu alledem kam noch eine böse Seekrankheit, denn der alte Kasten schlingerte und stampfte mehr als irgend ein anderes Fahrzeug, mit dem ich je gefahren bin.

Tagelang bekamen wir nichts Warmes zu essen, weil

Schneeballs Reich durch die Sturzseen fast ständig unter Wasser gehalten war. Wir nährten uns kümmerlich mit kaltem Speck und steinharten Biskuits. Von Schlafen war auch keine Rede mehr, denn drunten im Mannschaftslogis sah es fast noch schlimmer aus wie draußen auf Deck. Dunkel und dumpf war es dort unten, wie in einem Kellergewölbe. Ächzende, stöhnende, krachende Laute erfüllten die Luft, und das Heulen des Windes hörte sich unheimlicher an wie draußen im Freien. Überall tropfte und rieselte das Wasser durch die Ritzen des undichten Verdecks, floß in die Kojen und tropfte herunter in den großen, plätschernden, übelriechenden Teich, der die Stelle des Fußbodens ausfüllte. Bei jedem Überholen des Schiffes schossen die schweren Seekisten polternd von einer Seite des Raumes zur anderen, und die neben den Kojen aufgehängten Kleider und das nasse Ölzeug pendelten klatschend hin und her. Meist war es auch ganz dunkel in dieser Höhle, denn der kümmerlichen Lampe wurde alle Augenblicke durch das herunterrieselnde Wasser das bißchen Lebenslicht ausgeblasen. Und als das Schiff einmal besonders stark überholte, da flog dieses letzte bißchen Illusion eines Lichtes in eine Ecke und zerschellte in tausend Stücke.

Grausam rumorte in diesen bösen Tagen die Seekrankheit in meinem Kopfe, und eine bleierne Müdigkeit war mir in alle Glieder gefahren. Schlafen — vergessen! Das war mein einziger großer Wunsch. Aber wie konnte unter solchen Umständen von Schlaf die Rede sein? Nur zuweilen, wenn es gar nicht mehr anders gehen wollte, kroch ich, so wie ich ging und stand, in die gänzlich durchnäßte Koje, um für ein paar Stunden des unruhigen Halbschlafes mich über die Kälte, den Hunger und die Seekrankheit hinwegzutäuschen.

Nur sehr mühsam konnten wir in jenen Wochen gegen den starken Nordost aufkreuzen. Daß es überhaupt vorwärts ging, das merkte man nur an der sinkenden Temperatur, die sich für

uns, die wir eben erst aus dem sonnigen Kalifornien kamen, schon ganz empfindlich bemerkbar machte. Namentlich früh morgens, kurz vor Sonnenaufgang, wurde es immer ungemütlicher. Nichts ist abschreckender, als das Dämmern des Tages über einer stürmisch erregten See in jenen nordischen Gewässern. Bei Nacht hat der Sturm seine Schönheiten, und in das Grauen, das er dem Menschen einflößt, mischt sich als versöhnende Note ein gutes Stück Bewunderung. Wenn aber der erste fahle Schimmer des hereinbrechenden Tages über die Wellenberge huscht, dann ist es mit der Poesie zu Ende, und alles ist ein graues Elend.

Und einer jener düsteren Morgen auf dem weiten Pazifik bleibt schwarz angestrichen in meinem Gedächtnis. Noch heute erinnere ich mich so genau aller Vorgänge in jenen bösen Stunden, als ob ich sie erst gestern durchlebt hätte.

Es war, wie gesagt, ein trüber, windiger Morgen. Während der ganzen Nacht waren harte Hagelböen über das Wasser gefegt, die das dicht am Wind liegende Schiff in allen Fugen erzittern machten. Erst mit Anbruch des Tages begann der Wind etwas abzuflauen, aber die See ging höher als je. Da ließ der Steuermann, der schon lange mit Ungeduld auf den Augenblick gewartet hatte, noch mehr Segel beisetzen, und schickte mich nach vorn, um die Klüver loszumachen, zusammen mit einem anderen, etwa sechzehnjährigen Jungen, den sie »Tex« nannten, weil er in Texas zuhause war.

Es war kein leichtes Geschäft, denn das Schiff stampfte so gewaltig, daß der Klüverbaum fast mehr unter als über dem Wasser lag. Nur mit Mühe gelang es den steif gefrorenen Fingern den Zeising zu lösen, der um das Segel gewickelt war. Dafür war aber auch die Freude um so größer, als die Arbeit getan war. Aber als ich mich eben anschickte, wieder an Deck hinunterzuklettern, kam eine besonders schwere See herangerollt. Mit dumpfem Brausen brachen die grünen

Wassermassen auf mich herein und ich mußte mich krampfhaft festhalten, um nicht kopfüber in die Tiefe gerissen zu werden. Sekundenlang hörte ich um mich nur das dumpfe Sausen und Brausen der vorüberrauschenden Wasser, bis der Baum wieder mit einem Ruck weit aus dem Wasser schoß und ich zu meiner eigenen Verwunderung wieder das Tageslicht um mich sah.

Ja, kein Zweifel: ich lebte noch! Aber wo war der kleine Tex geblieben? Der Gedanke war noch nicht ausgedacht, als meine Augen auf den armen Jungen fielen, wie er, schon weit achteraus getrieben, mit verzweifelter Anstrengung gegen die Wellen ankämpfte. Nur einen Augenblick habe ich das Bild vor mir gesehen, aber nie werde ich es wieder vergessen — die Hände, wie sie verzweiflungsvoll in die Leere griffen, und das bleiche, schreckensstarre Gesicht, das mich verfolgen wird bis an das Ende meiner Tage.

„Mann über Bord!" schrie ich mit äußerster Kraft.

„Mann über Bord!" Blitzschnell pflanzte er sich fort, der schaurigste Ruf im Leben des Seemanns.

Es gab eine große Aufregung. Alles rannte wild durcheinander, aber, um es gleich zu sagen: wir haben den armen Menschen nicht wieder gesehen. Die See ging viel zu hoch, um ein Rettungswerk mit Erfolg in Gang zu setzen. Aber es ist meine feste Überzeugung, daß der Ärmste auch bei schönstem Wetter und spiegelglatter See ertrunken wäre. So groß war die Kopflosigkeit. Was will man? Man kann in drei Wochen keine in allen Sätteln gerechte Seeleute machen.

Das traurige Ereignis machte uns alle womöglich noch mißmutiger und mutloser wie zuvor. Wenn es uns auch bisher nicht am besten gegangen war, so war uns doch das Schlimmste erspart geblieben, aber nun hatte plötzlich der Tod sein unheimliches Gesicht unter uns gezeigt. Ein junges Menschenleben war vor unseren Augen weggerissen worden in das Grab, das der „alte Mörder Ozean" stets für alle Seeleute bereit hält.

Ja, das Walfischfangen war am Ende doch eine ganz verteufelt ernste Sache!

Als ich an jenem Morgen am Ruder stand, war ich Zeuge eines erbaulichen Gesprächs zwischen dem Kapitän und Mr. Johnson.

„Dumme Geschichte, das!" brummte Mr. Johnson vor sich hin mit seiner Seebärenstimme.

„Was sagten Sie, Mr. Johnson?" meinte Johnny Cook, der mit gewohnter Grandezza auf der Luvseite des Achterdecks promenierte.

„Das mit dem kleinen Tex."

„Ah so! Na, das ist ja weiter nicht schlimm! Ja, wenn's ein Bootsteurer gewesen wäre! Aber das kleine Kerlchen — es ist ja nicht die Rede wert!"

Solche Rede ließ tief blicken. Mit besonderer Gemütstiefe war wohl keiner von den beiden belastet.

Indes, Seeleute, auch die neugebackenen, pflegen nicht lange über Dinge nachzugrübeln, die doch nicht mehr zu ändern sind, und so war der arme Tex mitsamt seinem bösen Schicksal gar bald vergessen und alles ging wieder seinen alten Lauf, als ob der arme Kerl niemals an Bord gewesen wäre.

Die wütende See schien nur auf dieses eine Opfer gewartet zu haben, denn noch an demselben Tage begann der Wind abzuflauen und ging in eine stetige Brise aus Südwesten über, vor der wir in schneller Fahrt davoneilten.

Bald kamen die Alëuten oder Fuchsinseln in Sicht, eine langgestreckte Inselkette, die zwischen Alaska und der Halbinsel Kamtschatka einen Bindestrich zwischen Amerika und Asien und zugleich eine Trennungslinie zwischen dem Beringsmeer und dem großen Pazifik darstellen.

Fast konnte ich es nicht fassen, daß das kleine, dunkle Wölkchen dort draußen über dem nördlichen Horizont wirklich Land war. Land! Ich hatte in den letzten Wochen, die wie eine

Ewigkeit hinter mir lagen, beinahe den Glauben daran verloren. Wie tagaus, tagein in gleichmäßigem Wechsel die Sonne und die Gestirne über der Wasserwüste leuchteten, da wollte es mir scheinen, als ob sie endlos wäre wie das Firmament, das sich darüber wölbte.

Bald stieg das Land höher aus den Fluten, nahm feste Gestalt und scharfe Umrisse an. Ein rauhes, unwirtliches Land mit tief einschneidenden Fjorden, schwarzen Felsenwänden, die jäh zum Wasser abstürzten, und steilen Vulkankegeln, um deren Gipfel die bläulichen Rauchwolken hingen.

Durch einen dieser Fjorde gelangten wir nach dem Städtchen Dutch Harbour, das wir ohne anzulaufen passierten, und schließlich nach dem unweit davon liegenden Orte Unalaska, wo wir vor Anker gingen. Landschaftlich ist dieser Fjord wunderbar schön. Beständig wechselnde Bilder sind es, die bei jeder Biegung der vielgewundenen Straße das Auge erfreuen. Mitten in dieser einzigartigen Berglandschaft und fast erdrückt von ihrer gewaltigen Masse, liegt der kleine, weltverlassene Hafen von Unalaska. Die kleine Bai ist fast ganz von Land umschlossen. Das Wasser ist stets still und glatt wie das eines Sees, und himmelhohe Berge spiegeln sich in den klaren Fluten. Man glaubt sich nach einem Gebirgssee in den Alpen versetzt.

Vor uns lag das Städtchen Unalaska, eine Ansiedlung von Holzhäusern, die mit ihren tief verschneiten Dächern einen etwas verschlafenen Eindruck machen. Auf der kurzen, hölzernen Landungsbrücke machten sich ein paar Leute beim Löschen eines Fischerschoners zu schaffen; einige Kinder spielten im Sande, und von irgendwo hörte man lautes Hundegebell. Sonst kein Lebenszeichen, der Ort schien wie ausgestorben. Russisch sprechende Eingeborene, die an Bord kamen, um frische Fische gegen Tabak usw. einzuhandeln, erzählten uns, daß die meisten Häuser schon seit Jahren leer ständen. Früher, in den

russischen Zeiten, ehe der Ort mit dem übrigen Alaska an die Amerikaner verkauft worden war, da sei Unalaska der Stapelplatz eines blühenden Pelzhandels gewesen; aber das sei nun alles nach Dutch Harbour gewandert, und ihnen bliebe nur noch die Fischerei als einziger Verdienst.

Infolge dieser Weltentrücktheit hat der Ort bis heute seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Das Äußere sowie Sprache und Sitten der Einwohner sind russisch, und die kleine Kirche hat die typische Spitzkugel der griechisch-katholischen Gotteshäuser, gekrönt von dem doppelten St. Georgskreuz.

Trotz der wenig verlockenden Auskünfte zog es mich doch mit tausend Fäden hinüber nach den rauhen Schneebergen. Hier wollte ich mein Glück versuchen, fortlaufen, komme, was da wolle! In meiner Naivität hoffte ich sogar auf Landurlaub! Aber unser Kapitän verstand die Gefühle, die seine Mannschaft bei der ersten Landung erfüllen mußten! Kaum war Anker geworfen, als die Bootsteurer mit geladenen Gewehren auf Wache kommandiert wurden mit dem strengen Befehl, jeden niederzuschießen, der desertieren wollte. „And shoot to kill!“ (Schieße, um zu töten!) hatte der Kapitän ausdrücklich hinzugefügt.

An jenem Abend war ich sehr niedergeschlagen, denn jetzt erst kam mir deutlich zum Bewußtsein, welch' böse Suppe ich mir in meinem Leichtsinn eingebrockt hatte.

Der Tag war noch kaum angebrochen, als wir am nächsten Morgen die Weiterreise antraten. Ein dicker Nebelschleier malte alles Grau in Grau. Und ebenso grau wie draußen die Natur war auch die Stimmung an Bord des »Bowhead«, wenigstens was uns Grünhörner anbelangte. Wir hatten einen einheimischen Lotsen an Bord, denn es gehört die genaueste Kenntnis jener tückischen Gewässer dazu, um ein Schiff, zumal bei Nebel, an den verborgenen Klippen und Riffen vorbeizumanövrieren.

Als die Morgensonne den Nebel zu zerreißen begann, lag die Bai von Unalaska bereits hinter uns, und wir segelten durch die Unimakstraße, die in der Inselflur der Aleuten das Eingangstor vom Pazifik nach dem Beringsmeer bildet.

Hier bekamen wir den ersten Vorgeschmack vom Fischerhandwerk, wenn es auch noch keine Walfische gewesen sind, sondern nur harmlose Kabeljaus, an denen jene Gewässer unermeßlich reich sind. Die Art dieses Fischfangs ist von verblüffender Einfachheit. Mit einer langen, am Ende mit mehreren Haken versehenen Lotleine ausgerüstet, brauchten wir nur die Leine bis zu dem seichten Meeresboden herunterzulassen und dann wieder einzuholen mit mindestens einem Fisch an jedem Haken. Bald zappelte das Verdeck von glatten, glänzenden Fischleibern, unter denen Schneeball ein grausiges Gemetzel anrichtete. Sie schmeckten gut, die frischen Fische, nachdem wir wochenlang von Hartbrot und Salzfleisch gelebt hatten. Der größte Teil wurde eingesalzen als Proviant für die Weiterreise. In dieser Zubereitung haben sie uns noch ein ganzes Jahr lang verfolgt wie ein Gespenst.

So segelten wir durch diese ferne, wildromantische Straße, mitten durch das Inselgewirr mit den tiefen Fjorden, den steilen Felsenufern und den hohen Schneebergen. Gegen Abend hatten wir das Ende der Straße erreicht, und vor uns breitete sich das Beringsmeer aus. Eine matte, schmutzigrote Abenddämmerung lag über dem nordwestlichen Horizont. Das Wasser hatte eine harte, stahlgraue Farbe, finster und abschreckend. Mir ahnte nichts Gutes, als der »Bowhead« seine Nase nach Nordwesten richtete, gerade hinein in dieses ferne, geheimnisvolle Meer, der sinkenden Sonne entgegen.

Nachdem wir aus dem Lee des Landes herausgelangt waren, setzte eine kräftige Brise aus Südosten ein, die die Segel tüchtig füllte und die kleine Bark mit der für einen Walfischfänger geradezu unerhörten Geschwindigkeit von acht bis neun

Seemeilen vorwärts trug. Die Temperatur wurde immer niedriger, die Luft wurde dick, und der Himmel nahm eine grau-melancholische Färbung an. Dies alles deutete auf die Nähe von Eis und — von Walfischen. Wir waren am äußersten Rand der südlichen Fanggründe für Grönlandwale angelangt. Jeden Augenblick konnte ein „Fisch in Sicht" kommen, und allenthalben wurde mit Hochdruck gearbeitet, um alles für seinen Empfang vorzubereiten. Die Vorbramrahe wurde an Deck heruntergesandt, um Platz für das »Krähennest« zu machen — eine enge Plattform, umgeben von einem mit Segeltuch bekleideten Holzgeländer. Der Laie würde diese Vorrichtung als Mastkorb bezeichnen. Von diesem luftigen Standort wurde von nun an scharfer Ausguck nach Walfischen gehalten, und auch die Augen der nicht auf Ausguck befindlichen Leute waren nicht müßig, denn, abgesehen von der Ehre, winkte auch noch eine ganze Kiste Tabak als Belohnung für den, der den ersten Walfisch erspähte. Was mich anbelangt, so verschwendete ich schon meiner Kurzsichtigkeit wegen keine Zeit damit, denn selbst gute Augen hätten nicht in Wettbewerb treten können mit den falkenäugigen Portugiesen. Und wie die Dinge lagen, hätte ich keinen Walfisch angezeigt, selbst wenn ich ihn wirklich gesehen hätte, denn so viel hatte ich schon herausgefunden, daß bei der raffinierten Berechnungsmethode auch die erfolgreichste Reise für uns Grünhörner mit Schulden dem Schiff gegenüber abschließen würde. Ich hatte mich längst mit dem Gedanken abgefunden, daß ich — wenn ich je wieder diesen glücklichen Augenblick erleben sollte — das Schiff ohne einen roten Cent in der Tasche verlassen würde. Ich hatte also gar keine Veranlassung, nach Walfischen auszuschauen; im Gegenteil!

Nachdem das »Krähennest« errichtet war, wurde die Ausrüstung der Boote überholt. Wir führten deren fünf an den Davits und außerdem zwei zur Reserve, die mittschiffs über dem Haus angelascht waren. Sie sind außerordentlich flink und

seetüchtig, und in den Händen geschickter Führer, wie jene alten Walfischfänger, vermögen sie jeder See zu trotzen; sie haben eine Länge von 30 Fuß und laufen nach beiden Enden spitz zu. Diese Boote sind der Stolz des Walfischfängers und eine nie versiegende Quelle von Eifersüchteleien, denn jede Mannschaft hält ihr eigenes für ein Muster von Schnelligkeit, Eleganz und aller guten Eigenschaften, während die übrigen vier durch eine siebenmal kritische Brille betrachtet werden.

Zunächst wurde nun die Walfischleine — eine lange Jolle aus bestem Manilahanf — an Deck gebracht. Jedem einzelnen Boot wurden 700 Meter, auf dem Boden in zwei Behältern sorgfältig aufgeschossen, zugeteilt. Dann wurden die Widerhaken der Harpunen, der sogenannten »Eisen«, geschliffen bis zur Schärfe eines Rasiermessers und die tödliche Bombe an dem langen Schaft befestigt. Dann kamen die Lanzen an die Reihe, dünne, mit einer haarscharfen Spitze versehene Speere von etwa 1,5 Meter Länge. Sie sind, ebenso wie die Harpunen, an einem Holzschaft befestigt. Nach dem Wurfe werden sie an einer Leine, dem »lance warp« zurückgezogen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in den heroischen Zeiten des Walfischfangs, hat man die Walfische ausschließlich auf diese primitive Weise „gelanzt", aber mittlerweile ist dieses Mordwerkzeug etwas aus der Mode gekommen. Es ist von dem Schultergewehr verdrängt worden, einem unförmlichen Instrument, das ganz gefährlich aussieht und lebhaft an die plumpen Musketen von Anno dazumal erinnert; tatsächlich ist es auch gefährlich, und zwar für den Schützen nicht minder als für den Walfisch, weil es ihm durch den gewaltigen Rückschlag unter Umständen alle Knochen im Leibe zerschlagen kann. Man greift daher nur im äußersten Notfall zu dem verhaßten Ding. Weitere Ausrüstungsgegenstände sind die fünf Riemen von je 3 bis 5 Meter Länge, der Steuerriemen, der Mast, das für die Größenverhältnisse des Bootes geradezu gewaltige Großsegel, das viel

kleinere Sturmsegel, ferner eine Laterne, ein Kompaß, eine Kiste Biskuits, ein Fäßchen Wasser, wie es sich in jedem Rettungsboot findet oder wenigstens finden sollte und nicht zuletzt der wheft, die Signalflagge.

Während dieser kriegerischen Vorbereitungen waren wir mit jedem Tag weiter ins Beringsmeer eingedrungen, und schon begann die Nähe des Eismeers sich bemerkbar zu machen. Kalt und rauh waren die Nächte mit unnatürlich hellem, flimmerndem Sternenlicht, und wenn des Morgens die Sonne wieder aus der endlosen Wasserfläche herauf kam, da brach sich ihr Licht jedesmal an dem blendend weißen Kleid von Rauhreif, das die Natur während der Nacht wie Zuckerguß über das Tauwerk gestreut hatte. Aber schwächer und schwächer wurden diese wärmenden Sonnenstrahlen mit jedem Tage. Alles hüllte sich mehr und mehr in die dicke, dünstige, stahlgraue Atmosphäre des Eismeers. Das Wasser nahm eine tintenschwarze Färbung an. Die hohe Dünung, die uns draußen im Stillen Ozean so erbarmungslos umhergeworfen hatte, hatte sich gelegt, und die See war so ruhig und oft so spiegelglatt wie die Wasserfläche in einem kleinen, stillen Binnensee. Das alles deutete auf die Nähe von Eis.

Eis! Der Himmel weiß, mit welcher Ungeduld ich in jenen Tagen darauf gewartet habe! Im stillen fing ich schon an zu befürchten, daß wir schließlich mit Schimpf und Schande nach San Franzisko zurückkehren müßten, ohne etwas davon gesehen zu haben. Wer weiß: ich war immer ein Pechvogel gewesen.

„Nur Geduld," pflegte der alte Nick zu sagen, „du wirst noch Eis genug zu sehen bekommen, und mehr davon als dir lieb ist. Laß mal nur den Mr. Johnson nicht merken, daß du Verlangen hast nach dem Eis, denn sonst hält er dich für einen Jonas und bricht dir das Genick bei der ersten Gelegenheit. Das Eis mag er nämlich nicht leiden."

Und über Nacht war es wirklich aufgetaucht, das Eis! Ich lag gerade in meiner Koje und dachte an nichts Böses, als ich durch einen dumpfen, knirschenden Laut dicht neben dem Ohr aus dem Schlaf aufgeschreckt wurde. Im ersten Schrecken glaubte ich nicht anders, als daß wir auf eine Sandbank oder gar auf ein verborgenes Riff aufgelaufen wären und stürzte Hals über Kopf an Deck, um den Schaden zu besehen.

Ja, da war es nun wirklich! Mitten durch ein Feld von losem Eis ging unser Kurs. Ringsum, so weit das Auge reichte, war das Meer bedeckt mit unzähligen Schollen, die in ihrem weißen Kleid und dem grünen Schimmer, der unter dem blauen Wasserspiegel hervorleuchtete, gar lieblich aussehen. Lange schaute ich an jenem Morgen über die Reling hinweg und freute mich des ungewohnten Anblicks, und hörte verwundert auf das Knirschen und Krachen der Eisschollen, die vor dem Bug des vorwärtseilenden Schiffes zerbrachen, und auf die eintönigen Ruderkommandos des Mr. Johnson, der vorn auf der Back den Eislotsen spielte: „strabord — steady — port — steady — —".

Plötzlich wurde dieser Gewaltige meiner ansichtig.

„Was treibst du dich hier an Deck herum, wenn du Freiwache hast?" fuhr er mich an mit einer Stimme, die aber nun gar nichts Einförmiges mehr an sich hatte, „mach daß du zur Koje kommst, du Unglücksrabe! Du bist wohl der Jonas, der uns diese ganze Geschichte auf den Hals gehetzt hat."

Während der nun folgenden Tage wurden wir nicht merklich durch Eis aufgehalten. Wir trafen es nur in Feldern an zwischen Streifen von offenem Wasser; alles morscher, brüchiger Stoff, durch den der »Bowhead« mühelos seinen Weg bohren konnte. Bald aber wurden die Eisschollen dicker und hatten sich stellenweise zu kompakten Massen festgesetzt, durch die es kaum ein Durchdringen gab. Fast noch hinderlicher für die Schiffahrt waren die Nebel, die allenthalben aus dem Wasser aufstiegen und schwer und düster auf den offenen Wasserstreifen brüteten.

Es war nur ein Glück, daß man in jenen abgelegenen Regionen keinen Zusammenstoß mit anderen Schiffen zu befürchten brauchte. Aus diesem Grunde führten wir auch nicht mehr die durch die internationale Seefahrtsordnung vorgeschriebenen roten und grünen Seitenlaternen.

„No law of God or man is made
For North of sixty-two."

sagte einmal irgendwo der Jingodichter Rudyard Kipling.

Kein Gesetz der Menschen hat dort oben seine Geltung; nur die Naturgesetze regieren noch weiter, und die kümmern sich nicht um rote und grüne Seitenlaternen.

Nun, nachdem wir das Eis angetroffen, sollte es endlich ernst werden mit dem Walfischfang, denn gerade das zerstreute Treibeis, das sich gleichsam als Vorhut vor die schwere Masse des Packeises legt, ist der bevorzugte Aufenthalt des Walfisches. Aber, wiewohl die Portugiesen ihre scharfen Habichtaugen nach allen Seiten schweifen ließen, war doch nirgends in der weiten Runde der kleinste Szeut zu entdecken. Das wirkte sehr niederschlagend auf alle Mann an Bord. Johnny Cook zeigte eine finstere Miene und schritt täglich viele Stunden lang mit mindestens fünf Meilen Fahrt auf dem Achterdeck auf und ab, um seinem täglich mehr in Wallung gebrachten Temperament die nötige Ablenkung zu verschaffen. Und gar erst Mr. Johnsons harte Züge waren völlig zu Essig geworden.

Denn nun war kein Zweifel mehr möglich — irgend ein Unglücksrabe, ein Jonas, mußte an Bord sein, der das Schiff mitsamt den Walfischen verhext, total verhext hatte! Es handelte sich nur noch darum, festzustellen, auf welchen armen Sünder man dieses Odium abwälzen sollte. Inzwischen ließ man uns der Sicherheit wegen alle dafür büßen. Die Disziplin wurde womöglich noch strenger gehandhabt wie vorher und all die kleinen Arbeiten, mit denen man uns bisher drang-

saliert hatte, wurden mit fieberhafter Hast betrieben, als ob der Erfolg der Reise davon abhinge.

Aber alles Fluchen und Wettern und alle sauren Gesichter helfen nicht gegen das Unglück, wenn dieses sich vorgenommen hat, die Menschen zu verderben. Schon wenige Tage nach unserer ersten Begegnung mit dem Eis hatte sich unser Schicksal erfüllt.

In einer frostigen, winterlichen Nacht fanden wir uns plötzlich von schweren Eismassen eingeschlossen, und nirgendwo in der weiten Runde war ein Tropfen offenen Wassers zu sehen. Es war ein gar sonderbarer Anblick, das einsame Schiff inmitten der endlosen Eiswüste. Ringsum nur die weiße, scheinende Fläche, und darüber der schwarze Mantel des endlosen Firmaments, von dem die zahllosen Sterne in übernatürlich hellem Glanze wie funkelnde Edelsteine herunterschauten. Im Osten ging eben der Mond auf und übergoß die seltsame Landschaft mit einer Flut von geisterhaft weißem Licht, auf das die scharfen Kanten der steilen Pressungsgrate lange schwarze Schlagschatten warfen. Still und tot war alles ringsum. Starr und steinern waren alle Formen in dem kalten, bleichen Licht.

Wie still hier alles war! Wie unnatürlich rein und klar die Luft! Keine Wolke stand am Himmel. Und dennoch wurde die Aufmerksamkeit des Auges immer wieder gefesselt durch ein eigentümlich wolkenartiges Etwas, das unruhig und unstet wie ein böses Gewissen über den Himmel hin huschte. Bald zog es sich weithin durch den dunklen Raum, als ein breites, scheinendes Land, bald war es nur von ferne sichtbar wie ein silbernes Wölkchen, bald war es wieder spurlos verschwunden, als ob es niemals dagewesen wäre.

„Was wird's denn sein?" brummte der Bootsteurer, den ich auf die Erscheinung aufmerksam machte, „ein Nordlicht ist's, du Grünhorn!"

„Wahrhaftig! Das Nordlicht! Daß ich auch nicht von selbst darauf gekommen war! So waren wir also angelangt im Lande der Mitternachtsonne!

Während der ganzen Nacht ging ein geheimnisvolles Rumoren durch das Eis, und von Zeit zu Zeit ertönten kanonenschußartige Explosionen, die in dieser Stille gar unheimlich widerhallten. Poseidon selber war dabei, uns durch die Eismasse einen Weg aus unserem Gefängnis zu sprengen. Am nächsten Morgen sahen wir, daß sich dicht bei dem Schiffe ein breiter Spalt aufgetan hatte, indem es sich zahlreiche Seehunde wohl sein ließen. Puffend und schnaubend schwammen sie durch das stille Wasser, kletterten auf das Eis und streckten dort ihre grauen, glatten Leiber aus und freuten sich des spärlichen Sonnenscheins. Das war ein willkommener Anblick für unsere jagdgierigen Bootsteurer. An jenem Morgen hatten die Winchestergewehre das große Wort und es dauerte nicht lange, ehe zwei stattliche Seehunde fein säuberlich abgehäutet vor der Kombüse zu Schneeballs Füßen lagen. Seehundfleisch ist indes kein Leckerbissen. Es ist zäh und faserig und schmeckt bedenklich nach Tran, aber, wie ich früher zu bemerken Gelegenheit hatte, alle, auch die unmöglichsten Gerichte, sind willkommen als Abwechslung in einer eintönigen Speisefolge von Hartbrot und Salzfleisch. Herz, Leber und Lunge des Seehunds sind sogar ein wirklicher Leckerbissen, aber davon bekamen wir nie etwas zu sehen, denn Kapitän und Steuerleute waren auch keine Kostverächter in der Beziehung.

Wohl zehn Tage lang trieben wir so als Gefangene des Eises im Beringsmeer umher, bis eines Tages eine starke Brise aus Südwesten aufkam, die das Eis auseinandertrieb, so daß sich bald zahlreiche Rinnen bildeten, die die weiße Fläche nach allen Richtungen wie blaue Adern durchzogen. Nun hieß es die Gelegenheit wahrnehmen und durch den Irrgarten der Rinnen (leads nennt sie der Eismeerschiffer) einen Weg aus

dem Eisgefängnis zu suchen. Da besann sich der alte »Bowhead« plötzlich darauf, daß er zu diesem Zweck eine Dampfmaschine besaß. Schon qualmte der Schornstein, und die Schraube wühlte ungeduldig im Wasser. Dann ging es mit Volldampf vorwärts gegen die Eisbrücke, die den Weg nach der nächsten Rinne versperrte. Mit einem Krachen, das das Schiff in Stücke zu zerreißen schien, rannte es gegen das Hintereis und schob mit eigensinniger Wut die losen Stücke beiseite. Nach diesem wirkungsvollen Auftakt begann ein hartnäckiger, tagelanger Kampf mit den heimtückischen Mächten des Eismeers.

Nichts ist aufregender und interessanter als die Fahrt eines guten und starken Schiffes von der Sorte des »Bowhead« durch das Packeis. Dieses ewige Versteckspielen in den engen, trügerischen Rinnen, dieses zähe, schrittweise Vorwärtsdringen des schnaubenden Fahrzeugs, wenn es mit wütender Gebärde die dicken Eisblöcke vor sich her schiebt. Und dann wieder das wilde Anrennen gegen die hindernden Eisbrücken. Dröhnend widerhallt der Lärm des Kampfes in der schweigenden Wildnis. Das Krachen des Eises an der Schiffsseite; das Ächzen der Lager und das Klirren der Ketten in der Takelage; die grellen Glockensignale für die Maschine, und von oben aus dem Krähennest die eintönigen, langgezogenen Ruderkommandos, die der wachhabende Steuermann auf dem Achterdeck auffängt und der Mann am Ruder noch einmal wiederholt: „starbord — steady! port — steady!“

Es ist, als ob das tote Schiff mit einemmal eigenes Leben und eigenen Willen bekommen hätte.

Das ist ein anderes Fahren, wie draußen in der großen Einsamkeit der hohen See. Während dort nur ab und zu eine unternehmende Seemöve für Abwechslung sorgt, ist hier zwischen den Eisschollen kein Mangel an allerlei Getier. Zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht macht sich der Seehund unangenehm bemerkbar durch seinen unheimlichen, durchdringenden

Schrei, der sich anhört wie klägliches Kinderweinen. Weit seltener wie die Seehunde sind die Walrosse. Sie sind sehr gesellig und liegen gern in großen Schulen auf den Eisschollen, wo sie ihre ungeschlachten Körper in aller Ruhe und Beschaulichkeit von der Sonne bescheinen lassen. An ihrer dunklen Haut, die sich scharf von der weißen Fläche abhebt, sind sie schon aus größerer Entfernung leicht erkennbar, aber dennoch glückt es nur sehr selten, sie mit Muße aus der Nähe zu betrachten. Denn sie haben ständig Wachposten aufgestellt, auf deren Warnungssignal sie sich alle kopfüber ins Wasser stürzen, nachdem sie vorher ihre Jungen in ihrem breiten Maul hinter den Stoßzähnen in Sicherheit gebracht haben. Ab und zu bekamen wir auch einen leibhaftigen Eisbären zu Gesicht. Er ist weniger vorsichtig wie das Walroß, denn die Natur hat ihn mit einer richtigen Tarnkappe versehen. Sein gelblich-weißes Fell paßt sich vortrefflich dem »Gelände« an. Da das Fell überdies im Sommer, zur Zeit der Mauserung, völlig wertlos ist und das Fleisch des Eisbären nicht zu dem schmackhaftesten gehört, ließen wir die Tiere im allgemeinen unbehelligt, und keiner regte sich besonders darüber auf, wenn wieder einmal ein Meister Petz seine neugierige Nase auf dem Eise sehen ließ. Zuweilen war es aber doch zuviel der Keckheit. Eines Tages, wie der »Bowhead« gerade eifrig mit Eisbrechen beschäftigt war, zeigte sich so ein Bursche in kaum 200 Meter Entfernung und ließ es sich ruhig gefallen, daß die Bootsteurer ihn zum Objekt ihrer Schießübungen machten. Obwohl die blauen Bohnen hageldicht um ihn herum einschlugen, wich er — wohl im Vertrauen auf seine feldgraue Uniform — nicht vom Platze, bis die ganze Sehenswürdigkeit vorüber war. Die Zivilisation mitsamt ihren Mordwerkzeugen schien ihm nicht im geringsten zu imponieren.

Doch ich darf mich nicht bei jedem Eisbären aufhalten, wenn meine Geschichte vorwärts gehen soll.

Es dauerte, wie gesagt, mehrere Tage, ehe wir wieder aus dem Eis herauskamen. Für jedermann an Bord war es eine Erlösung, als wir das dunkle Wasser um uns sahen und der brave »Bowhead« wieder mit vollen Segeln seine Reise nach Norden in die graue Wildnis fortsetzen konnte.

Nicht lange darnach tauchte am nördlichen Horizont die wilde, unwirtliche Küste der Sankt Lorenzinsel auf, die sich wie ein Riegel quer vor den Südeingang der Beringstraße schiebt. Je näher wir der Insel kamen, desto mehr verbreitete sich unter den Bootsteurern eine Atmosphäre freudiger Erwartung. Sie alle hatten auf früheren Reisen schon einmal vor jener Insel gelegen und dabei ein mehr oder minder großes Stück ihres Herzens an eine dort ansässige Eskimoschöne verloren. Nun winkte nach dieser „langen Trennung bitterem Schmerz" ein frohes Wiedersehen. Sogar der griesgrämige Mr. Joe Jomorra fing an redselig zu werden bei solcher Aussicht. Mit seiner Bärentatze versetzte er mir einen gutgemeinten Schlag auf die Schulter, den ich acht Tage später noch fühlte.

„Junge," sagte er, „wenn wir erst einmal dort sind, dann wirst du schon anders denken von dem guten alten Eismeer! Mit den Mädchen, die es dort gibt, kann die alte Lucy in Murrays Bar gar nicht mit antreten. Weiß der Teufel!, ich habe immer eine große Nummer gehabt bei den Frauenzimmern; bei Lucy, Bessy, Maggie, Jenny und wie sie alle heißen! Eins habe ich in Montevideo, eins zu Hause auf Madeira, und eines drunten auf den Karolinen, aber hol' sie alle der Teufel! So eine Eskimodame ist gerade das richtige Maß für einen seefahrenden Mann wie unsereins. Wirst gleich sehen, ob ich recht habe oder nicht."

Ja, nun war ich wirklich neugierig geworden.

Schon waren wir unter dem Lee des Landes angelangt, und fuhren eine Weile dicht an der Küste entlang, so daß wir es mit Muße betrachten konnten.

Wie öde und traurig es aussah! Wie finster und abschreckend! Kein Baum, kein Strauch war an den steilen Abhängen zu erkennen. Überall nur nacktes Erdreich, das stellenweise von einer dünnen Schicht von Moosen und Flechten überzogen war. In den tiefen, steil nach dem Meer abfallenden Rinnen und Talsenkungen lagen aber noch immer große Schneemassen, mit denen auch die Sonne dieser letzten Maitage nicht fertig zu werden vermochte. Voller Erwartung segelten wir entlang des Landes in westlicher Richtung, ohne daß sich vorerst etwas Bemerkenswertes ereignete. Schon begann ich zu glauben, daß die Bootsteurer uns zum Besten halten wollten, als eine niedrige, weit ins Meer hinausragende Sandbank am Fuße eines steilen Kaps in Sicht kam. Bei näherem Herankommen war zu erkennen, daß sie mit Hütten und Zelten bedeckt war, und deutlich konnte man auch mit dem bloßen Auge die Wahrnehmung machen, daß sich mehrere dunkle Punkte vom Lande loslösten, die mit pfeilschneller Geschwindigkeit heranschossen und sich bald als eine Anzahl großer, flachbodiger Kanoes herausstellten, die bis zur äußersten Grenze ihres Fassungsvermögens gefüllt waren mit bunt gekleideten Menschen. Schon von weitem konnte man sehen, wie sie mit gleichmäßigen Stößen der Paddels die Boote durchs Wasser trieben und deutlich hörte man, wie sie sich dabei ermunternd einander zuriefen: „Gu — Gu—u—u!"

Im Nu waren sie langseit und kletterten ohne weitere Zeremonien an Bord. Es war eine abenteuerliche Gesellschaft. Richtige, waschechte Eskimos mit kupferbraunen, fettglänzenden Gesichtern, mit kleinen, verschmitzt dreinschauenden Schlitzaugen und einem breiten, häßlichen Mund, der auch dadurch nicht an Schönheit gewann, daß er mit zwei zu beiden Seiten durch die Unterlippe gesteckten Steinen „verziert" war. Die rabenschwarzen Haare trugen sie gerade ins Gesicht gekämmt, und auf dem Hinterkopf eine Tonsur, die ihnen einigermaßen das Aussehen von Klosterbrüdern verlieh. Phantastisch waren sie

aufgeputzt, mit Gewändern aus Renntier-, Seehund-, Fuchs-, Wolfs-, Hunde- und Bärenfell, oder gar aus Entenfedern. Einer von den sonderbaren Heiligen, der eben über die Back an Deck gesprungen war, kam auf mich zu mit einem Grinsen, das von einem Ohr zum anderen ging. Mit viel Grandezza reichte er mir die Hand und sagte dazu: „Good morning, all-right, thank you, god damn, good night." Offenbar sein ganzes englisches Vokabularium. Aus solcher Rede konnte ich begreiflicherweise weder Kopf noch Fuß machen, aber der zufällig dabeistehende Schneeball half mir aus der Verlegenheit.

„So sei doch kein Geizhals, und gib ihm ein Pfund Tabak, wenn er dich darum bittet!" fuhr er mich an.

Kaum war dieser Bittsteller zufriedengestellt, als eine alte Dame, die ein kleines Baby in der Kapuze ihres langen Renntierrockes trug, mich mit Beschlag belegte.

„Tabak bschuktu," sagte sie mit nicht mißzuverstehenden Gebärden auf eine unendlich lange, mit einem unsagbar winzigen Köpfchen versehene Tabakspfeife. Auch sie bekam ein Stückchen von dem schwarzen Plattentabak, wofür sie mit breitem Grinsen quittierte. Mit Hilfe von Schwamm und Feuerstein hatte sie bald das unförmliche Ding in Gang gebracht. „Naguruk!," sagte sie dann mit einem grunzenden Laut der Befriedigung.

Überhaupt diese Eskimodamen! Für ein Grünhorn ist es gar nicht so leicht, so einen Eskimo von seiner besseren Hälfte zu unterscheiden. Manch einer an Bord des »Bowhead« hat in jenen Tagen seinen ganzen Tabakvorrat daran gewendet, um die Gunst einer solchen Eismeerfee zu erlangen, nur um dann zu seinem namenlosen Schrecken herauszufinden, daß die heißbegehrte Schöne — gar nicht dem schönen Geschlecht angehörte.

Mit der Unbefangenheit, die dem Wilden eigen ist, hatten

es sich unsere Gäste gar bald bequem gemacht. Selbst das dreimal heilige Achterdeck hatte für sie keine Schrecken. Der gestrenge Mr. Johnson mußte — mit grimmiger Miene zwar — aber geduldig und ohne ein Wort des Protestes, mit ansehen, wie die mitgebrachten Schlittenhunde die weißgescheuerten Deckplanken mit den Denkmälern ihrer Kunst versahen, und der Kapitän hatte nur ein süßsaures Lächeln, wie seine Kajüte plötzlich in ägyptische Finsternis gehüllt wurde, weil eine alte Eskimodame ihre Renntierfelle auf dem Decklicht ausgebreitet hatte.

Mit einem der Boote, die ununterbrochen zwischen dem Schiff und dem Lande hin- und herfuhren, kam auch ein Portugiese an Bord. Eine der groteskesten Persönlichkeiten, die ich je gesehen habe. Der lebendige darwinische Beweis. Er war noch länger wie Mr. Johnson, und womöglich noch dürrer. Er hatte große Hände und unendlich lange Arme. Er trug einen enganliegenden Anzug aus Seehundsfell mit einer, von einem wild zerzausten Wolfsfell eingesäumten Kapuze, aus der ein dunkles, knochiges Gesicht mit schwarzen, funkelnden Raubtieraugen hervorschaute. Das war Sam, der berühmte Sam, von dessen Heldentaten ich zuvor schon mancherlei gehört hatte, denn er galt als einer der geschicktesten und kühnsten in der Zunft der Bootsteurer. Nun war er an Bord gekommen, um sich nach einem Schiff und vor allem nach einer ordentlichen Mahlzeit umzusehen, denn er hatte auf der St. Lorenzinsel überwintert, und dabei grausamen Hunger gelitten.

Johnny Cook war das gerade recht, und er sparte keine Mühe, um dieses Neuntagewunder zum Bleiben zu bewegen. So kam es, daß Sam als Bootsteurer anmusterte und unserer Bootsmannschaft zugeteilt wurde. Ich muß ein dummes Gesicht gemacht haben, als ich davon hörte, denn Sam hatte gleich meine Gedanken gelesen.

„Hast du etwas dagegen, du Grünhorn?“ brüllte er mich an mit einer Stimme, die in Schneeballs Kombüse die Pfannen rasseln machte, „dir werde ich das Nötige schon beibringen, du naseweises Affengesicht. Bei mir hast du nichts zu lachen!“

Drei Tage lang lagen wir vor jener Insel und waren inzwischen unserer Eskimofreunde schon reichlich überdrüssig geworden. Deshalb war die Freude groß, als es wieder in See ging nach dem kaum eine halbe Tagereise entfernten Festland von Sibirien. Aber unsere Gäste trafen noch immer keine Anstalt zum Fortgehen. Im Gegenteil!

Sie halfen uns beim Ankerhieven und Segelsetzen und freuten sich in Erwartung der schönen Reise auf dem großen »Umiakpak«. Aber es kam alles ganz anders.

Der erste Walfisch.

Ein großes Ereignis. — „Blo—o—o—ow!“ — Im Boot. — Der grimmige Steuermann. — Sams unbezähmbare Mordlust. — Bange Minuten. — Auf dem Rücken des Walfisches. — Gefährliche Augenblicke. — Eine tolle Fahrt. — „starn all!“ — Mr. Johnson erscheint auf der Bildfläche. — Neue Gefahren. — Die tödliche Lanze. — Der Walfisch zeigt die »rote Flagge«. — Der Tod des Riesen. — Reiche Beute und schmutzige Arbeit. — Eigenartige Illuminierung. — Eine schwimmende Hölle. — Fluchtgedanken.

Unsere lieben braunen Freunde blieben also wie gesagt an Bord, um mit dem großen »Umiakpak« ihre Freunde drüben an der sibirischen Küste zu besuchen. Und der Kapitän hatte nichts dagegen, denn er konnte auf diese Weise ohne Zeitverlust dem Tauschgeschäft weiter obliegen. Sicherlich wäre auch der Jahrmarkt weitergegangen bis zur Ankunft in Sibirien, wenn nicht ein großes Ereignis plötzlich einen dicken Strich durch das Soll und Haben dieser Handelsgeschäfte gezogen hätte.

Es war Sonntag, und zwar ein Sonntag nicht nur dem Namen nach, sondern auch ein Tag voll Licht und Sonnenschein, mit einem blauen Himmel, auf dem die weißen Wolken zogen. Seit mehreren Wochen hatte man an Bord des »Bowhead« der Menschlichkeit das Eingeständnis gemacht, uns an Sonntagen nur noch die unbedingt notwendigen Schiffsarbeiten verrichten zu lassen, so daß man wenigstens einmal in der Woche ein freies Stündchen hatte, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Meine Phantasie beschäftigte sich gerade mit den Walfischen, und ich dachte mir, daß es doch eigentlich höchst fatal wäre, wenn wir nach all den Mühen zurück nach San Franzisko kämen, ohne auch nur einmal einer frischfröhlichen Walfischjagd beigewohnt zu haben.

An diesem Punkte wurden meine Betrachtungen unterbrochen durch einen höchst eigentümlichen, langgezogenen Ruf, der von oben aus dem Krähennest kam: „Blo—o—o—ow, ah, blo—o—o—o—ow!“

Ein Schauer der Erregung durchrieselte mich vom Kopf bis zu den Füßen. Obwohl ich noch nie zuvor diesen sonderbaren Ruf gehört hatte, so wußte ich doch instinktiv, was er zu bedeuten hatte: Aha, nun wurde es ernst. Walfisch in Sicht! Weiße und Eskimos zugleich ließen ihre augenblickliche Beschäftigung liegen, und alles blickte erwartungsvoll nach oben.

„Wo hinaus?“ brüllte der Kapitän mit Donnerstimme, während er schon mit umgehängtem Fernglas nach dem Krähennest aufenterte.

„Großer Walfisch gerade voraus, etwa zwei Strich vom Leebug, Sir,“ antwortete Mr. Johnsons Stimme, die sich aus solcher Höhe beinahe menschlich anhörte, „blo—o—o—o—ow, ah, blo—o—o—ow!“

„Herunter von oben!,“ sang der Kapitän aus, als er schon unter der Bramsahling angelangt war. Und dann mit dröh-

nender Seebärenstimme: „Alle Mann an Deck! Klar bei den Booten!"

Nun gab es ein heilloses Durcheinander. Englische und portugiesische Kommandoworte flogen hin und her, begleitet von den grausigsten Flüchen und Verwünschungen. Zwar hatte man uns schon lange vorher alle möglichen Verhaltungsmaßregeln für diesen Fall beigebracht, aber nun, da es galt, das Gelernte in die Tat umzusetzen, war diese graue Theorie verflogen wie ein Sommernachtstraum. Mit offenem Mund stand ich da, bis mich der lange Portugiese Sam beim Arm faßte und förmlich mit sich zog.

„Was stehst du hier und sperrst das Maul auf?" fuhr er mich an, „meinst du, daß Walfische gebratene Tauben sind?"

Ehe ich wußte, wie mir geschah, befand ich mich schon drunten im Wasser in einem der langen Walfischboote. Ein paar geschickte Manöver mit dem großen Steuerriemen brachten uns frei von der Schiffsseite, der „Stecken" wurde aufgerichtet, das Segel gesetzt, und fort ging es über die blaue Wasserfläche. — Es war ein ganz neuartiges und nicht wenig beängstigendes Erlebnis. Nur durch die dünne Bootswand von der Wasserfläche getrennt, inmitten des fernen Meeres mit vollem Segel dahinjagend zu einem blutigen Strauß mit dem größten aller Ungeheuer, die Land und Wasser dieser Erde kennen! Über uns wölbte sich der blaßblaue, nordische Himmel, und um uns her spielten die glitzernden Wellen der blauen Tiefe, über die die breiten Segel der fünf Boote wie weiße Möwen dahinglitten. Direkt über mir, an seinem Platz beim Tiller, thronte das unbewegliche, wetterbraune Gesicht Mr. Lees, unseres Steuermanns. Er war noch ein Yankee-Seemann von der alten Schule, die karg in Worten und zuweilen verteufelt schnell in Taten sein konnten. Eine Persönlichkeit, der gegenüber man immer ein mehr oder minder böses Ge-

wissen hatte. Vorn im Bug stand der lange Sam mit der Harpune. Ein Bild der personifizierten Mordlust.

„Blo—o—o—ow, ah, blo—o—o—ow," murmelte er mit verhaltenem Atem, wenn draußen der buschige Dampfspaut aufschoß. „Ah, seht euch den Kopf an! There she breeches, there she white waters!" Und seine schwarzen, funkelnden Augen hingen wohlgefällig an der scharfen Spitze der Harpune.

Ganz unerwartet bekam Mr. Lee eine Anwandlung von Beredsamkeit. „Seht ihr die Leine da unten?" sagte er, indem er auf die Tauleine zeigte, die um einen Poller im hinteren Teil durch die ganze Länge des Bootes lief, „wenn einer von euch fünfen Lust hat, auf dem schnellsten Weg zu »davy Jones« zu kommen, so braucht er nur seine Pfoten dazwischen zu stecken, wenn wir nachher ‚fest' sind. Wer aber noch länger Biskuits essen will, der hör auf meinen Rat und bleib klar von dem Ding. Es ist nicht gesund, sich damit abzugeben."

Da rückte ich noch etwas weiter hinauf auf die Luvreel in möglichste Entfernung von der Leine, die ich fortan mit einem noch größeren, abergläubischen Mißtrauen betrachtete als die übrigen Vorrichtungen im Boot, deren Daseinszweck ich nicht kannte. Gar zu gern hätte ich über diese Dinge Auskunft erhalten, aber unser schweigsamer Steuermann schien vorderhand zu weiteren Auskünften nicht bereit. So bemächtigte sich meiner trotz der besten Vorsätze eine tödliche Angst und die nervöse Unruhe dessen, der auf alles gefaßt ist, weil er nicht weiß, was der nächste Augenblick bringen wird.

„Fier auf die Schot!" sagte der Steuermann mit leiser Stimme. Ich ließ die Schot auffieren, bis das Segel in der Brise hin und her flatterte und das Boot gänzlich zum Stillstand kam. Als ich mich nach den andern Booten umsah, bemerkte ich, daß diese das gleiche Manöver ausgeführt hatten. Alle fünf Boote lagen nun hart am Winde, schwer-

fällig schlingernd in der langen Dünung, während das dünne Tuch der leichten Segel leise murmelte, wenn die Brise damit spielte.

Vergebens suchte ich mir auszudenken, was wohl die nächste Nummer auf dem Programm sein mochte. Da holte Mr. Lee einen alten Reservetiller hervor und legte ihn neben sich auf den Sitz: „Seht ihr das Ding da?" sagte er mit grimmiger Miene. „Wer mir jetzt einen Ton redet oder gar mit dem Fuß scharrt, so daß der Fisch ge»gallied«[1] wird, den hau ich damit über den Kopf, daß er tot sein wird, ehe er Zeit hat, ein Vaterunser zu sagen."

Und wahrhaftig, er sah nicht aus, als ob er sich durch irgend etwas behindert fühle, dem Wort gegebenenfalls auch die Tat folgen zu lassen. Regungslos saßen wir und lauschten auf das leise Plätschern des Wassers gegen die Bootseite, das Murmeln des Windes in dem Segel und das Krachen und Ächzen des Mastes in seinem Lager. Ich hatte sie mir anders vorgestellt, die frisch-fröhliche Walfischjagd.

Erst später, nachdem ich etwas mehr Erfahrung auf diesem Gebiet erworben hatte, war mir das alles klar geworden. Wir befanden uns nämlich jetzt an der Stelle, wo der Walfisch voraussichtlich wieder heraufkommen würde. Und da er ein sehr scheues Tier ist, mit einem ungeheuer feinen Sinn für jedes Geräusch, so mußte dieses natürlich nach Möglichkeit vermieden werden. Man kann diesen Sinn des Walfisches nicht eigentlich Gehör nennen, denn seine Ohren sind verhältnismäßig sehr klein und außerdem fast ganz mit einer Haut überwachsen. Es ist vielmehr eine eigenartige Empfindsamkeit des Körpers, dem die Wellen wie durch eine Art drahtloser Telegraphie jede ungewohnte Erschütterung in ihrem gleichmäßigen Rhythmus mitteilen.

[1] to gallie: bei den Walfischfängern gebräuchlicher Ausdruck für ängstigen, erschrecken des Walfisches.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde tatenlos am Winde gelegen hatten, ging plötzlich im Großtop des Schiffes, das etwa anderthalb Meilen entfert in Luv von uns lag, eine mächtige rote Flagge hoch.

„Hol durch die Schot!" sagte der Steuermann, und im nächsten Augenblick holte das Boot weit über, und wir jagten wieder durch das Wasser. Zu gleicher Zeit schwenkten auch die anderen vier Boote, wie auf dem Exerzierplatz, und hielten ebenfalls in gleicher Richtung. Von der Höhe des Krähennests, das natürlich ein viel weiteres Gesichtsfeld bietet, leitete offenbar der »Generalstab« durch Flaggensignale die Schlacht.

„Blo—o—o—ow", summte Sam wieder leise vor sich hin. Etwa eine halbe Meile gerade voraus war der Walfisch wieder aufgetaucht. Für meine schlechten Augen war der Spaut auf diese Entfernung nicht zu sehen; aber hören konnte ich ihn! Ein dröhnendes Geräusch, gleich einem gewaltigen, übernatürlichen Schnarchen, das mir das Blut in den Adern gerinnen ließ. In fliegender Eile näherten wir uns dem ahnungslosen Ungeheuer. Schon konnte man deutlich über dem Wasser den gewölbten Rücken sehen, dessen nasse, schwarze Haut glitzerte wie polierter Marmor. Still und unbeweglich lag er da, wie die runde Kuppe eines aus dem Wasser hervorragenden Felsens. Nach allem, was ich bisher an Bildern von Walfischjagden gesehen, hatte ich mir etwas anderes vorgestellt als dieses Stückchen des Rückens, das kaum drei Fuß aus dem Wasser ragte.

Doch es blieb mir wenig Zeit zu diesen Betrachtungen — in Gedankenschnelle befanden wir uns schon direkt über dem Walfisch. Auf der einen Seite hatten wir die mächtige, schwarzblau schillernde Masse des breiten Rückens, auf der anderen das Spautloch, dem mit Donnergetöse eine Wolke von Wasserdampf entfuhr, die der Wind über unsere Köpfe wehte. Vor

Schrecken und Staunen standen in diesem Augenblick meine Lebensgeister still.

„Give it to him!" schrie der Steuermann mit gellender Stimme. Gib's ihm!

Mit der ganzen Wucht seiner Riesenkräfte schleuderte Sam die Harpune. Mit Gedankenschnelle ergriff er ein zweites Eisen, das er ebenfalls dem versinkenden Körper nachsandte. Fast in einem Atemzuge vernahm man das „Bum, bum!" der beiden explodierenden Bomben.

Was nun folgte, das war eine Szene der tollsten Aufregung, der wildesten Verwirrung. Das schwerverwundete Tier geriet gänzlich in Ekstase, was bei einem Ungeheuer von der Größe des Walfisches nicht wenig besagen will. Der gewaltige Körper bewegte sich in krampfhaften Zuckungen und peitschte das Wasser mit betäubenden Schlägen seines riesigen Schwanzes.

Aus verhältnismäßig sicherer Entfernung konnten wir dieses Schauspiel beobachten, denn unser Anlauf hatte uns ein gutes Stück über den Walfisch hinweggeführt. Zunächst mußten nun Mast und Segel heruntergeholt und im Achterteil verstaut werden, damit wir bei den weiteren Vorgängen dadurch nicht behindert waren. Zu gleicher Zeit ist dies auch ein Hilfesignal für die anderen Boote, die dann sofort wissen, daß das betreffende Boot „fest" ist.

Nach einer Weile verschwand der Walfisch mit einem besonders boshaften Schlage seiner Fluke von der Bildfläche, und die Leine begann erst langsam und dann schneller und schneller um den Poller im Achterend zu laufen, während die Spitze des Bootes sich tiefer und tiefer senkte, bis das Wasser in Strömen hereinbrach und wir alle nach dem hochaufragenden Hinterteil flüchten mußten. Mit schneller Fahrt flogen wir durch das Wasser, aber schneller noch war unser Walfisch mitsamt der Leine, die zum größten Mißvergnügen des Steuermanns

in immer schnelleren Schlangenwindungen aus dem Behälter im Boden des Bootes hervorgeschossen kam.

Ganz plötzlich ließ der Druck auf die Leine nach, und die Spitze des Bootes richtete sich unversehens wieder auf. „Haul line, haul line! Holt an der Leine!" rief der Steuermann, der inzwischen mit Sam den Platz gewechselt hatte. Hand über Hand kam die lose herunterhängende Leine wieder herein und wurde in großen Buchten im Achterende aufgeschossen. Schon hatten wir sie zu zwei Dritteln wieder an Bord, ein Zeichen dafür, daß unser Freund, der Walfisch, bald wieder auftauchen mußte.

Und er kam!

Kaum zehn Faden vor dem Bug unseres Bootes tauchte der schwarze Kopf des Ungeheuers auf. Höher und höher hob sich die unförmige Masse wie ein Gespenst aus der Tiefe.

„Starn all, starn all! Zurück!" brüllte der Steuermann mit gellender Stimme.

Vor Staunen und Grausen wagte ich kaum zu atmen. Deutlich konnte man die kostbaren Platten aus Fischbein sehen, die dicht nebeneinander wie ein mächtiger Kamm aus dem Oberkiefer heraushingen. Man hörte das heisere, bellende Geräusch, verursacht durch den entweichenden Wasserdampf, der bei den kurzen Atemzügen des erregten Tieres in schneller Folge dem Spautloch entfuhr.

„Starn all, starn all!" rief der Steuermann, und wahrlich, wir bedurften dieser Ermunterung nicht, sondern arbeiteten wie die Titanen, um aus dem Bereich des wütenden Tieres zu gelangen. Aus achtungsvollem Abstande beobachteten wir die weitere Entwicklung der Dinge, denn da wir bereits „fest" waren, war es nun an einem der anderen Boote, dem Walfisch den Rest zu geben, sofern er dessen noch bedurfte.

In diesem Augenblick kam denn auch das Boot des all-

gegenwärtigen Mr. Johnson herangeschossen, und ehe ich mich versah, hatte der Harpunier schon die Eisen geschleudert. Deutlich hörte man das Explodieren der Bomben. Einmal nur peitschte der Walfisch das Wasser mit der gewaltigen Fluke und verschwand in der Tiefe. Auf seiner Flucht setzte er wieder in einem ansehnlichen Tempo ein, und die beiden Boote flogen nun hinter ihm her, als ob sie von einem Kometen ins Schlepptau genommen wären. Da sich die beiden Leinen hoffnungslos miteinander verwickelt hatten, mußte man ständig einen Zusammenstoß befürchten; sicherlich hätte die Sache auch mit einer kleinen Katastrophe geendet, wenn die Jagd länger angedauert hätte. Aber unserem Freund war gar bald der Atem ausgegangen, und er mußte wieder zur Oberfläche kommen. Er gebärdete sich nun wie toll, und die gewaltigen Schläge mit der Fluke erfüllten das Wasser mit schäumendem Gischt. Über und über rollte der Körper und verwickelte sich in die Leinen. Aber offenbar war er noch nicht lebensgefährlich verwundet, denn er spautete noch immer reinen Wasserdampf, ohne die geringste Blutspur. (Bei dieser Gelegenheit muß ich eine Anmerkung machen, um einem allgemein verbreiteten Irrtum entgegenzutreten: der Walfisch spautet niemals Wasser, sondern immer nur Wasserdampf.)

Diese ungewohnte Zähigkeit war mehr, als Mr. Lee ertragen konnte. Seine stoische Ruhe hatte ihn ganz verlassen. Er zitterte förmlich vor Mordlust und machte sich der greulichsten Blasphemien schuldig.

„Haul away! holt an der Leine! ich will dem Kerl einen Yankeetrick zeigen! Blut will ich sehen!"

Und wir holten aus Leibeskräften an der Leine. Vorn im Steven hatte sich der Steuermann in Kampfhaltung gestellt, und wie er so dastand mit den langen, fliegenden Haaren, in der Hand die tödliche Lanze, war er ein Abbild des leibhaftigen Teufels.

Mit einem fühlbaren Ruck rannte das Boot gegen den mächtigen Körper an, und mit einem Grunzen der Befriedigung stieß der Steuermann den zitternden Stahl bis ans Heft in die schwarze Masse.

Nun begann ein erbitterter Kampf zwischen dem rasenden Ungeheuer und dem zerbrechlichen Gebilde der Menschen. Wieder und wieder wich das Boot um Haaresbreite den Angriffen aus, aber bei jeder sich bietenden Öffnung schoß es wieder heran wie ein geschickter Fechter. „Starn, starn! pull ahead!“ („Vorwärts! vorwärts! alles zurück!“) flogen die Kommandos, und dazwischen immer das Indianergeheul des Steuermanns, mit dem er jeden Stoß der Lanze begleitete: „He' you go, sonny! Go on, davy Jones! You son — of — a gun!“

Ach, wenn das Tier Verstand gehabt hätte! Ich würde sicherlich heute nichts mehr von dem Abenteuer erzählen! Aber was vermochten seine rohen Kräfte gegen diese Kombination von wunderbarer Geschicklichkeit und beispielloser Geistesgegenwart. Sam am großen Steuerriemen und der Steuermann mit der Lanze!

Plötzlich war der Spaut rot von Blut. Die »flurry« hatte begonnen, der Todeskampf des Walfisches. Ein gräßlicher Anblick! Mit der letzten Kraft eines verlöschenden Lebens jagte das Tier im Kreise herum, wobei es oftmals in seiner halben Länge aus dem Wasser sprang. Ströme von Blut, oft in dicken, schwarzen Klumpen, entfuhren dem Spautloch. Blut und Schaum war das Meer rings um den sterbenden Riesen.

Bald trieb der gewaltige Körper als leblose Masse auf dem Wasser. Nachdem noch mit Hilfe eines langstieligen Spatens ein Loch durch die Fluke geschnitten war und die Leine daran befestigt, war das große Werk getan. Der Steuermann wischte sich den Schweiß von der Stirn: „Herrgott, war das ein Stück Arbeit!“

„Santissima Virgina," antwortete Sam, „Spaß beiseite, aber ich glaube, es ist der Teufel selber gewesen, den wir da gefangen haben. Nie habe ich einen »bowhead« gesehen, der solche Umstände gemacht hat."

Das hörte ich gern, denn bei aller Begeisterung für das aufregende Abenteuer war mir dabei doch gruselig zumute geworden, und ich hatte mir schon gesagt, daß es bei gleich ungebärdigem Benehmen aller kommenden Walfische schlimm aussehen würde mit der Aussicht, einmal wieder mit heiler Haut nach San Franzisko zurückzukehren.

Tatsächlich war auch diese erste Walfischjagd die aufregendste und gefährlichste, die ich je mitgemacht habe. Im weiteren Verlauf der Erzählung werde ich nicht mehr von gleich wilden Abenteuern berichten müssen — wenigstens soweit die Walfische dabei in Frage kommen.

Das Schiff kam nun heran, und die Leinen wurden an Bord gebracht. Taue und Ketten, deren gewaltige Dimensionen man ihre Bestimmung wohl ansah, wurden aus dem Schiffsraum hervorgeholt und der gewaltige Körper des Tieres damit in sachgemäßer Weise längsseit festgemacht.

Nachdem die Beute in dieser Weise gesichert war, wurde eine halbe Stunde fürs Mittagessen angesetzt, um sich für die kommenden Mühen zu stärken. Jetzt erst hatte ich Zeit, den Walfisch mit Muße zu betrachten. Ich muß gestehen, daß ich einigermaßen enttäuscht war. Zwar reichte der mächtige Körper von der Spitze des Schiffes bis achterkant der Großluke, aber die Länge kam bei der großen Breite gar nicht zur Geltung. Es schien fast, als ob das Tier ebenso breit wäre wie lang. Der runde, schiffsbugförmige Kopf, der ihm den Namen »bowhead« eingetragen hat, und der mächtige Schwanz (doch ich darf das Wort nicht gebrauchen, weil das geradeso wäre, wie wenn der Jäger von Hirschhörnern und Wildschweinpfoten spricht. Fluke heißt der fachmännische Ausdruck). Diese Fluke

also, und der Kopf waren die Hauptbestandteile des Körpers. Für alle übrigen Teile blieb fast nichts übrig. Ganz eigenartig ist die Haut; sie ist so weich, daß man sie mit dem Finger abschaben kann. In rohem Zustand als Salat zubereitet, ist sie ein Lieblingsgericht der Walfischfänger. Auch ich habe manches Kilo dieses »black skin« mit Hochgenuß verspeist. Das Fleisch wurde uns gehackt als Klöse serviert. Es schmeckte delikat; aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätten wir uns damit abfinden müssen, denn es stand wochenlang nichts anderes auf dem Küchenzettel, und wer etwa Walfischfleisch nicht essen mochte, der konnte sehen, wo er etwas anderes herbekäme.

Nach dem Wiederbeginn der Arbeit trat die »cutting stage« in Tätigkeit; eine Vorrichtung, die ich schon während der ganzen Reise mit abergläubischen Blicken gemustert hatte. Nun sollte sich an diesem Tage der Enthüllungen auch dieses Geheimnis entschleiern. Das mit einem Geländer versehene Stelling wurde an starken Tauen heruntergefiert, so daß es außenbords über dem Walfisch schwebte. Dann stellten sich drei Steuerleute dort auf und bearbeiteten den unter ihnen liegenden Körper mit scharfen, langstieligen Spaten, während dieser durch ständiges Hieven an dem klappernden Gangspill höher und höher aus dem Wasser gehoben wurde, bis er halb aus dem Wasser lag, und die mächtigen Tauen und Talljen ächzten und stöhnten unter der gewaltigen Last, die an ihnen zerrte. Zunächst wurde der Nacken bloßgelegt und dann einer der Bootsteurer an einem Tauende heruntergelassen, um die Wirbelsäule zu durchschlagen. Das war keine leichte Arbeit. Eine halbe Stunde lang flogen unter den dröhnenden Axtschlägen die Späne umher! .Dann kam der große Moment — der größte im Leben des Walfischfängers.

„Heave high!“ singt der Kapitän aus. Langsam löst sich der gewaltige, rundgeformte Oberteil des Kopfes von dem üb-

rigen Körper. Höher und höher steigt er. In beängstigender Weise zerrt die riesige Masse an den Tauen und Talljen. Endlich schwebt er zwischen Fok und Großmast über der Großluke. Die langen Barten glänzen in der Sonne: 2000 Pfund Fischbein im Werte von weit über 40 000 Mark!

Einen Augenblick stockt alle Arbeit, und über das Verdeck braust der Schlachtruf des Walfischfängers: „Five and fourty more! hurrah for five and fourty more!" („Hurra für 45 mehr!")

Der erste — der romantische — Teil des Walfischfanges ist damit zu Ende, und was nun folgt, ist nur noch Mühe und Arbeit ohne den leisesten Schimmer von Romantik, aber darum nicht weniger interessant.

Langsam wird die reiche Beute an Deck gefiert; raschelnd setzt sich das Fischbein auf der Großluke fest. Ein Grönlandwal besitzt etwa 350 solcher Barten, von denen die größte eine wellenförmige Scheibe von drei Meter Länge und etwa 50 Zentimeter Breite darstellt, die nach unten spitz zuläuft und schließlich in viele seidenartige Fäden zerfasert. Der Stoff ist blank wie Stahl und biegsam, wie eben nur Fischbein sein kann. Ein Pfund Fischbein wird in San Franzisko mit 5—6, nicht selten auch mit 7 Dollars bezahlt. Man sieht — ein einträgliches Geschäft! Kein anderer Seemann kann am Schluß einer langen Reise mit solchen Abrechnungen prunken wie der Walfischfänger, wenn das Glück ihm einigermaßen hold gewesen ist. Dies gilt allerdings nur für Kapitän und Steuerleute. Schon die Bootsteurer haben am Schluß der Reise gewöhnlich nichts mehr zugute, weil sie bei dem Juden, der die Ausrüstung der Schiffe besorgt, stets bis über den Hals in Schulden stecken. Von uns Grünhörnern will ich schon gar nicht reden.

Gegenüber diesen großen Werten ist der des aus dem Körper zu gewinnenden Tran nur gering. Die meisten Schiffe begnügen sich daher mit dem Kopf und überlassen den Rest den Seemöven und all den anderen hungrigen Mäulern, an denen das Meer

so reich ist. Aber Johnny Cook ließ nichts umkommen. Bis unsere Tanks voll waren, nahmen wir Tran von jedem Walfisch, und darum muß ich, selbst auf die Gefahr hin durch allzuviel Belehrung und Gelehrsamkeit das Mißfallen des geneigten Lesers zu erwecken, auch noch das schwere und wenig appetitliche aber nicht minder fesselnde Geschäft des Auskochens beschreiben.

Wie jeder Schuljunge weiß, wird der Tran aus der Fettschicht gewonnen, die den Körper des Tieres rings umkleidet. Um diese Fettschicht abzuschälen, wird der längsseit liegende Walfisch durch abwechselndes Hieven und Fieren an den beiden Gangspills beständig um sich selbst gedreht, während die Steuerleute von der Cutting Stage aus mit ihren Spaten das Fett abstechen, worauf es in langen »blankets« an Deck geheißt wird. Die großen Stücke der weißen, rötlich schimmernden Fettschicht (blubber) werden alsdann noch einmal in kleinere Stücke zerschnitten und diese den beiden als »mincers« abkommandierten Leuten in Arbeit gegeben. Dieser »mincer« hantiert mit vieler Geschicklichkeit ein großes Metzgermesser, mit dem er jedes Stück mehrmals anschneidet, so daß die einzelnen Teile wie die Blätter eines Buches von der Haut abstehen. »A whalers bible« nennt man sie. Des Walfischfängers Bibel!

Ein großer, viereckiger Kasten wird mit diesen Bibelbüchern gefüllt und über das Verdeck nach vorn geschoben und neben den Kochapparat festgelascht. Diese letztgenannte Einrichtung, die ich schon während der ganzen Reise mit wachsendem Schütteln des Kopfes betrachtet hatte, besteht aus zwei umfangreichen, in Backsteine eingemauerten Kupferkesseln, in denen über dem lodernden Feuer eine brodelnde, zischende Ölmasse schwimmt. Sam und der dritte Steuermann standen davor und überwachten das Auskochen. Den überschüssigen Tran schöpften sie in einen großen, eisernen Behälter, den sog. Kühler, von wo er nach genügender Abkühlung in ein Tank im Boden des Schiffes abgelassen wurde. Die rohen Blubber-

stücke holten sie mit einer langen Gabel aus dem »hopper« und warfen sie in den Tran. Genügend ausgekocht, werden sie als braune, wunderbar appetitlich aussehende Kuchen wieder herausgefischt. Da sie förmlich mit Tran getränkt sind, liefern sie ein ausgezeichnetes Brennmaterial, mit dem man das Feuer unter den Kesseln füttert, so daß der Walfisch buchstäblich in seinem eigenen Fett gebraten wird.

Auch nach Einbruch der Dunkelheit ruhte die Arbeit nicht. Die ausgekochten Blubberstücke — »cressets« nennt sie der Walfischfänger — wurden in eisernen Behältern in brennendem Zustand an Deck und in der Takellage aufgestellt. Sie brannten mit dunkelroter Flamme, und wenn der Nachtwind sie zuweilen flackernd aufleuchten ließ, dann zog eine lange Fahne von dickem, schwarzem Rauch hinter ihnen her. Das gab eine wilde, phantastische Illumination. An vielen Stellen zugleich loderten die qualmenden Fackeln auf und warfen ein flackerndes Licht auf die hohen Masten und Rahen, die sich gespensterhaft vom dunklen Nachthimmel abhoben. Auf dem Verdeck türmte sich der gewaltige Speckhaufen, und die Menschen huschten mit Messern und Haken wie die leibhaftigen Teufel darum herum, indes die beutegierigen Seemöven kreischend umherflatterten. Fürwahr — eine schwimmende Hölle! Schwimmend nicht nur im Wasser, sondern auch in Tran, der hier ein souveränes Regiment führte. Auf dem Verdeck schwamm er in Strömen und hatte es glatt gemacht wie eine Schlittschuhbahn. Mehr als einmal, wenn das Schiff überholte und dabei die Kiste mit den »geminzten« Speckstücken auf ihrem Weg nach den Kochapparaten gegen die Reeling warf, war ich nahe daran, auf eine erbärmliche Weise zu Brei zermalmt zu werden. Aber nicht nur das Verdeck, sondern auch die Decksaufbauten, das Tauwerk, die Segel, die Haut, kurzum, alles war zu Tran geworden. Sogar das Essen schmeckte nach Tran. In jedem andern Klima wäre der Zustand unerträglich gewesen, aber

in jenen kalten Gewässern verliert sich der Widerwille. Sobald der Trankessel in Tätigkeit war, hatten wir sogar nichts Eiligeres zu tun, als uns ein Stück Brot darin zu braten und mit Hochgenuß zu verspeisen.

Während der ganzen Nacht arbeiteten wir so und kümmerten uns wenig um die Schiffahrt. Bis auf die beiden Marssegel waren alle Segel festgemacht, das Schiff beigedreht, das Ruder festgelascht und das geduldige Fahrzeug sich selbst überlassen. Erst am nächsten Morgen wurden die Rahen wieder angebraßt und der Kurs gesetzt.

Bald kam im Westen die flache Küste von Sibirien in Sicht. Wohl selten hat ein Mensch jener wilden Küste mit größerer Andacht entgegengesehen wie ich damals. Hier wollte ich mich nicht wieder ins Bockshorn jagen lassen wie drunten in Unalaska. Hier wollte ich mein Glück versuchen, und wenn es tausendmal das verrufene Sibirien war! Schlimmer als auf dem »Bowhead« konnte es dort ja auch nicht sein. Fort, fort von diesem Schiff! Durchbrennen! Der Gedanke hatte sich in mir festgefressen mit der Zähigkeit einer fixen Idee.

Durch die Beringsstraße.

Üppige Mahlzeit für unsere Eskimofreunde. — Sibirien — Eine wahrhaft sibirisch aussehende Landschaft. — Unerwarteter Besuch. — Alte Erinnerungen. — Die Beringsstraße. — Nordischer Sommer. — Die Mitternachtsonne. — Verhexte Walfische. — Kein Glück. — Ist mir ganz einerlei! — Gedrückte Stimmung im Achterteil. — Allerlei Vermutungen. — Das Resultat der Betrachtungen: „Laßt die Weiber zuhause!“ — Johnny Cook macht gute Geschäfte. — Auf verbotenen Wegen. — Wunderliche Erdenwinkel. — Die Diomedesinseln. — Der Königsfelsen. — Unglücksboten. — Schneeball in Nöten. — Desertierungsfieber.

Durch die großen Ereignisse, von denen ich im letzten Kapitel erzählte, habe ich unsere Eskimos fast ganz aus den Augen ver-

loren und es wird deshalb Zeit, daß ich den Faden meiner Geschichte wieder aufnehme und kurz davon berichte, was aus unseren braunen Freunden geworden ist.

Als das verhängnisvolle »blo—o—ow!« vom Krähennest herunter schallte und das Verdeck klar zum Gefecht gemacht wurde, da hat ein Machtwort des Mr. Johnson, dem die Gesellschaft schon längst ein Dorn im Auge war, sie alle vom Verdeck hinunter in ihre Boote gefegt. Dann haben sie schleunigst das Weite gesucht und aus respektvoller Entfernung dem Gebaren des Walfisches und der »Kabelunas« zugesehen, bis das große Ungeheuer fest und sicher längsseit verstaut war, und die schwarzen qualmenden Rauchwolken über den mächtigen Kochkesseln den Sieg verkündeten. Nun kamen sie in ihren großen, plumpen Kanoes wie die Pfeile über das Wasser geschossen, kletterten mit katzenartiger Gewandtheit über die Reling und machten sich mit Berserkerwut über den Haufen Walfischspeck her, und es war kein Ende des Schmausens. Hier endlich war der paradiesische Zustand, den ihres Herzens Sehnsucht während des ganzen Winters vergeblich erträumt hatte: Tran und Speck in Hülle und Fülle. Mit einer Gänsehaut konnte es einen überlaufen, wenn man zusah, wie sie mit ihren gelben Zähnen in die ausgekochten Blubberstücke bissen, und wie dabei der Tran in Strömen zu beiden Seiten des Mundes herunterrieselte.

„Brauchst gar keine solchen Gesichter zu schneiden," sagte Schneeball zu mir, der ich mich angewidert von diesem Schauspiel abwandte, „das wirst du alles noch essen lernen, ehe du wieder nach Frisko kommst. Ja, und verflucht froh wirst du manchmal darum sein!"

Er war kein schlechter Prophet, dieser Schneeball!

Inzwischen war über all dem Kochen und Braten auch die Navigation nicht vernachlässigt worden. Noch immer stand der Mann am Ruder, und die Segel blähten sich vor einem heulenden Nordost, der mit wildem Ungestüm über das Wasser

fegte. Weiter nach Westen ging die Reise, bis langsam und fast unmerklich eine flache Küste auftauchte, die sich quer vor dem Bug unseres Schiffes in endlose Fernen nach Norden und Süden erstreckte. Sibirien!

In der Tat: sibirisch genug sah es aus, dieses endlose Land unter der einförmig weißen Schneedecke und dem düsteren, bleigrauen Himmel, der sich darüber wölbte. Nirgendwo in der weiten Runde ein fester Punkt, der dem irrenden Auge einen Ruhepunkt gewährt hätte. Öde und Einsamkeit überall. Hier in dieser weltverlassenen Gegend — so dachte ich mir — da ist die Einsamkeit zu Hause. Vielleicht auf hundert Meilen im Umkreis gibt es hier keinen Menschen, der sich vorwitzig in das tiefsinnige Zwiegespräch mischt, das schon seit undenklichen Zeiten die rauschenden Winde mit den einsamen Felsenklippen führen. Wie weit waren wir doch hier von Häusern und Bäumen, von Schiffen und Menschen, und all den anderen Dingen, die bisher unser Leben ausgemacht hatten!

Aber siehe da: wir hatten kaum an dem breiten Eisfeld festgemacht, das dem Lande vorgelagert war, als sich des langen Sam gewichtige Stimme aus dem Krähennest vernehmen ließ: „Sail O!"

„Schiff in Sicht!" Wäre eine Seeschlange aufgetaucht, so hätte sie mich nicht mehr in Erstaunen versetzen können, als das Erscheinen eines Schiffes in dieser menschenleeren Gegend. Neugierig schaute ich nach Osten, wo eben das fremde Fahrzeug, auch vom Verdeck aus sichtbar, aus den Fluten aufgetaucht war. Es war eine stattliche Bark, deren schlanke feine Linien sich scharf vom abendlichen Himmel abhoben. Vom Heck wehten die Sterne und Streifen. Es war, wie unsere Bootsteurer, die jedes hier verkehrende Schiff an der Bauart kannten, schon von weitem feststellten, der Walfischfänger »Belvedere« aus San Franzisko. Dicht neben uns machte er im Eise fest und sandte ein Boot herüber mit dem Kapitän.

Während nun die beiden Schiffsgewaltigen sich in der Kajüte einen steifen Grog zusammenbrauten und dann wie zwei Halbgötter — die sie ja auch waren — auf dem Achterdeck auf und ab schritten, suchten wir anderen, so gut es unsere bescheidenen Mittel erlaubten, die Leute der Bootsmannschaft zu unterhalten. Sie waren Grünhörner wie wir selbst, und ihre Begeisterung für den Walfischfang war, genau wie bei uns, schon längst auf den Gefrierpunkt herabgesunken.

„Unser Alter, mit dem ist nicht gut Kirschen essen," versicherte uns einer unserer Gäste, dem der Cowboy noch immer zu allen Knopflöchern herausschaute, „man sieht's ihm nicht an, wenn man ihn so kommen sieht, aber, ihr könnt mir's glauben, er ist bis über die Ohren geladen mit Bosheit." „Und unserer ist um kein Haar besser," versicherten wir alle wie aus einem Munde.

Hier hatten wir endlich verwandte Seelen gefunden, die uns unser Elend nachfühlen konnten. Noch manches harte Wort fiel an jenem Abend über die Walfischfänger und ihre Kapitäne, aber bald wanderten die ausgetauschten Gedanken und Erinnerungen weit weg nach Süden; nach den Weinbergen und Obstgärten von Kalifornien, wo der oder jener beschäftigt war, ehe sein unglücklicher Stern ihn auf den Walfischfänger geführt hatte, nach den Kupferminen von Mexiko, wo ein anderer, seiner Überzeugung nach, jetzt schon Millionär geworden wäre, wenn er Sitzfleisch genug gehabt hätte, um dort zu bleiben, nach den Fleischtöpfen auf den großen Farmen im sonnigen Texas, oder nach den Spelunken im Ostende von Chicago, oder nach den Lagerfeuern entlang des Schienenstrangs, wo man als unternehmender »Hobo« auf eine Reisegelegenheit als blinder Passagier mit den vorbeifahrenden Güterzügen gewartet hatte.

Schon lange nicht mehr, sicherlich nicht seit jenem unglückseligen Tage, da ich meine Unterschrift unter die Musterrolle

des »Bowhead« gesetzt hatte, hatte ich — oder irgend ein anderer von uns — einen so genußreichen Abend verbracht.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ging die Reise weiter nach Norden durch das große Tor der Beringstraße, das in die unendliche Einöde des Nördlichen Eismeers führt. Dabei hielten wir uns immer in Sicht der sibirischen Küste, die wir nun gebührend bewundern konnten. Anfangs war sie flach wie eine Dreschtenne, und das Auge hatte Mühe, die Linie zu erkennen, wo das weiße Land in die graue Wasserfläche überging. Bald aber wurden in der Ferne blaue Bergzüge sichtbar, die immer näher und näher heranrückten, bis sich ihre Ausläufer schroff und unvermittelt, in einer ausgeprägten Steilküste, nach dem Meere abstürzten. Zuweilen stiegen sie zu großer Höhe beinahe senkrecht vom Meere auf, und wenn in den Nachtstunden der rote Ball der Mitternachtsonne die dunkeln Schatten darauf warf, da sahen sie finster und abschreckend aus. Ganz sibirisch. Bei Tage aber, wenn die Sonne hoch am Himmel stand und alles ringsum mit dem für jene nordischen Gegenden so eigentümlich weichen Licht übergoß, zeigte das Land zuweilen ein freundliches Gesicht. Da glitzerten und funkelten die Schneefelder im Scheine der hellen Sonne, und wo der Sommer bereits seine Arbeit getan hatte, da lachte er über weiten Strecken von kurzem, schilfartigem Gras und über Feldern von grünem Moos, von Veilchen und Vergißmeinnicht und anderen bunten Blumen in leuchtenden, satten Farben, die sich gar lieblich an den Abhängen der Hügel hinzogen. Oft aber kamen auch Gegenden in Sicht, wo die liebe Mühe des Sommers umsonst verschwendet war, denn dort war auf weite Strecken nichts zu sehen, als nacktes Erdreich und wüstes Geröll.

Es war schon Juni, und die Sonne zog bei Tag und Nacht ihre Kreise. Die Mitternachtsonne.

Etwas wunderbar Eigenartiges liegt über solch' arktischer Sommernacht; ein seltsam weiches Licht; eine stille, verträumte

Stimmung, wie sie zuweilen, kurz vor dem Einbruch des rauhen Winterwetters, über einem deutschen Herbsttag ruht. Gar manchmal habe ich dort oben in später Stunde der nächtlichen Sonne zugesehen, wie sie, blutig rot und übernatürlich groß, über dem fernen, einsamen Lande hing, wie im Westen, weit, weit im Hintergrund die sibirischen Berge in dunkelvioletten Farben glühten, wie die schwarzen Felsen der steilen Küste sich scharf abhoben von dem flammenden Rot des nächtlichen Himmels und wie die unruhigen Schatten des dämmernden Zwielichts über die spiegelglatte Fläche des weiten Meeres huschten.

Aber sie sind dünn gesät, diese schönen Sommertage. Das Normalsommerwetter dort oben ist vielmehr der Nebel. Ein kalter, rauher, unfreundlicher Nebel. Auf vielen Reisen in allen Meeren dieser Erde habe ich schon allerlei Nebel erlebt: bei Kap Horn, an der australischen Küste, in der Nordsee, und nicht zuletzt im englischen Kanal, aber neben dem Eismeernebel können diese sich alle nicht sehen lassen. Ganz unvermutet kommen diese oft wie eine kalte, nasse Decke vom Himmel herunter, mit einem rauhen, frostigen Hauch, der die Glieder bis aufs Mark erstarrt. Sie sind — um mit Schneeballs bilderreicher Sprache zu reden — so dick, daß man sie essen könnte. Die Toppen der Masten sind in ihrer grauen Masse aufgesogen, und wenn man nach unten über die Seite blickt, da kann man vor Nebel die Wasserfläche nicht mehr erkennen. Alles ringsum ist grau und verschwommen, als ob das Schiff, losgelöst von allen irdischen Zusammenhängen, durch ein Nebelmeer schwebe. Alles durchtränkt der Nebel mit seiner aufdringlichen Feuchtigkeit. Die Taue, die Blöcke, die Schiffswände, die Kleider selbst sind Nässe und Feuchtigkeit. Von den Rahen fallen die dicken, glitzernden Tropfen, und wenn in den frühen Morgenstunden ein kalter Hauch über das Wasser zieht, dann erstarren die Tropfen zu langen, phantastischen Eiszapfen, und wenn bald darauf die

Sonne wieder scheint, dann findet sie das Schiff von oben bis unten bekleidet mit einem schimmernden Mantel von blendendem Rauhreif.

Und zwischen Nebel und Sonnenschein kommen oft die heulenden Böen mit eisigem Wind und treibendem Schnee einhergefegt. Kurzum: man kann dort oben zuweilen die vier Jahreszeiten bequem an einem Tage erleben.

Da das Eis weiter im Norden noch nicht aufgebrochen war, kreuzten wir mehrere Wochen lang in der Beringstraße. Es waren lange, trübsinnige Wochen, in denen sich unsere Beute an Tran und Fischbein nicht vermehrte. Dennoch war an Walfischen kein Mangel. Oftmals trieben sich ganze Schulen in nächster Nähe des Schiffes umher, und ich wunderte mich, warum man nicht mit diesen sein Glück versuchte. Aber Nick, dem ich einmal diesen Vorschlag machte, bekehrte mich bald zu anderer Ansicht.

„He, was sagst du da?" meinte er sprachlos vor Entrüstung, „meinst du, du verrücktes Grünhorn, wir seien den ganzen Weg von San Franzisko hier heraufgekommen, um jedem Humzback, Finnback und Teufelsfisch nachzulaufen, keins von dem Viehzeug ist wert, daß man sein Eisen daran schmutzig macht, und außerdem — hier wurde er ganz vertraulich — außerdem sind sie verhext und des Teufels eigene Kinder und bringen Unglück über jede Menschenseele an Bord, wenn man sie nicht in Ruhe läßt. Willst du uns denn mit aller Gewalt den »davy Jones« auf den Hals hetzen?"

Nein, das wollte keiner von uns, und darum nahmen sich die Leute, die oben im Krähennest auf Ausguck standen, wohl in acht, einen andern Walfisch auszusingen, als unseren lieben Bowhead oder Grönlandwal, der an seinem runden Kopf und dem dicken, buschigen Spaut leicht von seinen Stammesgenossen zu unterscheiden ist. Der aber war nicht alle Tage zu sehen, und wenn einmal einer in Sicht kam, so war er nur sehr schwer

zu erreichen. Denn die Beringstraße wird von ihm nur in schneller Fahrt als Durchgangsstraße von den südlichen Gründen im Beringsmeer nach den nördlichen bei Bankskland benutzt, weil die kleinen Weichtiere, die ihm zur Nahrung dienen, dort nur selten sind. Es ist daher der reine Zufall, wenn es gelingt, einen Walfisch in der Beringstraße vor die Harpune zu bekommen.

Ich muß gestehen, daß weder ich, noch eines der anderen Grünhörner Walfischfänger genug war, um diese Mißerfolge besonders zu betrauern. Aber bei den Steuerleuten und Bootsteurern, die alle auf einen fetten Zahltag hofften, wuchs das Mißvergnügen von Tag zu Tag. Selbst Mr. Lee, der sonst so schweigsame, hatte etwas von seiner unerschütterlichen Gemütsruhe verloren. Wenn man achtern am Ruder stand, dann konnte man ihn beobachten, wie er stundenlang mit hoher Fahrt auf dem Achterdeck auf und ab lief und grimmige Verwünschungen zwischen den fest aufeinander gepreßten Zähnen hervorstieß. „Der Freitag ist schuld an allem," murmelte er vor sich hin, „nichts anderes als der verfluchte Freitag. Mußte dieser gottverlassene Johnny alle guten Geister herausfordern und am Freitag segeln, wo's doch so viele andere Tage in der Woche gibt!"

„Es sind die Grünhörner, die uns verhext haben," meinte dagegen Mr. Jaslin, ein kleiner, quecksilberiger französischer Kreole von der Insel Reunion, der als zweiter Steuermann amtierte, „die Grünhörner! Wer denn sonst? Das Volk hat keinen Verstand. Setzt sich auf die Back und pfeift, bis ein Gegenwind kommt; spaziert querschiffs über das Verdeck und wischt mit den ungeschickten Pfoten das ganze Glück von den Gaffhooks. Kann da etwas Vernünftiges dabei herauskommen?"

„Der alte Jonas sollte nicht von den Grünhörnern reden," meinte dagegen Schneeball mit Kennermiene, „er selber ist

schuld an dem ganzen Unglück. Schon wie er zum erstenmal in Frisco an Bord gekommen ist, hat der närrische Franzose ein aufgedonnertes Frauenzimmer mit einem knallroten Sonnenschirm an Bord gebracht. Meinst du, daß so etwas einen guten Ausgang nehmen kann?"

„Nein," versicherte ich mit dem Brustton der Überzeugung.

„Natürlich nicht," fuhr Schneeball fort, „und wenn du ein richtiger seefahrender Mann wärst, dann müßtest du auch wissen, daß man durch solchen Unfug das größte Unglück auf jede Menschenseele an Bord bringen kann. Ich bin einmal mit einem Kopraschoner von Honolulu nach Hilo gefahren, wo dem Kapitän seine Alte von morgens bis abends unter einem roten Sonnenschirm auf dem Achterdeck gesessen und neumodische Romane gelesen hat. Da hab' ich mir gleich gesagt: „Schneeball, das nimmt kein gutes Ende!" Und drei Tage später ist der Kasten abgesoffen wie ein Stein. Darum sage ich: „„Laßt die Weiber zu Hause.'"

Nur einen gab es in jenen Tagen an Bord des Bowhead, der seine Ruhe noch nicht verloren hatte, und das war Johnny Cook selber. Er war noch immer der Alte mit dem runden, wohlgenährten Gesicht von krebsroter Farbe, mit der scheinenden Glatze und dem ewigen boshaften Lächeln, das mir schon längst zuwider war. Stolz und selbstbewußt schritt er einher und erteilte seine Befehle mit rauher, bellender Stimme, die bis in die hinterste Koje des Mannschaftslogis drang.

Er hatte auch bisher keinen Grund zur Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Reise. Wenn wir auch vorderhand wenig Fischbein zu sehen bekamen, so war doch der Handel mit den Eingeborenen auch ein einträgliches Geschäft. Schmunzelnd konnte er zusehen, wie ein elfenbeinerner Walroßzahn nach dem andern in die Achterluke wanderte, wie die Reihe der kostbaren roten, weißen, schwarzen und silbergrauen Fuchsfelle, die zum Trocknen an den in der Takellage ausgespannten Leinen hingen,

immer länger wurde, und wie all' die anderen Schätze des Eismeers: die Eisbärfelle, die Marder-, Luchs- und Zobelpelze und allerlei wunderliche Eskimokuriositäten sich zu Haufen türmten.

Denn jene fernen Gegenden sind durchaus nicht so arm und so öde, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Kaum einen Platz längs der Küste konnten wir anlaufen, ohne von einer Horde Wilder heimgesucht zu werden, die es sich ohne viel Umstände an Deck bequem machte. Zuweilen benahmen sie sich ziemlich herausfordernd, aber selbst Mr. Johnson mußte, mit grimmiger Miene zwar, zu ihren Unarten ein Auge zudrücken, denn man mußte sie bei guter Laune halten, damit sie sich dazu bereit fanden, die Schätze, die sie in ihren dickbauchigen Säcken aus Seehundfell mit sich führten, gegen das Mehl, den Syrup und nicht zuletzt den Schnaps der Kabelunas umzutauschen.

Nach Recht und Gesetz war solcher Tauschhandel verboten, denn in der Theorie gehören jene ferne Gegenden zum heiligen Rußland, und Väterchen in Petersburg hat schon längst einer kaiserlich russischen Gesellschaft das Monopol für diesen Handel übertragen. Doch

„Man fragt ums Was! Und nicht ums Wie!
Ich müßte keine Schiffahrt kennen.
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen."

Massinkas nannten sich die Eingeborenen, die das Objekt unseres Tauschhandels waren. Eine abenteuerliche, buntgemischte Gesellschaft! Die meisten waren von kurzer, gedrungener Gestalt, und hatten ausgesprochen mongolische Gesichtszüge, Eskimos, wie sie im Buche stehen. Es gab aber auch nicht wenige unter ihnen, die ihre Mitmenschen um Haupteslänge über-

ragten, und mit ihren hageren, scharfgeschnittenen Gesichtern gekrönt von einem gewaltigen Schopf pechschwarzer, strähniger Haare, geradeso aussahen, als ob sie eben erst einem Cooper Lederstrumpfroman entlaufen wären. Solche Unterschiede waren aber nur äußerlich. In ihren Sitten und Unsitten waren sie sich alle gleich: hungrige, tranduftende Gesellen, die mit ihrer Zudringlichkeit eines Engels Geduld auf die Probe stellen konnten, nnd denen man doch nicht böse sein konnte, wenn das sonnige Lachen über ihre breiten, speckigen Gesichter glitt. Vor den Künsten der »Kabeluna« hatten sie einen gewaltigen Respekt. Stundenlang konnten sie, während sie lang ausgestreckt auf der Back, ihre Siesto hielten, in die Takellage hinauf stieren und mit Blicken der heiligsten Scheu das unentwirrbare Mysterium der Taue und Blocke mustern. Andererseits verstehen sie sich aber auch auf allerlei Künste, die jedem Nichteskimo zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müssen. Schon die Kinder von kaum zehn Jahren vollführen z. B. in den Kajaks allerlei atemberaubende Künste, die selbst in einem Barnumzirkus eine Sensationsnummer wären.

Gar manchen wunderlichen Erdenwinkel haben wir in jenen Wochen aufgesucht, und die Versuchung ist groß, daß ich von ihnen allen etwas erzählte. Doch ich muß die geschwätzige Feder zurückhalten, damit ich nicht allzu sehr das Garn meiner Erzählung verliere, und ich will deshalb den Leser nur mit einigen wenigen Punkten, die mir besonders interessant scheinen, bekannt machen.

Da ist vor allem das sibirische Ostkap, das, nebenbei bemerkt, einer der *westlichsten* Punkte des asiatischen Festlandes ist, da es unter 179° westlicher Länge von Greenwich liegt. Am Nordende der Straße, dort wo diese in das Eismeer mündet, erhebt es sich steil und unvermittelt aus dem Wasser, gleich einer gewaltigen Faust, die das alte Asien seinem stolzen Konkur-

renten drüben auf der anderen Seite der Straße entgegenstreckt. Nicht weit östlich von dem Ostkap, gerade mitten in der Straße, liegen die beiden Diomedesinseln. Wenn das Wetter klar ist, kann man von dort aus, wie zwei riesige Pfeiler zu einem Eingangstor ins Eismeer, im Westen das asiatische Ostkap, im Osten das noch weit höhere und massigere Kap Prince of Wales an der amerikanischen Küste erkennen. Infolge dieser zentralen Lage sind die beiden Inseln auch politisch zweien Herren dienstbar geworden. Die größere ist russisches Gebiet, während die kleinere zu dem Territorium Alaska gehört. Nur diese letztere ist bewohnt.

Aus Gründen, die der Kapitän jedenfalls am besten kannte, liefen wir jedoch meist nur die größere Insel an. Diese hat einen vorzüglichen Ankerplatz, da die steilansteigende Küste es den Schiffen erlaubt, direkt am Lande fest zu machen. Außerdem liefern die von den Schneefeldern herunter rieselnden Bäche ein ausgezeichnetes Trinkwasser; das wäre aber auch das A und O der Vorzüge jener Insel. Im übrigen ist sie einer der finstersten, ungastlichsten Erdenwinkel, die ich je gesehen habe, und das will viel heißen. Abgesehen von ein paar vereinzelten Flecken mit einer kümmerlichen Vegetation von Moosen und Flechten, untermischt mit verblaßten Veilchen und einigen, von der Natur mehr als stiefmütterlich behandelten Stiefmütterchen, besteht die Insel nur aus einer kahlen Kuppe mit vielen parallel nach dem Meere abfallenden Erdfalten, in denen selbst im Hochsommer dicke Schneemassen liegen. Wenn man, von Süden kommend, zuerst jene einsame Bergkuppe aus den Fluten auftauchen sieht, so will einem der Gedanke, daß in solch' majestätischer Einsamkeit auch lebende Wesen hausen könnten, fast wie eine Entweihung erscheinen. Ist man aber erst etwas näher herangekommen, so merkt man, daß die ganze Kuppe lebendig ist von unzähligen schreienden, flatternden, gackernden Seevögeln, die sich hier ein Stell-

dichein geben, „einesteils der Eier wegen" — und dann auch noch für andere, weniger idyllische Geschäfte.

Sie sitzen in frommer Beschauung,
Kein Einz'ger versäumt seine Pflicht,
Gesegnet ist ihre Verdauung
Und flüssig als wie ein Gedicht.

So dicht aufeinander gedrängt, bevölkert dieses unruhige Federvieh die Bergkuppe, daß man dazwischen die Erde nicht erkennen kann, und es deshalb zuweilen aussieht, als ob der ganze Berg davonkriechen wollte. Ab und zu aber, wenn irgend ein unerkennbarer Alarm die Gesellschaft erfaßt, fliegen alle wie auf Kommando davon und umschweben für ein paar Minuten die Bergkuppe wie eine dicke, schwarze Wolke.

Fast noch eigentümlicher wie die Diomedesinsel ist die, etwa halbwegs zwischen dieser und der St. Lorenzinsel gelegene Königsinsel. Sie ist nicht leicht zu finden, denn sie besteht nur aus einem einzigen kleinen Felsen, der zahnartig, etwa so wie die drei St. Paulsfelsen im südatlantischen Meere, aus dem Wasser aufragt. Mit diesem Felsen wissen sogar die Vögel nichts anzufangen, denn er ist gänzlich kahl, ohne den geringsten Pflanzenwuchs. Aber wo selbst der kümmerlichste Grashalm nicht mehr fortkommen kann, und wo die Vögel der Wildnis keine Stätte mehr finden, da ist der Eskimo noch lange nicht am Ende seines Lateins. Gerade hier, wo man mitten unter den Seehunden und Walrossen ist, hat ein volkreicher Stamm sich häuslich niedergelassen. Wie die Schwalbennester kleben ihre primitiven, roh aus Treibholz gezimmerten Hütten an dem steilen Abhang, und wenn man von der Wasserfläche zu ihnen hinaufschaut, so kann man sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, als ob die ganze Herrlichkeit eines Tages herunter rutschen würde. Unten auf dem kiesigen Ufer stehen große Holzgerüste, an denen schwarze, vermoderte Fische zum Trocknen

aufgehängt sind. Aus der Ferne sehen sie unheimlich aus; wie richtige Galgen. Ringsum im Wasser aber ist es ein beständiges Kommen und Gehen von flinken Kajaks, die von den doppelendigen Paddels in den Händen ihrer behenden Führer schnell wie der Blitz durch das Wasser getrieben werden.

Es gab also, wie man sieht, allerlei Interessantes zu sehen; aber dennoch waren es keine schönen Wochen, die wir dort in der Beringstraße verbrachten, denn über ihnen brütete der Schatten einer bösen Ahnung, die sich mehr und mehr zu einer traurigen Gewißheit verdichtete.

Als erster Unglücksrabe kam ein Hund an Bord, den der Kapitän am sibirischen Ostkap gegen zwei Pfund Tabak eingetauscht hatte. Ein struppiger, kohlrabenschwarzer Köter mit flackrigen Wolfsaugen und tückischer Miene. Wir nannten ihn Jonas, und kein Mensch mochte ihn leiden.

„Laßt ihn nur in Frieden," sagte Schneeball, wenn es zuweilen gar zu viel der Fußtritte für den armen Jonas absetzte, „wir werden ihn in diesem Winter noch gut gebrauchen können vor dem Hundeschlitten."

Bald bekam Jonas Gesellschaft, und ehe wir die Beringstraße hinter uns gelassen hatten, war das Verdeck bevölkert von einer mindestens fünfzigköpfigen Hundemeute, die es sich überall nach Möglichkeit bequem machte. Kaum einen Schritt konnte man tun, ohne über einen Hundekörper zu stolpern. Das war natürlich durchaus nicht nach Mr. Johnsons Geschmack.

„Wartet nur, ihr faulen Kunden," pflegte er zähneknirschend zu sagen, wenn ein stechender Blick seiner grünen Augen von der olympischen Höhe des Achterdecks auf diese Gesellschaft von Müßiggängern herunterfiel, „wartet nur, bis wir euch draußen auf dem Eis vor dem Schlitten haben! In diesem Winter werdet ihr schon gewahr werden, für was ihr an Bord gekommen seid!"

Das waren die ersten Unglücksraben. Aber es kamen bald noch andere. So vor allem die drei Eskimos Jimmy, Johnny

und Diomedes; letzterer nicht so genannt wegen seiner göttlichen Schönheit — denn er war ein ganz gewöhnlicher, kleiner, krummbeiniger Eskimo — sondern wegen seiner Abstammung von den Diomedesinseln. Der Kapitän hatte die drei an verschiedenen Plätzen angeworben, und sie zählten nun zur Mannschaft wie unsereins. Wir hatten unsere liebe Not mit den neuen Kostgängern, denn sie stellten sich bei allen Schiffsarbeiten so unbeholfen an wie nur möglich. Trotzdem bekamen sie nicht so viele Grobheiten zu hören, wie wir anderen.

„Man muß die Kerle bei Laune halten," brummte Mr. Lee, „sonst laufen sie uns von heute auf morgen weg, und wir brauchen sie doch zur Jagd und zum Fischfang im nächsten Winter."

Im nächsten Winter! Mich überlief es kalt und heiß, wenn ich davon hörte. War es denn wirklich wahr — konnte es denn möglich sein, daß wir über den kommenden Winter — das wäre ja fast noch ein ganzes Jahr, — auf diesem abscheulichen Schiffe in diesem ungastlichen Lande festgehalten würden? Nein, das konnte, das durfte nicht sein! Das war ein roher Scherz, den man mit uns treiben wollte!

Aber von Tag zu Tag mehrten sich die üblen Anzeichen. Der nächste Winter ging um wie ein Gespenst.

Warum verstauten wir all' das stinkige alte Walfischfleisch in den Fässern unten im Laderaum? Als Futter für die Schlittenhunde natürlich!

Warum hockten die vielen alten Eskimoweiber auf dem Achterdeck und nähten Pelzkleider aus Renntier- und Seehundfell? Pelzkleider! Für wen? Für uns! Für uns natürlich! Für den nächsten Winter!

Warum lag der große Bretterstoß seit unserer Ausreise von San Franzisko auf dem Dach der Kochapparate? Weil man damit bei Anbruch des Winters, nach dem Einfrieren des Schiffes ein Haus über dem Verdeck errichten wollte!

Warum — warum — ja, warum fiel uns jetzt erst so vielerlei auf, was wir vorher garnicht beachtet hatten? Kein Zweifel: ein langer, böser Winter stand uns bevor. Zwar gab es noch immer Optimisten, die auf ein Wunder hofften, aber wie die Wochen vorübergingen und das Wunder immer noch auf sich warten ließ, da redete bald niemand mehr von San Franzisko und von der Rückkehr nach der zivilisierten Welt mit all' ihren Genüssen, die weit, weit hinter uns lagen, wie ein unerreichbares Paradies in einer besseren Welt.

Das alles war natürlich nicht zum Vorteil der allgemeinen Stimmung an Bord des »Bowhead«. Uns Grünhörnern war es ja nicht geraten, auch nur mit bösen Blicken unserem Mißfallen mit der Lage Ausdruck zu geben, aber die Bootsteurer, denen die Sache auch schon längst zuwider war, waren weniger zurückhaltend. In den langen Nachtwachen, wenn sie sich unbemerkt glaubten, erzählten sie uns unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gar manches über den »Bowhead« und seinen Ruf. Er sei das schlechteste Schiff, das je ins nördliche Eismeer gekommen wäre, und Johnny Cook sei der Teufel selber. Und gar seine »Alte« — na, darüber wolle man schon lieber gar nicht reden. Wenn man sie aber fragte, warum sie dann überhaupt an Bord gekommen wären, wo sie doch als alte Walfischfänger genau wissen mußten, was sie zu gewärtigen hatten, da hatte jeder seine eigene Entschuldigung. „Ah, warum?" meinte der alte George, „kannst du dumm fragen, du Grünhorn! Meinst du, die hätten mich erwischt, wenn ich damals so nüchtern gewesen wäre, wie ich heute bin?"

„Es ist der Jude Levy mit seiner glatten Zunge gewesen, der mich beschwatzt hat," sagte ein anderer.

„Sie haben mich überrumpelt, wie ich total abgebrannt in Thomas Murrays Kneipe gesessen habe," gestand Nick ohne Umschweife, „gleich mit einer Vorschußnote von fünfzig Dollars! Weiß der Teufel, ich verkaufe meine Seele für fünfzig Dollars,

wenn ich nichts zu essen habe und mit einer Kehle, so trocken wie ein Schiffszwieback, zusehen muß, wie die andern Boys Whiskey trinken."

Aber der lange Sam, der nicht in San Franzisko an Bord gekommen war und deshalb ein unabhängiges Urteil hatte, gab mir eines Tages ganz genaue Auskunft über die Fallstricke, denen die armen Bootsteurer bei Beginn einer jeden Saison in San Franzisko zum Opfer fallen.

„Warum sie alle immer wieder kommen?" fragte er wegwerfend, „weil sie samt und sonders ein Pack von Narren sind! Weil sie die Finger nicht von dem Whisky der Heuerbase lassen können, weil sie sich von den Kapitänen Honig um den Mund schmieren lassen, oder auch aus gar keinem Grunde, weil seefahrende Menschen nicht gern denken mögen. — Aber dann gibt es auch wieder andere — verflucht fixe Kerls, wie z. B. ich (dies mit einer königlichen Gebärde). Die haben es gar nicht nötig und sind doch immer wieder da bei der Anmusterung. Warum? Frage du jemand anders! Sie werden behandelt wie die Hunde und kommen trotzdem wieder bei jeder Reise, und es sind gewöhnlich die schlechtesten Kapitäne, die die besten Leute bekommen."

Man sieht: es war allenthalben eine gute Portion Bosheit aufgestapelt. Böen lagen voraus. Das fühlte jedermann unwillkürlich. Und eines Tages brach eine solche Bö los mit elementarer Gewalt, und Schneeball war es, der die Kosten dafür tragen mußte. Das trug sich so zu:

Schon seit längerer Zeit mußten wir mit wachsender Besorgnis bemerken, daß unsere ohnehin schon karg bemessenen Portionen immer kleiner wurden, und es kam deshalb täglich zu hitzigen Zwiegesprächen vor der Tür der Kombüse.

„Schneeball, warum gibt es jetzt nicht mehr so viel Salzfleisch wie früher?"

„Ihr denkt auch nur ans Fressen und Saufen."

„Schneeball, die Kartoffelrationen sind verdammt schmal geworden."

„Viel zu groß für euch Kartoffelwürmer!"

„Schneeball, die Würmer und Maden in den Biskuits kannst du gefälligst selber essen."

„Laßt mich in Ruh', ihr hungrigen Tagdiebe, und beklagt euch bei Johnny Cook! Der ist an allem schuld!"

Natürlich! Recht hatte er! Wie konnte er etwas Vernünftiges kochen, wenn der Kapitän ein Geizhals war? Merkwürdig war es aber doch, daß der alte Schneeball, in demselben Maße, wie unsere Rationen abnahmen, Persona grata bei den Eskimodamen wurde. Das war verdächtig und verlangte nach einem näheren Einblick in den inneren Zusammenhang der Dinge. Es dauerte auch gar nicht lange, ehe der Steward, ein rothaariger Irländer mit kleinen, boshaften Augen, den alten Sünder auf frischer Tat ertappte, als er nächtlicherweile einer jungen Eskimoschönen einen Teller voll duftendem Salzfleisch zuschob. Das forderte Rache, und der Irländer war gerade der Mann, um die Exekution auf der Stelle vorzunehmen. Ohne sich lange zu besinnen, stürzte er dem Sünder einen Eimer voll siedend heißem Wasser, den er gerade in der Hand trug, über den Kopf. Viel hätte nicht gefehlt, und der arme Schneeball hätte auf der Stelle Abschied genommen von dieser bösen Welt, die ihn in seinem langen Leben schon so viel mißhandelt hatte. Tagelang lag er unter furchtbaren Schmerzen in seiner Koje, und als er endlich wieder, mit einem verbundenen Kopf, aus dem kaum die Augen herausſahen, an Deck erschien, da mußte er zu dem Schaden auch noch den Spott der anderen tragen. Das empfand er als bittere Kränkung.

„Was die Kerle nur gegen mich haben?" meinte er wehleidig, „habe ich denen etwas zu leide getan? Bin ich etwa nicht die Gutmütigkeit selber? Hab' ich nicht tagaus, tagein diesen schmutzigen Vagabunden alles getan, was ich ihnen von den

nichtsnutzigen Augen ablesen konnte? Hab ich nicht von morgens bis Abends gekocht und mich geplagt und geschunden in der heißen Kombüse? Und drunten im Pazifik hab' ich ihnen in jeder Hundewache eine Crackerhasch aus den harten Biskuits gekocht, obwohl ich niemals irgend welche Verpflichtung dazu gehabt habe. Aber ich hab's getan aus reiner Herzensgüte."

„Ich hätt' es mir aber auch schon vorher denken können," fuhr er fort mit bitterer Miene, „ein farbiger Gentleman hat nirgends kein Glück, — brauchst mich nicht so anzusehen, du verfluchtes Grünhorn, — glaubst du, daß ich nicht Bescheid wüßte? Auf Yankees, auf »lime juicers« und auf Dutschmanns Schiffen habe ich gefahren in diesen letzten fünfzig Jahren. Schwarze, weiße, braune und gelbe Menschen sind meine Schiffskameraden gewesen. Mord und Totschlag und Meuterei habe ich erlebt. Ich habe Messer fliegen sehen und das Verdeck rot von Blut, und was sonst noch, aber noch nie hab' ich gesehen, daß bei allen diesen Dingen ein farbiger Gentleman nicht zu kurz gekommen wäre."

Noch von andern blutigen Sträußen könnte ich berichten, und wollt ich von ihnen erzählen, so würde der Rest dieses Kapitels sich ausnehmen wie eine Seite aus einer amerikanischen Sportzeitung. Denn die Boxkämpfe waren an der Tagesordnung.

In jenen Wochen spukte das Desertionsfieber in allen Köpfen. Jeder hatte seinen eigenen Desertionsplan und lauerte nur noch auf die Gelegenheit, um ihn in die Tat umzusetzen. Der dicke Jim Mackenzie wollte fünf Pfund Tabak wetten, daß er in vier Monaten wieder in Frisco wäre. Ihn könne niemand festhalten, denn er sei ein freier amerikanischer Bürger und könne gehen, wohin er wolle; und wenn man ihn nicht freiwillig gehen ließe, so würde er eben weglaufen. Es sei nicht das erstemal! In Mexiko habe man ihn einmal wegen Vagabundierens eingesteckt, und da sei er vor den Augen der Polizei aus dem »Calabus« fortgelaufen."

Auch dem glattzungigen Bowen wollte das Eismeer gar nicht imponieren.

„Geht mir weg mit eurem Sibirien," sagte er mit wegwerfender Miene, „damit könnt ihr mir nicht bange machen. Wie ich vor zwei Jahren drüben auf den Philippinen aus Onkel Sams Armee desertiert bin, da habe ich sechs Monate lang in der Dschungel bei den gelben Gugus gelebt, und das sind andere Kerle wie diese dickbauchigen Eskimos. Guckst du sie einmal schief an, da hast du schon ein langes Bolomesser zwischen den Rippen."

Auch ich habe damals Tag und Nacht vom Desertieren geträumt. Mir wurde übel zumute, wenn ich an die langen, traurigen Monate dachte, die uns noch bevorstanden. Oft war es mir, als könnte ich es keinen Augenblick länger aushalten. Eine brennende Ungeduld verzehrte meine unruhige, abwechslungslustige Seele. Jedesmal, wenn ich oben im Krähennest nach Walfischen Ausschau halten sollte, blickte ich sehnsüchtig hinüber nach der sibirischen Küste. Mit dem scharfen Glas konnte man dort drüben jedes Steinchen erkennen, aber kein Baum, kein Strauch war zu sehen, nichts, das ein anständiges Versteck gewährt hätte, sondern nur kahle Berge, wilde Felsen und blendende Schneefelder — eine trostlose Einöde, deren Anblick jeden Fluchtgedanken im Keime erfror.

Als aber eines Tages die Kunde durchsickerte, daß wir demnächst nach der anderen Seite der Straße hinüberkreuzen würden, da stieg das Desertionsfieber zur Siedehitze. Dort drüben war ja Amerika, das Land der Freiheit, Gods own country. Da müßte es doch mit Wunderdingen zugehen.

Ein Fluchtversuch.

Ankunft in Nome. — Die arktische Goldgräberstadt. — Der 4. Juli. — Ein verwegener Streich. — Schwimm oder stirb! — Eine grausige Entdeckung. — Verzweifelte Lage. — Das seltsame Fahrzeug. — Der verschlafene Wachmann. — Die unheimliche Ankerkette. — Rettung im letzten Augenblick. — Ein ungemütlicher Aufenthaltsort. — Mr. Johnsons fromme Wünsche. — Böse Zeiten. — Das trinkbare Wasser und die eßbaren Biskuits. — Mr. Johnson als Sittenrichter. — Kindischer Eigensinn. — Johnny Cook verliert die Geduld. — Frei, aber nicht gebessert.

Und eines Tages, es war gerade der 4. Juli — der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung —, waren wir dort angelangt. Vor uns breitete sich auf einem flachen Ufer die Goldgräberstadt Nome aus. Weithin erstreckte sie sich entlang der flachen, sandigen Küste; ein buntes Durcheinander von weißen Zelten, grell angestrichenen Blechhütten und roh gezimmerten Blockhäusern, die aussahen, als ob sie eben erst von einem großen Wind hierhergeweht worden wären und nun verwundert einander anstarrten. Und Grund genug hatten sie zur Verwunderung, denn so schnell wie hier ist wohl noch nie eine Stadt aus dem Erdboden hervorgeschossen. Zur Zeit unserer Anwesenheit — es war im Sommer 1903 — war die Stadt kaum 1½ Jahre alt. Noch vor zwei Jahren war dort eine öde, weltverlassene Küste. Nur umherschweifende Eskimos, ein gelegentlich dort anlaufender Walfischfänger und höchstens noch eine verstaubte Akte in einem vergessenen Schubfach des United States Naval Department wußten um ihr Dasein. Der Zufall hatte dann einen sachkundigen Prospektor in die Gegend geführt, und bald darauf hatte die Kunde von dem fabelhaften Goldreichtum dieser arktischen Sandküste die Reise um die Welt gemacht. Und nun war diese idyllische Einsamkeit urplötzlich zum Tummelplatz von zehntausend Dollarjägern geworden.

„The glorious fourth of july!“ Das ist ein Datum, das ein

echter Yankee auch über der hitzigsten Dollarjagd im fernsten Erdenwinkel nicht vergißt. Alles war Leben und Fröhlichkeit dort drüben am Strand. Zwischen den Hütten und Zelten sah man die Menschen in Sonntagskleidern umhergehen, man hörte lustige Tanzmusik, das Knallen der Revolverschüsse und das scharfe Zischen der unvermeidlichen Raketen. Man sah die Sterne und Streifen von tausend Flaggenstangen und von allen Hausdächern wehen.

Draußen auf der Reede aber, wo wir lagen, war alles still. Dort feierte man keine Feste. Was kümmerte uns der Tag der Freiheit! Mißmutig sah ich über die Reeling hinweg nach dem lautlos vorübergleitenden Eise und nach den hohen, finsteren Gestalten zweier Passagierdampfer, die wegen ihres großen Tiefgangs noch ein gutes Stück weiter draußen verankert waren. Auch dort ging es lustig her. Man hörte lachen und singen, und eine Musikkapelle spielte ein patriotisches Lied. Wie hieß es doch? Es klang wie bitterer Hohn!

„But star spangled banner
Shall sproudly still wave
O'er the land of the free
And the home of the brave."

Auch vom Heck des »Bowhead« wehte heute das Sternenbanner, aber nicht über „the land of the free", denn wieder wie damals in Unalaska standen zwei Bootsteurer mit geladenen Gewehren auf der Back.

Plötzlich wurde ich aus meinen Gedanken aufgeschreckt durch die Stimme des kleinen Fritz, von dem ich bisher noch nichts erzählt habe mit Ausnahme der Tatsache, daß er ebenfalls ein Deutscher war.

„Wie weit es wohl sein mag bis dort hinüber?" fragte er gedankenvoll. Ich wußte, was er mit der Frage bezweckte und war auch gerade in der Stimmung, darauf einzugehen. Wie weit es

sein mochte? Sicherlich war es nur eine geringe Entfernung. Es war dort drüben alles so deutlich zu erkennen! Man sah die Leute vor den Zelten sitzen, man konnte fast die Inschriften auf den großen »signboards« über den flachen Dächern lesen: Palace Hotel, Ritz-Carlton Grill rooms; meals 75 cents, come in, boys, and have a drink. Fast glaubte man das Brüllen der Brandung zu hören, wie sie Welle auf Welle an dem flachen Strand hinaufrollte!

Was wußten wir damals von den trügerischen arktischen Luftspiegelungen, die oft meilenweit entfernte Dinge in scheinbar greifbare Nähe rücken! Für uns war es nur ein Katzensprung bis hinüber. Man müßte sich ja schämen, wenn man so weit nicht schwimmen könnte! Noch in dieser Nacht wollten wir unser Glück versuchen. —

Es war Mitternacht. Die Strahlen der tiefstehenden Mitternachtsonne gossen ein weiches Licht über die blaue Wasserfläche, die sich leise kräuselte unter einer sanften Brise. Finster drohend, in schwarze Schatten gehüllt, standen die Berge von Alaska da, und im Westen lag über dem Horizont der endlosen Wasserfläche ein breiter Streifen von blutigem Rot.

Leise schlich ich mich an Deck, um mich über die Lage zu vergewissern. Die Gelegenheit war günstig. Petersen, der eine der Bootsteurer, der auf Ausguck stehen sollte, war nach achtern gegangen, um seine Pfeife zu füllen, und Nick lehnte verschlafen gegen das Gangspill und summte etwas Portugiesisches vor sich hin. Vorsichtig ließ ich das Ende der Fockbrasse über die Seite, machte es fest und ließ mich daran herunter ins Wasser gleiten. Als ich unten angelangt war, sah ich, wie mein Genosse gerade über die Reeling kletterte.

Ich muß gestehen, daß ich das Abenteuer fast wieder bereute, als ich mit dem Wasser in Berührung kam. Es war von einer eisigen Kälte, die scharf wie ein Messer und brennend wie Feuer den Körper bis aufs Mark durchbohrte. Einen Augenblick

schlug es über mir zusammen, und das scharfe Seewasser, das in Mund und Nase eindrang, drohte mich fast zu ersticken. Schwer nach Atem ringend, kam ich wieder zur Oberfläche. Ich mußte mich krampfhaft zusammennehmen, um nicht laut um Hilfe zu rufen. Unwillkürlich fühlte ich, daß ich es in dieser Lage nicht lange aushalten konnte. Doch dann besann ich mich wieder auf mein Vorhaben, denn hier gab es kein Zurück mehr. „Schwimm oder stirb!" war hier die Parole. Mit Volldampf voraus schwamm ich dem Lande zu. Als Wegweiser diente mir nur der von Zeit zu Zeit vor mir auftauchende Kopf meines Landsmannes. Der kleine Wellenschlag, den die Brise aufwarf, verhinderte jede Aussicht; um nicht die Richtung zu verlieren, mußte ich zuweilen eine Pause machen und mit vorgerecktem Kopf nach dem Lande Ausschau halten. Aber das Land — es schien noch gerade so weit entfernt wie je!

Ganz plötzlich kam über mich das Verständnis für das Entsetzliche meiner Lage. In der ersten Bestürzung preßte das Blut nach dem Kopfe und raubte mir sekundenlang die Besinnung, die zitternden Glieder verloren jeden Halt, und fast wäre ich widerstandslos in die Tiefe gesunken. Die Strömung war ja viel stärker als ich; sie trieb mich gerade hinaus ins offene Meer! Aber was nun? Ich wußte es nicht. In der Tat: mein Denkvermögen begann sehr schnell abzunehmen. Willenlos und fast gedankenlos ließ ich mich treiben und machte nur noch, halb unbewußt, Bewegungen, um mich über Wasser zu halten. Mit heißem Schrecken kam mir dann das Bewußtsein wieder. Ich war allein; ringsum nichts zu hören als das Plätschern des Wassers und das Flüstern des Nachtwindes. Was sollte nun aus mir werden? Wohin ging die Reise? Hinaus in die offene See? Aber wir waren noch nicht so weit! Hier sollte ich schon meine Schecks einlösen? Das war ja nicht denkbar! Ein heißes Lebensverlangen weckte mich aus meinem halberstarrten Zustande. Ich gestehe, daß eine Art Wahnsinn sich meiner bemächtigte, daß ich

laut aufschrie vor Zorn und Angst und dabei das Wasser mit den Händen peitschte. Nur noch unklar erinnere ich mich, daß eine der vielen vorübertreibenden Eisschollen ganz nahe an mir vorbeikam. Unwillkürlich klammerte ich mich daran fest. Mit der Kraft der Verzweiflung krallte ich die Finger in die schwammige Oberfläche und zog die steifgefrorenen Glieder hinauf. Doch als ich oben angelangt war, brach die ganze Geschichte unter mir zusammen. Das nächste vorbeitreibende Eisstück griff ich mit Tapferkeit an, aber es war noch tückischer als das erste. Sobald ich es anfaßte, kenterte es und begrub mich unter seiner eisigen Masse. Mehr tot als lebendig kam ich wieder zur Oberfläche — die Sache begann sehr bedenklich zu werden. Stärker noch begannen die nassen Kleider in die Tiefe zu ziehen, steifer wurden die Glieder und die Sinne begannen schnell zu schwinden.

Ganz mechanisch klammerte ich mich mit dem letzten Rest meiner schwindenden Kräfte nochmals an eine Eisscholle. Stück für Stück bröckelte sie unter mir weg, aber ich ließ nicht nach, bis ich festes Eis unter mir verspürte.— Von meinen weiteren Erlebnissen auf der Eisscholle weiß ich nichts Genaues zu berichten. Ein dumpfer, halbwacher Zustand überkam mich. In meinem verwirrten Sinn begannen die wunderbarsten Träume aufzusteigen. Ich glaubte, auf einem schimmernden Eisschiff durch alle Meere zu fahren und von dort nach der Sonne, immer weiter und weiter. — Plötzlich aber träumte ich von Schiffbruch und schreckte auf mit dem kalten Angstschweiß auf der Stirn, und die schaurige Gefahr stand wieder vor mir wie ein grinsendes Gespenst.

Als ich wieder ganz zur Besinnung kam, sah ich gerade vor mir den schwarzen Rumpf eines großen Dampfers, auf den meine Eisscholle zutrieb. Offenbar eines der beiden Passagierschiffe, die, wie oben erwähnt, weiter draußen auf der Reede lagen. Riesengroß türmte sich von meinem niedrigen Sitzplatz der gewaltige Bau. Auf dem Verdeck schien alles wie ausge-

storben. Nur oben auf der Kommandobrücke schritt ein einsamer Mann mit gemessenen Schritten auf und ab. Er schien ganz in Anspruch genommen mit seiner kurzen Tonpfeife und warf nur von Zeit zu Zeit einen gleichgültigen Blick über das Wasser, wie Leute zu tun pflegen, die gerade nichts Besseres mit sich anzufangen wissen.

„Ship ahoy!" versuchte ich auszusingen, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, aber die Stimme klang so rauh und heiser, daß ich sie selber kaum hörte.

„Ship ahoy! Ship aho—o—oy!" schrie ich nochmals mit der letzten Kraft. Fast erschrak ich vor dem Klang meiner eigenen Stimme; sie hörte sich so unnatürlich, so gar nicht menschlich an. Der Mann auf der Kommandobrücke aber rauchte ruhig weiter. Er schien taub, stumm und blind zu sein; mit seinen Gedanken war er jedenfalls in San Franzisko. Immer wieder versuchte ich zu rufen und durch Winken die Aufmerksamkeit des verschlafenen Wachtmannes zu erregen, aber vergebens.

Schon trieb die Eisscholle dicht unter dem hohen Bug vorbei und rieb sich mit dumpfen Krachen an der Ankerkette. Mechanisch versuchte ich mich an dieser festzuhalten, aber ehe ich mich's versah, hatte die Strömung den Boden unter meinen Füßen mitgerissen, und ich hing nun zwischen Himmel und Wasser an der kalten, eisigen Kette. Fürwahr, eine bedenkliche Lage! Der eisige Wind, der inzwischen beträchtlich aufgefrischt hatte, zerrte an den nassen Kleidern, und die schneidende Kälte durchbebte den Körper bis aufs Mark. Es war eine häßliche unheimliche Ankerkette, die mir noch heute zuweilen wie eine Seeschlange in meinen wüstesten Träumen auftaucht. Sie war mit einer dicken Eiskruste überzogen, an der sich die Finger verbrannten, die sich daran fest hielten. Wenn das Schiff etwas schlingerte, wurde die Kette los, und die dicken Schackels kamen aufeinander zu liegen, und dann rissen sie wieder auseinander, wenn die Kette wieder straff wurde. Dabei stand ich jedesmal Todesängste aus, weil ein dazwischen

geratener Fuß oder eine Hand zu Brei zerquetscht werden mußten. Wahrlich, das waren Qualen, die eines Tantalus würdig gewesen wären!

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser fürchterlichen Lage ausgehalten habe; vielleicht eine Stunde, vielleicht aber auch nur Minuten. Nur noch aus instinktivem Selbsterhaltungstrieb klammerte ich mich fest, denn an Rettung wagte ich schon gar nicht mehr zu denken. Mir schwindelte vor den Augen, wenn ich über die Wasserfläche hinwegschaute, und über die mächtigen Eisschollen, die so still und geisterhaft darüber hinglitten wie weiße Leichentücher. Zuweilen waren auch Boote zu sehen, aber niemand bemerkte mich. Einmal kam sogar eine vergnügte Gesellschaft vorbei, die zu Ehren des 4. Juli eine Fahrt im Scheine der Mitternachtsonne unternahm. Sie waren jedoch alle stark angeheitert und hatten für nichts Interesse, als für den Whisky, den sie mit sich führten, und für die Ziehharmonika, deren krächzende Töne man noch lange hören konnte, während das Boot sich weiter und weiter entfernte.

Nie wieder habe ich den Whisky und den 4. Juli so sehr verwünscht, wie in jenem Augenblick.

Doch kaum war das ungastliche Boot außer Sicht, als ein flinkes Motorboot um den Bug des Schiffes herumkam. Offenbar ein Fahrzeug der Hafenverwaltung, denn es war weiß angestrichen, und vorn am Bug stand Onkel Sams Firma »U. S.« zu lesen.

Vorn im Boot stand, mit einem Bootshaken in der Hand, ein Mann mit weißer Polizeimütze und blauer Uniform mit scheinenden Messingknöpfen. Auch er blickte, genau wie der andere auf der Kommandobrücke, gleichgültig vor sich hin. Wie, wenn auch der mich nicht bemerken würde? Wenn er aus Zufall oder aus Unachtsamkeit nicht hersehen würde? Leben und Tod hingen für mich an diesem Blick. Aber er war glücklicherweise nicht so verschlafen, wie der Mann auf der Kommandobrücke und et-

was nüchterner wie die Leute im Boote. Als smarter Yankee hatte er sofort die ganze Situation erfaßt. Mit einem Satz sprang er nach achtern, riß dem Manne am Ruder das Rad aus der Hand und wirbelte es nach der anderen Seite, während das Boot blitzschnell herumschoß. Bei diesem Anblick bemächtigte sich meiner ein Schwächegefühl, gegen das ich vergebens anzukämpfen suchte. Widerstandslos glitt ich ins Wasser, doch gleich darauf hakte sich ein Bootshaken in meine Kleider, und kräftige Hände zogen mich ins Boot. —

Mit dem besten Willen kann ich nicht sagen, was dann weiter mit mir geschehen ist. An dieser Stelle ist der Schwamm über die Tafel meiner Erinnerungen gegangen und hat alles ausgelöscht.

Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in einem schauderhaften Zustande. Mir war, als ob mir jeder Knochen im Leib gebrochen wäre. Bei der geringsten Bewegung ging ein stechender Schmerz durch alle Glieder. Die nassen Kleider klebten am Körper. Die Haare waren hart und filzig geworden von dem Salzwasser. Die Füße waren starr und kalt wie Eisklumpen und der Kopf heiß wie Feuer. An der linken Kopfseite klebte das hartgetrocknete Blut, das von einer tiefen Wunde über dem Ohr heruntergeronnen war. Eine dumpfe, muffige Kellerluft erfüllte die Atmosphäre. Ringsum war tiefe Finsternis. Von Zeit zu Zeit ließ sich aus einiger Entfernung klägliches Stöhnen vernehmen, aber auf meinen Zuruf bekam ich keine Antwort. Mir wurde unsagbar unheimlich zumute, und ich zermarterte mir vergeblich den Kopf, um herauszufinden, wo ich mich eigentlich befand.

Zuweilen vernahm ich schwere Schritte direkt über mir und kurze, durch die Zwischenwand gedämpfte Kommandorufe. Plötzlich wurde eine Luke aufgerissen, und eine lange Gestalt kam an der steilen Leiter heruntergestiegen. In dem hellen Lichtstrahl, der durch die offene Luke fiel, erkannte ich sofort — unseren lieben Mr. Johnson!

Er schaute sich geblendet um, und als er mich endlich entdeckt hatte, betrachtete er mich lange, ohne ein Wort zu sagen.

„Hm," meinte er endlich, „haben wir dich wieder? Schade, daß du nicht ersoffen bist!"

„Und du?" wandte er sich nach der anderen Ecke, „lebst du auch noch?"

„Ja, Herr," antwortete eine schwache Stimme, die ich als die meines Mitschuldigen erkannte. Ich hatte nicht erwartet, ihn lebendig wieder anzutreffen.

Inzwischen war auch der Kapitän heruntergekommen. Sein salbungsvolles Wesen hatte er an Deck zurückgelassen. Er sah wütend aus, und in den Händen trug er zwei Paar Handfesseln, die er uns höchst eigenhändig und anscheinend mit nicht geringer Freude anlegte.

„So," sagte er, „hier sehe ich euch gern, und hier könnt ihr bleiben, bis ihr graue Haare bekommt. Für etwas anderes seid ihr ja doch nicht zu gebrauchen."

Auf die Leiden der nun folgenden Tage will ich nicht näher eingehen. Der »Alte« hatte die Wahrheit gesprochen, als er uns prophezeite, daß wir sobald nicht wieder an Deck kommen würden. Es vergingen Wochen darüber, und man kann sich denken, daß es keine schönen Wochen gewesen sind, jene träge dahinschleichenden Stunden in der ägyptischen Finsternis, in der dumpfen Kellerluft, schutzlos ausgestreckt auf den harten Dielen des Zwischendecks. Nur dreimal während vierundzwanzig Stunden kam etwas Abwechslung in das Verließ, wenn sich oben die Luke öffnete und uns je ein Biskuit und ein Glas mit ekelhaftem, lauem Wasser verabreicht wurde.

Währenddessen hörte man, wie draußen die Leute beim Ankerhieven und Segelsetzen auf dem Verdeck umherliefen und die schweren Tauenden auf die Dielen warfen. Man fühlte das leise Zittern des Schiffes, wenn die Maschine in Gang war; man spürte den gewaltigen Zusammenprall des stämmigen, eisen-

bekleideten Bugs mit den vorbeitreibenden Eisschollen. Schauriger noch als oben an Deck hörte sich dort unten das Mahlen und Wühlen an der Schiffswand an; lauter das Ächzen und Stöhnen und Krachen in den Balken. Eigensinnig bohrte sich das Schiff seinen Weg durch die Eiswüste; weiter mit jeder Meile von der Freiheit und der zivilisierten Welt.

Vierzehn Tage mochten wohl darüber hingegangen sein, als ganz unerwartet der Kapitän in höchsteigener Person nebst Mr. Johnson auf der Bildfläche erschienen. Letzterer ging auf meinen Leidensgefährten zu und nahm ihm die Fesseln ab. „Mach', daß du an Deck kommst!" fuhr er ihn an, indem er noch mit einem Stoße nachhalf. Wie der Blitz war denn auch Fritz durch die Luke verschwunden.

In meiner Erwartung, daß nun auch die Reihe an mich käme, sah ich mich aber gründlich getäuscht.

„Und der da? Was fangen wir mit ihm an?" sagte Johnny Cook mit einem kritischen Blick auf mich. „So ohne weiteres kann ich ihn nicht laufen lassen. Er hat sich mit den Steuerleuten herumgebalgt, die ihn zurückgebracht haben, und dafür muß er sich zuerst im Beisein der ganzen Mannschaft entschuldigen! Entschuldigen! Verstehst du?" fuhr er mich an, „vorher kommst du nicht aus dem Loch heraus und wenn dich da unten die Ratten fressen."

Ich traute meinen Ohren nicht! Entschuldigen! An Bord eines Walfischfängers sich entschuldigen! Aber gerade in dieser Zumutung zeigte sich die diabolische Menschenkenntnis dieses Mannes. Er wußte, wie sehr ich diesen Mr. Johnson mitsamt der »Offiziers«gesellschaft haßte und daß ich mich nie überwinden würde, den Befehl auszuführen. Das gab ihm eine willkommene Gelegenheit, meine Qualen nach Belieben zu verlängern, denn gesetzlich durfte er mich wegen Desertierens nur drei Wochen einsperren. Aber nun hatte er es in der Hand, wegen Gehorsamsverweigerung die Sache ins Endlose hinauszuschieben.

„Was hast du zu sagen?“ platzte er heraus, „willst du oder willst du nicht?“

Ich gab ihm keine Antwort, und das schien ihm gerade recht zu sein. Er schmunzelte übers ganze Gesicht und ging an Deck zurück mit der Miene eines Mannes, der mit sich und seiner Schlauheit sehr zufrieden ist.

Nun erst begann für mich die Leidenszeit. Allmählich geriet ich in einen merkwürdig schreckhaften Zustand; die umgebende Stille und Dunkelheit begann mir auf die Nerven zu fallen. Jedes leise Krachen des Holzes ließ mich ängstlich auffahren. Ich hörte den Ratten zu, wie sie an dem Holze nagten und glaubte jeden Augenblick den glatten, naßkalten Körper eines dieser Tiere über meinem Gesicht zu spüren. Manchmal ertappte ich mich dabei, wie ich laut vor mich hinredete, und dann erschrak ich vor dem Klang meiner eigenen Stimme. Dabei wurde die Kälte fast unerträglich; die ungepflegte Kopfwunde begann entsetzlich zu brennen, und die Eisen froren an die Handgelenke. Das Menü war natürlich immer Wasser und Hartbrot, aber Nick, der Bootsteurer, schmuggelte mir zuweilen etwas Fleisch und Brot herunter, so daß ich wenigstens mein Leben fristen konnte.

Er meinte es überhaupt gut mit mir, dieser Nick. „Oh golly white boy,“ sagte er immer, „you's damn fool, you's damn fool! Du bist ein großer Narr. Warum bleibst du da unten? Es kostet dich ja nur ein Wort, und den »Alten« kannst du nicht mehr ärgern, als wenn du gerade das tust, was er dir sagt.“ Doch ich wollte nicht hören, sondern verrannte mich mit jedem Tage mehr in meinem kindischen Eigensinn.

Und eines Tages kamen die beiden wieder herunter. „Hast du dich jetzt besonnen?“ fuhr mich der Kapitän an, und als ich ihm wieder keine Antwort gab, packte er mich bei der Gurgel und schleuderte mich, der ich fast kraftlos war, gegen einen eisernen Streber.

„Die Dummheiten habe ich satt!“ schrie er. „Dreißig Jahre

bin ich zur See gefahren und habe andere Leute als dich zu hantieren verstanden. Mit deinem deutschen Dickkopf werde ich auch noch fertig werden!"

Nun gab ich endlich Antwort. Der Zorn, das Fieber, die Verzweiflung hatten mich in eine derartige Raserei gebracht, daß ich für den Augenblick jede Vorsicht vergaß.

„Meinetwegen kannst du mit mir tun, was du willst!" platzte ich heraus. „Kannst mich totschlagen — was liegt mir daran — aber sieh zu, daß du's gründlich tust, denn wenn ich je wieder lebendig nach San Franzisko komme, wirst du dafür bezahlen müssen!"

Da stimmten die beiden ein höhnisches Gelächter an, und und der »Alte« richtete sich auf in seiner ganzen Amtswürde.

„Was kümmert mich das Gericht in San Franzisko," sagte er mit höhnischer Stimme. „Ich bin hier das Gesetz, und niemand hat mir etwas zu sagen!"

Dann stieg er wieder an Deck.

Aber schon am nächsten Tag kam Mr. Johnson herunter und nahm mir die Eisen ab. „Mach', daß du an Deck kommst!" sagte er mürrisch.

Eine Minute später stand ich wieder oben an Deck und schaute mich verwundert um, geblendet von so viel Licht und Sonnenschein. Offenbar waren wir schon weit oben im Eismeer angelangt. Ringsum breiteten sich große Eisfelder. Hinter einem dünnen, grauen Dunstschleier hing die Sonne wie eine matte Scheibe, und in der Ferne zogen dicke Nebelstreifen über das stille Wasser. Wie schön das alles war! Wie das alles zu neuem Leben einlud! Vergessen war alle Not und alles Elend. Inmitten dieser schaurigen Eiswüste wälzte ich in meinem zwanzigjährigen Kopfe schon wieder neue Desertierungspläne.

Weiter nach Norden.

Eismeerstimmung. — Langsames Vordringen. — Neue Hoffnungen. — Ein neuer Fluchtversuch und sein trauriges Ende. — Point Barrow das amerikanische Nordkap. — Gefährliche Gewässer. — Vergessene Tragödien. — Die Beaufortsee. — Schwierige Schiffahrt. — Das Umkehrriff und die vergeblichen Hoffnungen, die sich daran knüpften. — Ankunft auf der Herschelinsel. — Endlich wieder fester Boden unter den Füßen. — Besuch beim Missionar. — Mr. Johnson hat seine eigene Ansicht über die Missionare. — Abfahrt nach den Walfischgründen.

Inzwischen — während der langen Wochen, die ich unten in der ägyptischen Finsternis zugebracht hatte — war die Reise stetig weiter nach Norden gegangen, und mit jeder Meile, die uns tiefer in die Wildnis hinein geführt hatte, war die Hoffnung auf baldige Rückkehr nach San Franzisko um ein Stückchen geringer geworden. Und so wie es draußen in der Natur düsterer und kälter geworden war, so hatte auch das Leben an Bord einen entschieden arktischeren Charakter angenommen. Noch immer hockten die alten Eskimoweiber auf dem Achterdeck und nähten Fellkleider für den kommenden Winter, und die Hundeschar hatte sich bereits auf über fünfzig Köpfe vermehrt. Üble, unheimlich aussehende Gesellen waren darunter. Mit ihrem weichen, zerzausten Fell, dem spitzen Kopf mit den langen Ohren, den tiefliegenden Augen und dem hungrigen Gesichtsausdruck mochte man sie eher für Wölfe halten. Doch das war nur äußerlich. In Wirklichkeit waren sie scheue, unterwürfige Tiere, die in ihrer Art nichts gemein hatten, weder mit den Wölfen, noch mit den wohlgemästeten, händelsüchtigen Hundebestien, die — trotz Hundesteuer — die Straßen bis in das Herz der Großstädte hinein terrorisieren. Tagsüber verkrochen sie sich unter der Back oder in einem sonstigen Versteck, und nur wenn die Zeit der Fütterung nicht mehr fern war, versammelten sie sich mittschiffs zu einer fünfzigstimmigen Serenade.

„Solch ein Lied, das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

Wie ich das alles wieder vor mir sah: die blendenden Eisfelder mit dem grauen Eismeerhimmel, der sich darüber wölbte, die struppigen Hunde, die das Verdeck bevölkerten und die seltsamen Eskimogestalten, die es sich auf dem Achterdeck bequem gemacht hatten, da wurde mir unheimlich zumute, und ängstlich fing ich an, mich selber zu fragen, wie viel weiter wir eigentlich noch weggehen wollten von der gesitteten Welt und den vernünftigen Menschen. Zwar habe ich immer eine große Passion gehabt für weite Reisen und für ferne Länder, aber hier war wenigstens augenblicklich mein Hunger und Durst in dieser Hinsicht vollauf gestillt. Ich kam mir reichlich weitgereist genug vor, und hätte mit Vergnügen auf alle ferneren Abenteuer verzichtet, wenn der »Bowhead« seinen Bug nach Süden gewandt hätte.

Aber der dachte nicht daran. Weiter und weiter erkämpfte er seinen Weg durch das umgebende Eis. Es war ein hartnäckiger, eigensinniger Kampf. Wenn ich ihm auch von Herzen einen Mißerfolg wünschte, so konnte ich doch nicht umhin, zu bewundern, wie das tapfere Fahrzeug seinen Weg durch die engen Rinnen suchte, während es die Eisschollen dumpf knirschend unter seinem Kiel zermalmte, oder wie es mit der äußersten Kraft der Maschine an eine Eisbarriere rannte, so daß unter dem Zusammenstoß das ganze Schiff erzitterte.

Dennoch schien alle Mühe vergeblich zu sein. Wenn wir ein paar Meilen vorgedrungen waren, trieb uns das Eis fast ebenso weit wieder zurück. Schließlich machten wir an einem mächtigen Berg von Grundeis fest und warteten auf einen Wechsel des Windes, der das Eis vertreiben würde.

Wir befanden uns noch etwa fünfzig Seemeilen entfernt von Point Barrow, dem Nordkap des amerikanischen Festlandes. Gerade diese Ecke ist eine der schwierigsten für die Schiffahrt. Wenn im Frühjahr die Nordweststürme einsetzen, werfen sie das Packeis gegen diese ungeschützte Küste und türmen es zu Bergen auf, die fest auf dem Boden ruhen und zuweilen während des

ganzen Sommers nicht vom Fleck weichen. Nur ein starker Ostwind, der die Strömung wieder nach der entgegengesetzten Richtung in Bewegung setzt, kann hier die Bahn freimachen. Vor den ersten Tagen des Monats August ist dies aber niemals der Fall, und bei der launischen Natur des Windes ist auch dann noch nicht mit Sicherheit auf ein Durchkommen zu rechnen.

Mit begreiflichem Interesse beobachteten wir daher die Bewegungen des Eises. Der Kapitän schritt mit finsterer Miene das Achterdeck auf und ab, und Mr. Johnson fluchte wie noch nie. Und das will viel heißen. Bei uns Grünhörnern aber wuchs die Freude und die Hoffnung in demselben Maße wie im Achterteil des Schiffes die Sorge überhand nahm, denn um nach unserem Winterquartier, der in der Nähe der Mackenziemündung gelegenen Herschel-Insel, und nach den noch weiter östlich befindlichen Walfischgründen von Banksland zu gelangen, mußten wir dieses verrufene Point Barrow umschiffen.

Wie, wenn es nun nicht gelänge? Dann wäre ja der bevorstehende böse Winter an uns vorübergegangen wie ein wüster Traum. Wir würden dann hinüberkreuzen nach der nordsibirischen Küste und noch in diesem Herbst nach Frisko zurückkehren!

Und trotzdem — trotz der neu aufkeimenden Hoffnung auf baldige Rückkehr — ging bei uns unruhigen Geistern noch immer das Desertierungsfieber um. Die böse Lektion, die wir beide erhalten hatten, hatte keinen Eindruck gemacht. Im Gegenteil. Nur wenige Tage, nachdem ich wieder an Deck gekommen war, versuchten es wieder zwei Mann mit dem Davonlaufen. Das Abenteuer hat allerdings mit einer Katastrophe geendet, wie man sie glücklicherweise nur selten erlebt. Noch heute ergreift mich ein Schauder, wenn ich daran zurückdenke.

Es war an einem trüben, naßkalten Nachmittag. Wir waren gerade dabei, die Trossen von einem Eisfeld loszuwerfen, um die Weiterreise nach Norden zu versuchen, als der wachhabende Steuermann zwei Mann unserer Wache vermißte.

„Fred, George!" sang er aus.

Aber Fred und George gaben keine Antwort, so sehr auch die Stimme des Gestrengen über das Verdeck hin hallte. Wir alle waren nicht weniger erstaunt wie er, denn die beiden hatten niemand eingeweiht. Nur ihre Schlafdecken und einige notwendige Kleidungsstücke hatten sie mitgenommen. Sie waren offenbar, nur einer plötzlichen Eingebung folgend, auf und davongelaufen. Das tollste Unternehmen, das ich je mitangesehen habe!

Ärgerlich kam der Kapitän nach vorn, um sich nach der Ursache des Aufenthalts zu erkundigen. „Was gibt's, Mr. Lee? Warum kommt die Leine nicht herein?"

„Fehlen noch zwei Mann," antwortete der Steuermann mit schuldbewußter Miene, gerade als ob er selber durchgebrannt wäre. Es war eine Sehenswürdigkeit, das Gesicht des Kapitäns in diesem Augenblick zu beobachten. Es wurde rot wie Feuer und blähte sich förmlich auf vor Wut.

„Was? — Weggelaufen! — Wer denn?"

„Fred und George, Sir."

Das Gesicht des Kapitäns schien einer Katastrophe nahe.

„Was? Aber das ist ja gar nicht möglich! Ja, wenn es Hans und Charley wären; aber die beiden — die haben zu viel Verstand, um solche Dummheiten zu begehen!"

„Diego!" brüllte er mit Donnerstimme nach dem Krähennest hinauf, „ist von oben etwas zu sehen?"

„Ay, ay, sir," kam eine helle Stimme von oben, „zwei Mann, etwa eine Meile gerade voraus, Richtung nach dem Land."

„Verflucht!" schimpfte der Kapitän. „Das Eis reicht ja noch lange nicht ans Land. — Na, meinetwegen! Laß sie sterben, wenn sie wollen. Los die Leinen!"

So warfen wir die Leine los und überließen die Flüchtigen ihrem Schicksal.

Kaum eine Viertelstunde später setzte jedoch ein dicker Nebel unserem Vordringen ein Ziel. Wir machten wieder an einem

Eisberg fest, und Nick wurde mit dem Gewehr auf der Back postiert, um alle weiteren Desertierungsgelüste im Keim zu ersticken. „Puh," sagte er zu uns Grünhörnern, „es tut mir leid um die beiden, sie sind jetzt wohl schon drunten bei Davy Jones. — Santa Maria! Das ist kein Land zum Spazierengehen! Es ist gerade ein Jahr her, daß weiter unten bei Kap Lisburne fünf Mann von der »Beluga« weggelaufen sind, und am nächsten Tage haben sie die Eskimos wieder an Bord gebracht, alle fünf so steif und tot wie der eiserne Poller, auf dem ich hier sitze."

Offenbar hatte ihn der Kapitän nach vorne geschickt, um uns das Gruseln beizubringen. Aber keiner von uns hörte auf das Gerede. Wir glaubten alle, daß die beiden Deserteure, die allgemein als besonnene Menschen galten, irgend etwas in Erfahrung gebracht hatten, was gerade hier das Weglaufen begünstigte, und jeder ärgerte sich, weil er nicht mit bei der Partie war.

Während wir noch diskutierten, vernahmen wir von weit draußen auf dem Eise gellende Rufe.

„Seehunde!" sagte Nick. In der Tat erinnert der grelle Schrei des Seehundes an die menschliche Stimme. Aber schnell kamen die Stimmen näher, und man konnte nun deutlich die gellenden Hilferufe unterscheiden. Zweifellos hatten die Unglücklichen im Nebel die Richtung verloren und trieben nun auf losen Eisschollen ins Meer hinaus. Der Kapitän machte indessen keine Miene zu einer Hilfsaktion. Offenbar bereitete es ihm große Genugtuung, wenn er die armen Teufel möglichst lange in ihrer fatalen Lage zappeln ließ und dadurch für uns alle ein wirksames Exempel statuieren konnte. Erst als sich die Rufe weiter entfernten, ließ er sich herbei, die mit dem dritten Steuermann und zwei Eskimos bemannte Gig auszusetzen.

Der Nebel war inzwischen immer dicker geworden, und man konnte nicht zehn Schritte vor sich hin sehen. Das Boot war schnell in dem Nichts verschwunden, und es spielte sich nun gleichsam hinter den Kulissen ein Drama ab, dessen Verlauf wir nur ahnen

konnten. Deutlich vernahmen wir eine Zeitlang die ruckweisen Bewegungen der Riemen, und dann hörten wir nur noch die weinerlichen Schreie der Seehunde und die gellenden Hilferufe, die sich weiter und weiter entfernten.

Als ob die Natur sich den letzten und grausigsten Akt dieser Tragödie vorbehalten hätte, brach eine jener urplötzlichen Eismeerböen los und betäubte alles durch ihre Wut. Alle Hilferufe waren untergegangen im Heulen des Windes in der Takelage, dem Prasseln der Hagelkörner auf dem Verdeck und in dem Krachen und Knirschen der aufeinanderstoßenden Eismassen. — Die Gig kam glücklicherweise wieder heil zurück, aber was aus Fred und George geworden ist, das wage ich nicht auszudenken. Ich kann nur hoffen und wünschen, daß ein rascher Tod sie ohne viel Umstände aus der entsetzlichen Lage erlöst hat.

Was uns andere anbetrifft, so sprachen wir hinfort nicht mehr so leichtfertig vom Weglaufen. —

Die unheilvolle Bö hatte bald ausgetobt und ging in eine kräftige Landbrise über, die schon nach mehreren Stunden den Strom nach Westen in Bewegung setzte. Zusehends begannen sich weite Wassertümpel in der Eisdecke zu bilden, und bald war statt der dicht gepreßten Eismassen nur noch eine gekräuselte Wasserfläche zu sehen.

Nun galt es, die gefährliche Ecke zu umschiffen, ehe bei nachlassendem Wind das Eis wieder zurückkommen würde. Was Segel und Maschine leisten konnten, wurde daran gesetzt. Eins nach dem anderen flogen die leichteren Segel fort, wenn die Böen allzusehr an den Schooten rissen. Aber wer achtete auf die paar Fetzen, wenn der Erfolg der ganzen Reise auf dem Spiel stand.

Bald kam Point Barrow in Sicht; ein flaches, ödes Vorland, — gar nicht zu vergleichen mit seinem berüchtigten Gegenpol bei Kap Horn, dem sturmgepeitschten, wild zerrissenen Felsen von Diego Ramirez.

Hier steht ein nach Norden gerichteter Meeresstrom, und wir hielten uns deshalb in möglichster Nähe der Küste, um nicht zwischen die Eisschollen zu geraten, denn schon manches Schiff, das dort im Eise gefangen wurde, hat eine unfreiwillige Reise nach dem Nordpol angetreten.

Wer hätte noch nicht gehört von der unglücklichen Jeanette-Expedition, die durch diesen selben Strom in die graue Eiswüste und in den weißen Tod entführt wurde. Es gehört zu den ergreifendsten Kapiteln in der Geschichte der Polarforschung, wie nach langem vergeblichen Suchen die Spuren der kühnen Forscher mit den bis zur letzten Stunde fortgeführten Tagebucheintragungen des toten Führers aufgefunden wurden, irgendwo weit draußen in den Steppen des nördlichen Sibirien, bis wohin die Unglücklichen in waghalsiger Fahrt ihren Weg über die treibenden Eisfelder gesucht hatten, um dann angesichts des rettenden Festlandes dem nagenden Hunger zu erliegen.

Das war vor fast einem Menschenalter, aber wir brauchen gar nicht so weit zurückzugreifen. Erst im Sommer des Jahres 1913 ist eine große Polarexpedition an derselben Stelle von einem gleichen Mißgeschick heimgesucht worden. Es war ein kanadisches Unternehmen unter dem Befehl des dänischen Polarforschers Vilhálmar Steffenson, mit dem ich den Leser im Laufe dieser Erzählung noch näher bekannt zu machen hoffe. Als das Schiff jener Expedition — es war kein anderes als der gute alte »Karluk«, mit dem wir einmal, als er noch gewöhnlicher Walfischfänger war, zehn Monate lang in Winterquartieren lagen — im Eise vor Point Barrow festgehalten wurde, da erachtete Steffenson die Gelegenheit günstig für eine Jagdexpedition nach dem Inland. Doch als er nach einigen Tagen wieder zurückkehrte, da war der »Karluk« spurlos verschwunden. Er war nach Norden abgetrieben mitsamt den ihn umklammernden Eismassen. Genau auf derselben Route wie dreißig Jahre vorher die »Jeanette« trieb er stetig weiter nach Nordwesten, bis er nicht weit nördlich

von Wrangelland von den gewaltigen Eispressungen erdrückt wurde. Nur einem kleinen Teil der Mannschaft gelang es, nach abenteuerlicher Fahrt die Insel zu erreichen, wo sie einen langen, entbehrungsreichen Winter verbrachte. Von den übrigen hat man nie wieder etwas gehört.

Mehrmals schon haben sich in der Geschichte der Walfischfänger ähnliche Tragödien in derselben Gegend wiederholt, die darum nichts von ihren Schrecken verlieren, daß sie dem großen Publikum unbekannt geblieben sind.

Am Anfang der achtziger Jahre, als man mit den Tücken dieses Meeres noch nicht Bescheid wußte, ist die ganze Walfischflotte, bestehend aus sieben Schiffen, auf diese Weise verloren gegangen. Die Schiffe trieben weit nach Norden, und als man jede Hoffnung aufgeben mußte, vor Einbruch des Winters freizukommen, trat man mit Schlitten und Booten die Rückreise nach Point Barrow an. Nur ein kleiner Teil der Besatzung hat das rettende Land erreicht. Johnny Cook, unser jetziger Kapitän, ist damals auch schon dabei gewesen. Er kommandierte ein Schiff, das den stolzen Namen »Fearleß« trug. Jedenfalls tat er es nach derselben Methode, die er auch jetzt noch auf dem »Bowhead« anwendete. Als die Schlitten für die Rückreise geladen wurden, konnte er nicht mitansehen, daß einige der Leute unbeschäftigt blieben. Darum befahl er ihnen, die — Kohlen aus den Bunkern des dem Untergang geweihten Schiffes aufs Eis zu schaffen. Darüber ergrimmten diese so sehr, daß sie das Schiff anzündeten und mit Stumpf und Stiel abbrennen ließen. Man stelle sich vor: die schiffbrüchige Mannschaft mit den Schlitten und Booten auf dem Eise und in der Mitte das brennende Fahrzeug!

Auch im weiteren Verlauf des Rückzuges nach dem Festland fehlte es nicht an dramatischen Auftritten. Als das eine der beiden mitgeführten Boote in einem Eisspalt erdrückt wurde, verlor der Maschinist den Mut und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Der Steuermann geriet in ein Handgemenge mit einem

der Matrosen, in dessen Verlauf beide in einen Eisspalt kugelten und nicht wieder gesehen wurden. Nur der Kapitän selbst ist unversehrt davongekommen. Solche Menschen haben offenbar ihre eigenen Schutzgeister.

Nur zwei von den abgetriebenen Schiffen sind später wieder von selbst freigekommen. Von den übrigen hat man nie wieder so viel als ein Stück Kabelgarn gesehen.

„Fünfzehn Mann auf der Totenkist
Jo ho, und ne Flasche Rum."

Dieses Sprüchlein des alten einbeinigen Piratenkochs kam merkwürdig nahe der Verwirklichung im Falle des einen dieser Schiffe. Genau fünfzehn Mann blieben an Bord jenes unseligen Fahrzeugs, weil sie reichlich Proviant für eine Überwinterung hatten. Aber mit dem einen Winter war es leider nicht getan. Dreißig Jahre sind seither ins Land gegangen, und sie haben nichts mehr von sich hören lassen.

Noch von manchem anderen grausigen Geheimnis weiß die schweigende Wildnis dort oben zu erzählen, und wollte ich von ihnen allen erzählen, so müßte ich befürchten, daß gar manche Landratte mein Garn nicht mehr ernst nehmen würde, aber Jan Maat, sofern er noch von der alten Sorte ist, die etwas weiß von den Tücken der Tiefsee, nickt bedenklich mit dem Kopf.

»Davy Jones«, der böse Seemannsverderber, hat mehr als einen Pfeil in seinem Köcher. —

Doch ich darf über diesen Geschichten nicht den Faden meines eigenen Garns verlieren.

Point Barrow lag hinter uns, und wir segelten nun in östlicher Richtung entlang der Nordküste von Alaska. Vor uns breitete sich die Beaufort-See aus. In einem geisterhaft weißen Licht lagen die Eisfelder da, durchzogen von schwarzen Rinnen offenen Wassers. Trüb und düster wölbte sich der Himmel von den kahlen Hügeln Alaskas, bis weit, weit hinunter zum nörd-

lichen Horizont, wo ein breiter Nebelstreifen über Ländern und Meeren brütete, die noch kein Auge gesehen und von denen noch keine Kunde zu uns gedrungen ist. Der Nimbus des Unbekannten und Geheimnisvollen liegt noch immer über diesem Meere. Nach Norden und Nordwesten zerfließt es auf der Karte in den großen weißen Flecken, der allen Bemühungen zum Trotz noch immer den größten Teil des westlichen Eismeeres ausfüllt. Nicht als ob dort der Polarforschung größere Schwierigkeiten entgegenstünden, sondern deshalb, weil die Polarforscher sich bisher wenig um ihn gekümmert haben. Trotz aller großen Worte von Wissenschaft und dergleichen ist die Polarforschung bisher eben immer nur ein Sport gewesen. Der Pol oder doch mindestens die Erreichung eines nördlichen Rekords war das — wenn auch nicht immer zugegebene — Ziel jeder größeren Expedition. In Verfolgung dieses Ziels suchte man natürlich diejenigen Teile des Eismeers auf, an denen ein möglichst nahe am Ziel gelegenes Land einen Vorstoß nach dem Pol ermöglicht. So kam es, daß die Küsten von Grönland, Spitzbergen und Franz-Josephs-Land jahrzehntelang der Schauplatz kühner Taten waren, während die Küsten von Alaska in idyllischer Vergessenheit dahinträumten.

Jetzt, nachdem am Pol keine Lorbeeren mehr winken, hat sich der Betätigungsdrang der Polarforscher mit Macht auf dieses Problem geworfen, und so wird es — fast möchte man sagen leider — nicht mehr lange dauern, bis auch dieser letzte weiße Fleck auf der Landkarte mit Bergen, Ebenen und scharf gezackten Küstenlinien ausgefüllt sein wird.

In diesen wenig bekannten Gewässern ist die Schiffahrt, der vielen, nicht vermessenen Untiefen wegen, überaus gefährlich. Dazu kommt, daß auch auf alle übrigen Hilfsmittel kein Verlaß ist. Vor allem versagt der treueste Freund des Schiffers — der Kompaß. Da wir uns bereits zwei Grad nördlich vom magnetischen Nordpol befanden, hatte die Nadel eine Abweichung, die weit über das gewohnte Maß hinausging, aber das wäre weiter

nicht schlimm gewesen, wenn sie nicht zugleich auch mehr und mehr indifferent geworden wäre. Differenzen von zwanzig bis dreißig Grad zwischen dem Ruder- und Peilkompaß sind dort keine Seltenheit. — Auch auf die Gestirne ist kein Verlaß, weil sie fast immer in Dunst oder Nebel verschleiert sind. Bleibt also als letzter und einziger Wegweiser des Seemannes nur noch das Lot.

Unter diesen schwierigen Umständen tastete der »Bowhead« zwischen dem Packeis und der niedrigen Küste seinen Weg nach Osten — ein richtiges Haschen und Stehlen um jede Meile. Das dumpfe Krachen des Eises vor dem Bug wurde zur ständigen Gewohnheit, und dazwischen mischten sich die heiseren Kommandorufe aus dem Krähennest, von wo der Kapitän die Bewegungen des Schiffes leitete: „starbord! steady! port, steady!"

Die eintönig singende Stimme des Bootsteurers an der Lotleine: „ma—a—a—ark five, quarter five!" vervollständigte die Musik.

So kamen wir langsam nach Kap Returnreef, wo sich quer zur Fahrtrichtung ein breites Riff erstreckt, an dem sich das Grundeis festklammert und so eine Schranke bildet für alles von Osten oder Westen herandrängende Treibeis. Bei unserer Ankunft bot sich ein geradezu trostloser Anblick dar. Weithin gegen Osten nur Eis, soweit das Auge reichte. Zwei andere Walfischfänger lagen bereits vor der Eisbarre. Auch wir machten an dem Grundeis fest, gerade vor einer niedrigen Insel, auf der sich ein mächtiges Holzkreuz erhob. Mit Ehrfurcht und Stolz erfüllte mich der Anblick dieses Kreuzes, denn Franklin selbst hat es dort aufgepflanzt, um den fernsten Punkt seiner Reise zu kennzeichnen. Das Riff aber nannte er zur Erinnerung an sein Mißgeschick return reef — das Umkehrriff. Ach, wie sehr wünschte ich damals, daß es auch für den »Bowhead« ein Umkehrriff werde!

Und wie Tag um Tag verging und wir immer noch untätig vor der Eisbarre lagen und auch die übrigen Schiffe der Flotte ankamen, da schien es beinahe, als ob mein Wunsch in Erfüllung

gehen sollte; und wieder wie damals vor Point Barrow wagten sich die Gespräche hervor von der „Chinesenstadt", „der Barbarenküste" und all den anderen schönen Orten, wo man noch in diesem Winter den „Vergnügunger" nachgehen wollte.

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer. „Haul in the lines!" ertönte eines Tages das wohlbekannte Kommando. Alle Schiffe warfen ihre Trossen los, und der schwarze Rauch, der den Schornsteinen entstieg, deutete auf einen bevorstehenden heißen Kampf mit dem Eis. Wir glaubten zuerst, daß die Kapitäne, des langen Wartens müde, die Rückkehr beschlossen hätten, denn vor uns breitete sich immer noch das unabsehbare Eisfeld, das für ein Laienauge noch gerade so solid war wie vor acht Tagen. Aber unbekümmert um unsere unmaßgebliche Ansicht steuerten alle Schiffe auf eine enge Wasserrinne zu. Der »Karluk«, das Schiff mit dem geringsten Tiefgang, fuhr zuerst in den Kanal und spielte den Lotsen, indem es den anderen die Tiefe signalisierte: „Fünf Faden, vier, dreieinhalb, drei." — Letzteres war der äußerste Tiefgang, den der »Bowhead« ertragen konnte. Mit begreiflicher Spannung beobachteten wir die Signale. Kein Spieler in Monte Carlo konnte mit größerer Spannung den Bewegungen des Glücksrades folgen, als ich den bunten Wimpeln am Heck des kleinen schwarzen Fahrzeugs. War es nicht auch rouge et noir, was wir in jenem Augenblick spielten? Hier würfelten wir mit Poseidon selber um Jahre unseres Lebens!

Hart an der Grenze des Möglichen hielten sich die Lotungen. Eins nach dem anderen folgten sich die Schiffe in der Reihenfolge ihres Tiefgangs. Zuletzt der »Bowhead«, der als einzig überwinterndes Schiff viel tiefer geladen war als die anderen. Es war eine aufregende Fahrt. Man hörte, wie der Kiel auf dem Boden schleifte. Zuweilen saß das Schiff fest auf und bekam eine beängstigende Schlagseite, aber solche Kleinigkeiten bringen den Walfischfänger noch lange nicht ans Ende seines Witzes. Eine starke Trosse wird

um eine vorausgelegte Eiskante geführt und auf diese Weise das Schiff weitergeschleppt.

„Quarter three!" singt der Mann an der Lotleine aus. Es befindet sich wieder Wasser unter dem Kiel. Immer tiefer wird das Wasser, immer breiter die Straße, zertrümmert ist das Kartenhaus der schönen Hoffnungen, vorbei die Träume von San-Franzisko.

Ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir nun die Herschelinsel, ein etwa fünfzig englische Meilen westlich von der Mündung des Mackenzieflusses gelegenes Eiland, das politisch schon zum britischen Nordwest-Territorium gerechnet wird.

Hier wurde kurze Station gemacht, um die Wintervorräte auszuladen. Als zukünftigen Winteraufenthaltsort besahen wir uns die Insel mit besonderer Andacht. Fast senkrecht stieg sie aus dem Wasser empor zu einem Hügellande, dessen höhere Kuppen mit einem grünen Schimmer überzogen waren, während in den Tälern noch immer dicke Schneemassen lagen.

Eine flache Landzunge erstreckt sich vom Ostende der Insel direkt nach Süden und bildet mit dem in ostwestlicher Richtung verlaufenden Hauptland eine geräumige Bai — den Winterhafen der Walfischfänger. Mehrere große Lagerschuppen erheben sich auf der Landzunge, und etwas abseits davon liegt das durch ein Kreuz auf dem Dache kenntliche Missionshaus. Wohl fünfzig der runden, bienenkorbartigen Eskimoiglus standen wie Pilze auf dem flachen Lande.

In der geräumigen Bai gingen wir vor Anker und machten uns ohne Zeitverlust daran, alles Überflüssige an Land zu bringen. Zuerst die Hunde. Wir warfen sie einfach über Bord und ließen sie an Land schwimmen, wo sie sich im Genuß der neugewonnenen Freiheit wie toll gebärdeten.

Während wir dann den Proviant in die Lagerschuppen schafften, hatten wir Gelegenheit, uns unsere neue Heimat etwas näher anzusehen. Hinter den Warenschuppen lagen die höhlen-

artigen Iglus der Eskimos, gänzlich vergraben unter einem aus Erdschollen künstlich aufgetürmten Hügel. In der Türöffnung saßen mit runzligen Gesichtern und strähnigen Haaren einige Weiber und rauchten bedächtig ihre langen Pfeifen. Unzählige Hunde begrüßten uns mit lautem Heulen. Traurige Exemplare, zwischen denen unsere eigenen Hunde als richtige Gentlemen erschienen. Mit struppigem Fell und hungrigen Augen schlichen sie umher und durchwühlten die Abfallhaufen. — Ein Bild, welches das Eismeer ganz vergessen ließ und in Gedanken zurückversetzte in die zivilisierte Welt, nach einem jener wildromantischen leeren Hausplätze am Rande der Großstadt.

Mehr als vierundzwanzig Stunden waren wir ununterbrochen bei der Arbeit, denn der Kapitän hatte es eilig mit der Weiterreise nach den Walfischgründen. Nur zuweilen, wenn durch irgendwelchen Zufall die Boote nicht schnell genug an Land kamen, konnten wir uns eine Pause gönnen. Während einer solchen ging ich mit noch zwei anderen nach der Ansiedlung »to see the sights«, wie der Amerikaner zu sagen pflegt. Am Missionshaus kam ein etwa achtjähriges weißes Mädchen auf uns zu und lud uns mit höflichem Knicks und verlegenem Gesichtchen zum Besuch bei »Papa« ein. Wir folgten ihm nur allzu gern in ein behaglich eingerichtetes Zimmer, wohl ausgestattet mit Tischen, Stühlen und Schränken, mit Teppichen auf dem Fußboden, Vorhängen an den Fenstern und Bildern an den Wänden. Ein brummender Ofen in der Ecke verbreitete eine wohlige Wärme. Mr. Witthaker, ein Riese von Gestalt, in dem man eher alles andere als einen Missionar vermutet hätte, begrüßte uns sehr freundlich und fragte dies und das; ob wir eine gute Reise gehabt hätten und ob es uns auf der Herschelinsel gefalle. Die Frau des Missionars deckte unterdessen das weiße Tischtuch auf den Tisch, holte das saubere Porzellangeschirr hervor und brachte den Tee. Und während sie sich freundlich um ihre Gäste bemühte, stand das kleine Mädchen dabei und schaute die

fremden Kabelunas mit großen Augen an. Wie anders hier alles war als an Bord des »Bowhead«! Mir wurde ganz bange vor den liebenswürdigen Menschen, den sauberen Servietten, dem zerbrechlichen Porzellangeschirr. — — Wie schnell man doch verwildert!

Mr. Johnson hatte uns unterdessen schmerzlich vermißt. Er war gerade in der Stimmung, uns eine vernichtende Strafpredigt zu halten, als wir, noch voll der schönen Eindrücke, wieder unten bei den Booten anlangten.

„Wo habt ihr gesteckt?" fuhr er uns an.

„Beim Missionar."

Staunen und Bestürzung zugleich malten sich in seinem Gesicht.

„Bei wem? Beim Missionar? Laßt euch so etwas nicht wieder einfallen! Zum Hallelujasingen seid ihr nicht an Bord gekommen. So etwas ist gut für die Farmer und für die Stadtleute und vielleicht auch noch für andere Seeleute, aber für unsereins taugt es nichts. Das hat man schon am Jonas gesehen, den haben die Walfische auch nicht fressen mögen."

Endlich war der letzte Sack an Land gebracht, und der Anker wurde gelichtet zur Sommerreise nach den Walfischgründen von Banksland. Nur ungern trennte ich mich von der gastlichen Insel. Indes „growl you will, but go you must", sagt ein Sprichwort der Yankeeseeleute: Brumme soviel du willst, aber fort mußt du.

Banksland.

Ostwärts. — Vor der Mackenziemündung. — Süßes Seewasser. — In den Walfischgründen. — »Portugiesische Kriegsschiffe«. — Die verlockende Prämie. — Banksland. — Eine wilde Küste. — Nick erteilt mir eine Lektion in Geographie. — Walfisch in Sicht. — Schnelle Mobilmachung. — Allerlei Abenteuer. — Der unheimliche Tote. — Ein gefährlicher Posten. — Gierige Eismöven. — Wir geraten in eine „Schule von Walfischen". — Leichte, aber reiche Beute. — Das tückische Wurfgeschoß. — Der nahende Winter. — Rückkehr nach der Herschelinsel. — Winteranfang.

Mit rascher Fahrt fuhren wir entlang der hohen Küste mit den steilen, vorspringenden Kaps von Kay Point, King Point und Shingle Point. Keiner dieser Punkte sagte mir damals etwas, aber im Laufe der nächsten drei Jahre hat sich in meiner Erinnerung um jeden von ihnen ein Schleier von Erlebnissen und Abenteuern gewebt.

Bald trat die hohe Küste zurück, und das etwa sechzig Meilen breite Flachland im Delta des großen Mackenzieflusses trat an ihre Stelle. Wegen der vielen Barren von abgeschwemmtem Schlamm und Sand mußten wir ein gutes Stück von der Küste abhalten, aber selbst dort draußen war das Wasser noch grün und schlammig und schmeckte gar nicht brackisch. Erst bei Tukiatuk trafen wir wieder die Steilküste an, der wir weiter in östlicher Richtung folgten.

Seit Verlassen der Herschelinsel hatten wir fast kein Eis gesehen, aber nun schien das Eismeer das Versäumte nachholen zu wollen. Von allen Seiten kam es herbei. Bald waren es breite Felder von blauem Packeis, die wir in weitem Bogen umschiffen mußten, bald mußte das Schiff mühsam seinen Weg bahnen durch eine zersplitterte Masse von losen Eisstücken, die die weite Meeresfläche aussehen ließen wie den Fußboden eines Porzellanladens, in dem die Elefanten gehaust haben. Es dauerte zehn Tage, ehe endlich Kap Bathurst mit der vorgelagerten Bailly-Insel in Sicht kam. Diese Insel ist ebenfalls ein gelegent-

licher Überwinterungsort der Walfischfänger. In letzter Zeit ist man jedoch davon abgekommen, weil es dort kein Treibholz und auch kein Wild gibt. Aus diesem Grunde gibt es dort auch keine ansässigen Eingeborenen, und das Schiff ist ganz auf sich selbst angewiesen. Auch sonst ist der Platz wenig einladend und ohne den geringsten Schutz gegen die Winterstürme. Ein Sibirien im Vergleich zu der Herschelinsel.

Von einigen Eskimos, die dort hinter der Sandbank dem Fischfang oblagen, erfuhren wir, daß nördlich von Kap Parry das Meer zurzeit völlig eisfrei sei. Das war eine willkommene Nachricht. Sogleich gingen wir wieder in See und brachen unsern Weg durch die dicken Eismassen im Osten der Insel, bis wir auf der Höhe von Kap Parry offenes Wasser antrafen.

Nun wurde endlich der Maschine die wohlverdiente Ruhe. Jedes Stückchen Leinwand wurde gesetzt; weit legte das Schiff sich über, als der steife Nordost in die Segel fuhr. Nordwärts ging die Reise von der Küste des Festlands weg, gerade nach den fernen Felsenufern von Banksland.

Aus dem Krähennest wurde jetzt scharf Ausguck gehalten, denn wir befanden uns hier schon mitten in den Walfischgründen, und der Kapitän hatte die verlockende Prämie von zwanzig Pfund Tabak ausgesetzt für den, der den ersten Walfisch sichten würde. Überall auf dem Wasser sah man das Walfischfutter schwimmen, lauter winzig kleine Quallen, mit einem aus dem Wasser herausstehenden Häutchen, vermittels dessen sie wie ein Schiff vor dem Winde segeln. »Portugiesische Kriegsschiffe« nennt sie der Seemann. Oft waren sie durch die gleichmäßige Bewegung der Dünung zusammengeschwemmt und lagen in langen Reihen auf der Meeresfläche, so wie man in den Roßbreiten des Atlantik das Seegras auf dem Meere liegen sieht. Es ist eine merkwürdige Laune der Natur, daß gerade das größte Geschöpf des Tierreichs auf das kleinste aller Lebewesen angewiesen ist. Die enge Speiseröhre des Grönlandwals vermag keinen größeren Gegen-

stand zu schlucken. Wohlverstanden, nur der Grönlandwal! Der in südlichen Breiten lebende Potwal frißt alles, von der kleinsten Qualle bis zum gefährlichsten Haifisch. Selbst Krebse, Seesterne und Tintenfische, die größer sind als er selber, verschmäht er nicht.

Es war eine kalte, windige Spätsommernacht, als wir in den Gewässern von Banksland ankamen. Der Monat August neigte sich bereits seinem Ende zu. Die Uhr der Mitternachtsonne war abgelaufen, und wir genossen schon einige Stunden der Dunkelheit. Genießen sagte ich! Wer an eine regelmäßige Folge von Licht und Dunkelheit gewöhnt ist, empfindet es auf die Dauer als eine Plage, zu jeder Tag- und Nachtzeit das Licht des hellen Tages um sich zu haben.

Nun war sie wieder um uns mit ihrem schwarzen, verhüllenden Mantel, mit den funkelnden Sternen auf dem schwarzen Kleid des wolkenlosen Firmaments und den unstet umherhuschenden Nordlichtern am nördlichen Horizont. Der anfänglich nur mäßige Nordostwind hatte im Laufe der Nacht an Stärke zugenommen, und der Seegang, hier durch keine Eismassen niedergehalten, wurde stündlich höher. Das fahle Licht des hereinbrechenden Tages dämmerte über einer stürmischen See. Als aber der goldene Sonnenball im Osten aus den Fluten heraufzusteigen begann, da verwandelte sich die häßliche gelbe Farbe des Wassers in zartes Grün und sattes Blau. Dunkelviolette Schatten lagen in den Wellentälern, die weißen Schaumkämme glitzerten in den Strahlen der frühen Sonne, und bunte Regenbogen durchzogen den fliegenden Wasserstaub.

Vor uns lag die Küste von Banksland. Scharf hob sie sich ab von dem blutigroten Streifen am nördlichen Horizont. Überaus imposant war sie anzusehen, eine schwarze, unförmliche Masse, gleich einer gewaltigen Tatze, mit der sich die unbekannte Wildnis selber am Rande der Menschenwohnungen eingegraben hat. Ich weiß nicht, ob es nur der Nimbus des Fernen und Unbekannten gewesen ist, der die Phantasie anregte, aber noch jedesmal, wenn

ich jenes Land von neuem zu Gesicht bekommen habe, hat es den gleichen, gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Wenn man diese Küste von Kap Parry aus ansegelt, so bekommt man zuerst das Vorgebirge von Nelsonhead zu Gesicht. Es erhebt sich zu einer Höhe von mehreren hundert Metern, und vom Meere aus betrachtet, scheint es senkrecht in die Höhe zu steigen; eine ungeheure Felsenmasse, finster drohend, als ob es Thor der Gewaltige selber wäre, der mit dem großen Hammer vor Ginun Gapag, dem Ende der Welt, auf Wache steht.

Vom Meere aus machen diese wilden, sturmgepeitschten Küsten selbst beim schönsten Sonnenschein einen überaus unwirtlichen Eindruck. Eben diesem rauhen Charakter des Landes ist es auch zuzuschreiben, daß die Walfischfänger dort nicht überwintern, obwohl sie sich direkt in den Walfischgründen befinden und die lange und gefahrvolle Reise von der Herschelinsel bis dahin nicht erst zu unternehmen brauchten. Das Innere der Insel ist auch heute noch unerforscht. Es soll dort durchaus nicht so trostlos sein, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt wäre. Erst zweimal zuvor hatten Weiße dort überwintert. Das erstemal war es die Expedition des englischen Admirals Mac Clure, die auf der Suche nach der verschollenen Franklinexpedition zwei Jahre in der von ihnen benannten »Mercy Bay« an der Ostküste des Landes festgehalten wurden, dann das Schiff seinem Schicksal überließen und mit Schlitten die Reise nach Grönland fortsetzten. Das zweitemal waren es ehemalige Steuerleute von Walfischfängern, die es auf die Pelze der zahlreichen Füchse und Eisbären jenes Landes abgesehen hatten.

Alle diese Mitteilungen, zusammen mit noch vielen anderen phantastischen Angaben, die ich leider nicht weitererzählen kann, habe ich von meinem alten Lehrmeister Nick.

„Junge," sagte er, indem er gedankenvoll nach den kahlen Küsten hinüberblickte, „das kann einer allein gar nicht wissen, was es dort drinnen im Land alles zu sehen gibt, denn es ist noch kei-

ner von uns dort gewesen. Aber dort gibt's grüne Täler mit Büschen und hohem Gras und vielen Beeren. Und so viel Wild, daß man kaum noch zwischen durchsehen kann. Bären, Hirsche, Renntiere und Elefanten — ja, brauchst mich gar nicht so anzusehen — Elefanten! Von den großen häßlichen Mammut-Elefanten, von denen die gelehrten Leute in den Büchern schreiben, daß sie längst alle ausgestorben wären. Woher wollen die wissen, daß sie wirklich alle tot sind? Nein, sagst du, die wissen auch noch lange nicht alles. Aber Avoyuuk, der Massinka von der Herschelinsel, ist einmal dort gewesen und hat sie gesehen."

„Warum gehen wir denn nicht dorthin?" fragte ich.

„Was?" meinte Nick mitleidig, „dort an Land zu gehen, würde uns nur Unglück bringen für den Rest der Reise. Und außerdem — was willst du dort? Elefanten essen, die zweimal so alt sind wie der alte Schneeball und das Fleisch so hart und zähe, daß man den Teufel damit vergiften könnte? No sah! Walfische wollen wir sehen, damit wir einen Zahltag haben, wenn wir wieder nach Chinatown und nach der Barbarenküste kommen."

„Sollte mich nicht wundern, wenn wir heute noch Speck an Bord bekämen," fuhr er fort, indem er seine scharfen Augen über die Wasserfläche gleiten ließ, „es riecht fischig hier."

„Bei dem Wetter?" fragte ich ungläubig, denn eine Sturzsee um die andere brach polternd über die Luvreel, und der Wind heulte gewaltig in der Takelage.

„Warum nicht? Nichts daran auszusetzen. Eine hübsche Brise, wie wir sie gerade gebrauchen. Außerdem — —"

Er hat noch nicht ausgeredet, als sich der Eskimo, der vorne auf der Back auf Ausguck stand, bemerkbar machte: „Awik! awik!" schrie er wie besessen.

„Was ist los mit dem Kerl?" ließ sich Mr. Johnsons Stimme vom Achterdeck vernehmen.

„Blo—o—ow! ah blo—o—o—ow!" kam es aus dem Krähennest.

„Where away?“ hörte man die bellende Stimme des Kapitäns.

„Gerade voraus, Sir! Im Wege der Sonne. Große Kuh zwei Strich von Leebug! There she white waters! A blo— —ow!“

„All right! Komm herunter von oben! Steht bei den Booten, alle Mann!“

Im Nu waren alle Mann an Deck. Die Bootsteurer kletterten in die Boote und entfernten die Schutzdecken, während wir die Tauenden an den Bootsfallen klar warfen. Ich war gespannt, wie man bei der hohen See die Boote vom Schiff klar bekommen konnte, ohne daß sie an der Bordwand zerschellten. Aber unsere Befehlshaber waren nicht umsonst ihr Leben lang Walfischfänger gewesen. Sie wußten, wie man die Sache anzugreifen hatte. Da das Schiff sehr stark nach Backbord überlag, wurden zuerst die drei Boote an dieser Seite heruntergefiert. Alsdann wurde über Stag gegangen und mit der Schlagseite an Steuerbord die beiden andern zu Wasser gelassen. Man mußte das flinke Auge der Steuerleute bewundern, wie sie mit dem langen Steuerriemen jeden drohenden Zusammenstoß mit der Bordwand des Schiffes zu parieren verstanden. Ein einziger solcher Zusammenprall wäre das Ende des kleinen Fahrzeuges und wohl auch seiner Mannschaft gewesen.

Noch gefährlicher als vom Verdeck sah die Sache von der Perspektive des Bootes selber aus. Bald wurde man emporgehoben auf dem Kamm einer mächtigen See und es sah aus, als ob man riesig hoch über dem schwarzen Rumpf des Schiffes schwebte, bald ging es wieder tief hinunter in den Schlund eines Wellentals, und ringsum war nichts zu sehen als die grünen Wände der Wasserberge. Es dauerte eine Weile, ehe es uns gelang den Mast aufzurichten und das doppelt gereffte Sturmsegel zu setzen. Dann erst kamen wir klar von der gefährlichen Nähe des Schiffes. Mit Blitzesschnelle schossen wir nun durch die schäu-

menden Fluten. Wie Flintengeknatter vernahm man das Poltern unter dem Kiel, wenn er von einem Wellenkamm zum andern hüpfte. Scharf wie Messer flogen die Spritzer der salzigen Gischt. Trotz Ölzeug und Pelzkleidern waren wir alle bis auf die Haut durchnäßt und durchfroren und hockten mit klappernden Zähnen auf der Luvreel mit der Miene von Menschen, denen es ganz einerlei ist, was nun noch kommen mag. Nur der Steuermann saß unbeweglich an seinem Platz am Tiller, und seine grauen Augen blickten finster und kalt wie immer über das Meer. „Wer mir den Fisch verscheucht, den mache ich kalt!" sagte er grimmig, ohne seinen Kopf zu wenden. Vorn im Bug, gegen den Mast gelehnt, stand der lange Sam und verwandte ebenfalls keinen Blick seiner Raubtieraugen von der vor ihm liegenden Wasserfläche Zuweilen gab er dem Steuermann mit unterdrückter Stimme die Richtung an — „blo-o-ow, ah blo-o-ow". Von unserem niedrigen Sitzplatz war jedoch nichts von einem Spaut zu erkennen. Aber plötzlich wurden in dem grünen Wasser dicht neben uns die schattenhaften Umrisse einer gewaltigen Fluke sichtbar, und fast zu gleicher Zeit griff der lange Sam nach den beiden vor ihm liegenden Eisen und schleuderte sie in die Tiefe.

Das alles war so schnell gegangen, daß man sich des Hergangs kaum bewußt wurde. Mit stockendem Atem erwartete ich den wütenden Peitschenhieb der Fluke, den ich bei unserer ersten Walfischjagd so drastisch kennen und fürchten gelernt hatte. Aber es kam nichts dergleichen. Daß der Walfisch „fest" war, bemerkte man erst an der Leine, die anfangs nur ganz langsam um den Poller lief, so daß wir reichlich Zeit hatten, die Riemen einzuschalten und Mast und Segel herauszunehmen und im Achterteil zu verstauen — Arbeiten, die bei der hohen See nicht leicht und nicht ungefährlich waren. Inzwischen begann die Leine ein summendes Lied zu singen, während sie schneller und schneller um den Poller lief. „Keep her up, Sam!"

rief der Steuermann, der nun mit Sam den Platz gewechselt hatte.

„All right!“ sagte dieser und warf den einen der beiden halben Schläger über dem Poller los. Aber noch immer tiefer senkte sich die Spitze des Bootes.

„Keep her up, d—n it!“ brüllte der Steuermann noch einmal.

„Unmöglich! Kann nicht mehr Leine geben, als er nimmt.“ Und schon begann das Wasser im Vorderteil des Bootes von allen Seiten hereinzubrechen. Wir flüchteten in das hoch aufragende Achterteil und bemühten uns nach Kräften, das Wasser wieder auszuschöpfen, aber ebenso gut hätte man versuchen können, das Eismeer auszuschöpfen. Die Sache begann bedenklich auszusehen. Immer fester bohrte sich die tiefliegende Spitze in die Wellenberge; immer schneller ging die Fahrt, gerade in die Zähne des rauhen, schneidenden Windes.

Doch ganz plötzlich ließ der Druck auf der Leine wieder nach, und die Spitze des Bootes richtete sich mit einem Ruck auf.

„Haul line! Haul line! Holt an der Leine, ihr Ölgötzen!“ brüllte der Steuermann.

Und wir holten an der Leine, Hand über Hand, bis uns der Schweiß von der Stirne rann. Faden um Faden kam an Bord, aber mit jedem Faden wurde das Gesicht des Steuermanns länger, und als dann gar die Harpune minus Walfisch heraufkam, da kannte seine Wut keine Grenzen mehr. Ihm, der sonst nie ein Wort zuviel redete, flossen nun auf einmal die Worte vom Munde, während er sich der Verlästerung aller Heiligen im Kalender schuldig machte. Herausfordernd sah er uns alle der Reihe nach an: „Ich hab's schon immer gesagt, ich habe kein Glück auf dieser Reise! Irgendein Jonas sitzt hier in diesem Boot!“

Noch hatten wir uns nicht von unserer Verblüffung erholt, als Mr. Johnsons Boot in nächster Nähe auftauchte. Es war offenbar ebenfalls „fest“, denn Segel und Mast waren verstaut,

und mit hart auf dem Wasser liegender Spitze pflügte es mit großer Schnelligkeit durch die Wellen. Der im Achterteil sitzende Bootsteurer gab mit der blauen Bootsflagge (»wheft« nennt sie der Walfischfänger) allerlei Signale, von denen ich nichts verstand.

„Pull away!" rief unser Steuermann, und wir legten uns an die Riemen und pullten aus Leibeskräften, um dem andern Boot den Weg abzuschneiden. Als wir beinahe längsseit waren, wurde uns das Ende einer Leine zugeworfen, das Sam an das Ende unserer eigenen Leine anspleißte. Schmunzelnd vor Befriedigung in seiner Würde als Retter in der Not hatte Mr. Lee die Leine des anderen Bootes übernommen, aber wie auch die unsere zusehends abnahm und die Schnelligkeit in der Fahrt noch immer nicht geringer werden wollte, da war es mit dem Schmunzeln bald zu Ende. Verzweifelt signalisierte er nach einem der anderen Boote, damit dieses ihm mit seiner Leine zu Hilfe käme. Aber sie waren alle zu weit entfernt, um noch rechtzeitig anzukommen.

Das Anspleißen der Leine von einem Boot zum anderen ist ein beim Walfischfang häufig angewandtes Verfahren. Oftmals laufen die Leinen von zwei oder drei Booten aus, ehe der Walfisch wieder zur Oberfläche kommt. Wenn man den Erzählungen alter Walfischfänger glauben darf, so ist es schon vorgekommen, daß Walfische mit allen fünf Bootsleinen das Weite gesucht haben. Aber ich müßte dies doch erst gesehen haben, ehe ich es glaube. Wenn man bedenkt, daß es sich hier um etwa vier Kilometer nasser Leine handelt, so schmecken diese Angaben sehr nach Jägerlatein. Zuweilen kommt es vor, daß die Leine eines Bootes ausläuft, ehe ein anderes zur Stelle ist. Da bleibt denn nichts anderes übrig, als einen mit Luft aufgeblasenen Ballon aus Seehundfell als Boje an das überbordgehende Ende zu befestigen und es dem Zufall zu überlassen, ob man sie wieder findet.

Schon war Sam dabei, die Vorbereitungen für diese letztere Möglichkeit zu treffen, als der Walfisch etwa eine Viertelmeile voraus „Wasser brach", wie der Fachausdruck lautet. Er schien noch unverletzt, denn er spautete hell und klar, und die temperamentvolle Art und Weise, mit der er mit der großen Fluke um sich schlug, ließ auch nicht auf eine Abnahme der Lebensgeister schließen. Glücklicherweise befand sich in nächster Nähe noch ein anderes Boot, von dem er mit besserem Erfolge angegriffen wurde, denn er zeigte bald die »rote Flagge«. Fast zu gleicher Zeit ging das Ende unserer Leine über Bord. Als wir auf dem Kampfplatz anlangten, war der Walfisch schon in den glücklichen Jagdgründen angelangt und die See ringsum war rot von Blut.

In der Hitze des Gefechts waren wir mehrere Meilen weit von dem Schiff abgetrieben worden, das jetzt nur noch als ein kleiner schwarzer Fleck am Horizont zu sehen war. Und nun hieß es warten — lange und geduldig warten — bis es sich, gegen Wind und See ankämpfend, zu uns herangearbeitet hatte. Länger als eine Stunde tanzten und schaukelten die fünf Boote um den regungslosen Körper der toten Bestie. Jetzt, nachdem die Erregung der Jagd vorüber war, begann sich der eisige Wind doppelt unangenehm bemerkbar zu machen. Nirgends kann man so entsetzlich frieren wie in einem offenen Boot! Mir war, als ob das Schiff niemals näherkommen wollte, ja, als ob es sich mit jeder Minute weiter entfernte.

Endlich — ich hätte nie gedacht, daß ich den »Bowhead« einmal so gerne sehen würde — konnten wir die Leinen an Bord bringen und die Boote aufheißen. In der schon früher beschriebenen Weise wurde die Beute alsdann mit Ketten und Fallen längsseit festgemacht.

Aber diese Arbeit war diesmal nicht so einfach wie damals in der Beringstraße. Es ist etwas Unheimliches, bei einer derartig hochgehenden See einen Walfisch längsseit zu haben. Bei jedem Überholen des Schiffes reißt und zerrt er an den schweren

Ketten und Tauen, als ob er sie mitsamt den Decksplanken herausreißen wollte, und die mächtigen Talljen, die von der Takelage herunterlaufen, schreien und krächzen und zerren an den Rahen, so daß man glauben könnte, sie würden im nächsten Augenblick das ganze luftige Gebäude der Takelage mit sich in die Tiefe reißen.

Ein gefährlicher Posten ist dann der Aufenthalt auf dem außenbords über dem Körper des Walfisches aufgeschlagenen Stelling, von wo die Steuerleute mit ihren langen Spaten den Speck losstechen. Schon bei ruhiger See ist dies eine Arbeit, die große Aufmerksamkeit erfordert, wenn man nicht von der schmalen Planke rückwärts ins Wasser gefegt werden will; aber bei hochgehender See ist sie im höchsten Grade lebensgefährlich, weil man in keinem Augenblick vor den Sturzseen sicher ist. Die dort arbeitenden Leute müssen in solider Weise am Geländer des Stellings festgelascht werden.

Des ungünstigen Wetters wegen nahmen wir diesmal nur den Kopf, und den Rest überließen wir den Seemöwen. Schon während der ganzen Arbeit hatten diese beutegierigen Gesellen schreiend und kreischend in immer größeren Scharen das Schiff umkreist, und nun, wo die losgetrennte Masse des Körpers achteraus getrieben kam, da fielen sie wie eine weiße Wolke darüber her und rissen und zerrten gierig an dem großen Fleischhaufen und rauften miteinander um die einzelnen Stücke, als ob es nicht übergenug der Mahlzeit für alle wäre. Und wenn eine mit einem besonders großen Stück im Schnabel davonflog, da kannten sich die anderen nicht mehr vor Neid. Sie ließen ihre Mahlzeit im Stich und verfolgten die Glückliche. Und wenn dann zuguterletzt der große Fetzen ins Wasser fiel, da kreischten alle laut und häßlich, weil sie sich darüber ärgerten, daß nun keiner etwas hatte.

Genau so tun es die Menschen auch.

Während der Nacht waren wir beim Scheine der wild-

flackernden Pechfackeln mit der Zerlegung des Kopfes beschäftigt, und erst als der Morgen dämmerte, war das Verdeck wieder so weit klar, daß die Wache an Deck den Rest der Arbeit allein bewältigen konnte. Die Steuerbordwache aber war frei, und ich freute mich schon auf den wohlverdienten Schlaf. Aber kaum hatte ich meine müden Glieder in der Koje ausgestreckt, als draußen schon wieder der alte Schlachtruf ertönte: „Ah blo—o—o—ow!“

Er kam sehr zu ungelegener Zeit, und ich versuchte mir einzureden, daß es nur eine Suggestion von mir gewesen sei, aber schon erschien Mr. Johnson auf der Bildfläche, und der war keine Suggestion.

„Was gibt's da unten?“ polterte er. „Marsch, in die Boote, ehe ich euch Beine mache!“

Es war ein überwältigender Anblick, der droben an Deck unser wartete. Gerade ging die Sonne auf, und in der langen, glitzernden Straße, die ihr heller Schein durch die blaue Wasserfläche zog, war es lebendig von vielen dünnen, kurz aufschießenden Spauts der Walfische. Selbst ich mit meinen schlechten Augen konnte Dutzende davon auf einmal sehen. Das war ein Anblick, der selbst bei einem ganz neugebackenen Walfischfänger die Jagdlust im Augenblick über die Müdigkeit triumphieren ließ. Noch nie zuvor waren die fünf Boote so schnell zu Wasser gekommen.

Da die »Schule« ein gutes Stück Wegs im Luv des Schiffes gesichtet worden war, mußten wir lange gegen den Wind aufkreuzen, aber die Walfische schienen glücklicherweise keine Gefahr zu wittern. In großen Kreisen bewegten sie sich immer um dasselbe Gebiet, dünn und niedrig spautend, ein untrügliches Zeichen dafür, daß sie sich durchaus nicht beunruhigt fühlten. Wir machten uns sogleich an eine mächtige Kuh heran, die still und regungslos, wie ein Felsen, im Wasser lag. Mit gewohnter Meisterschaft rannte Sam seine beiden Eisen in die schwarze

Masse, während wir über das Schwanzende des breiten Rückens hinüberglitten. Ein boshafter Schlag mit der Fluke, dem wir nur um Haaresbreite entgingen, quittierte für die empfangene Lektion, und dann ging es hinter der laufenden Leine her in gewohnter Geschwindigkeit. Und doch verlief diese Jagd wieder ganz anders wie die beiden vorhergehenden. Kaum hatten wir den Mast aus dem Wege geschafft und die Riemen zur Hand genommen, als der Druck auf der Leine nachließ. Mit verblüfften Gesichtern schauten wir einander an, denn wir glaubten nicht anders, als daß auch diesmal wieder das Eisen herausgerissen wäre. Doch der gewaltige Fluch erstarb auf den Lippen des Steuermanns, als unser Walfisch kaum fünfzig Faden voraus zur Oberfläche kam. Allem Anschein nach war er bereits tödlich getroffen, denn er zeigte schon die rote Flagge. Mächtige Blutströme entfuhren röchelnd dem Spautloch.

„Starn all! Starn all!“ brüllten Sam und der Steuermann zugleich. Das geübte Auge der beiden hatte den Beginn des Todeskampfes — der berüchtigten „flurry“ — erkannt.

„Starn all! Starn all!“ schrie der Steuermann wieder und wieder mit gellender Stimme. Und wir alle arbeiteten wie die Sklaven, um aus dem Bereich des Ungeheuers herauszukommen.

Und wahrlich, es war uns geraten, so schnell wie möglich den Rückzug anzutreten, denn es war ein wüster Hexensabbat, den wir nun aus sicherer Entfernung mit grausiger Bewunderung anstaunten. Kein Gebild von Menschenhand hätte den wütenden Schwanzschlägen und den grotesken Luftsprüngen standgehalten, die das todwunde Tier aufführte, während es in immer engeren Kreisen um dieselbe Stelle raste. Plötzlich, mit einem letzten Aufflackern des verschwindenden Lebens, schoß es beinahe in seiner ganzen Länge aus dem Wasser und stürzte sich dann kopfüber in die Tiefe. — Bald darauf kam der tote Körper wieder zur Oberfläche — ein willenloses Spiel der Wellen, die leise murmelnd darüber hinwegliefen.

Die ganze Jagd hatte kaum mehr als eine Viertelstunde in Anspruch genommen. Es war alles so schnell und programmmäßig verlaufen, so nüchtern und so selbstverständlich, daß darüber gar keine Begeisterung aufkommen konnte. „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen." Ich konnte es noch gar nicht fassen, daß das mächtige Tier wirklich schon tot sein sollte. Viel natürlicher wäre es mir vorgekommen, wenn der große runde Kopf noch einmal mit einem Wutgebrüll auf uns losgestürmt wäre.

Indes — es hatte wohl seine Richtigkeit mit dem toten Walfisch. — Wir hatten nun nichts mehr zu tun, als zu warten, bis das Schiff sich herangearbeitet hatte und inzwischen so gut wie möglich noch etwas von dem versäumten Schlaf nachzuholen.

Und während wir so, halb wachend, halb schlafend, im Boot saßen, da ging der Tod um ein Haarbreit an uns vorüber. Als nämlich Mr. Johnson, wie üblich, mit dem langen Spaten die Fluke durchstechen wollte, um die Leine daran festzumachen, da schlug sie ihm mit einer letzten Zuckung den Spaten aus der Hand und sandte ihn sausend wie einen Pfeil über zwei Boote, hart an dem Kopf eines Portugiesen vorbei, bis er zitternd in einer der Ruderbänke des dritten Bootes stecken blieb. Mag man mich einen Hasenfuß schelten, aber ich gestehe, daß mir der Schrecken in alle Glieder gefahren ist und daß ich immer noch ein merkwürdiges Zittern in den Beinen verspürte, als ich längst schon wieder an Deck angelangt war.

Der Walfisch war übrigens ein kapitaler Fang; bei weitem der größte, den wir auf der ganzen Reise erbeutet haben. Reichlich 2500 Pfund Fischbein.

Der Kapitän rieb sich schmunzelnd die Hände, und Mr. Johnson zeigte beinahe ein freundliches Gesicht. Aber unser Glück hatte sich damit auch für eine Weile erschöpft. Während der folgenden vierzehn Tage, die wir vor der Küste von Bankslland zubrachten, wurden wir von einer Musterkarte aller

Mißgeschicke verfolgt. Bald trieben wir tagelang in einem dicken Nebel, bald waren wir hart und fest im Packeis eingeschlossen, bald war es so windstill, daß es nicht möglich war, an die Beute heranzukommen, wenn man sich auch mitten in einer »Schule« befand. Und wenn es wirklich einmal gelang, an einem Walfisch festzumachen, dann riß die Harpune heraus oder die Bestie rannte unter das Eis, und man mußte die Leine kappen, damit das Boot nicht erdrückt werde.

Und ringsum nur immer die schweigende Wildnis. Das graue Meer, der graue Himmel und die graue, düstere Küste, die fern im Norden das Bild begrenzte. Nur zuweilen kam eins der anderen Schiffe in Sicht. Das war dann jedesmal ein großes Ereignis. Wenn das fremde Schiff nahe genug war, stellte sich der Kapitän mit dem Sprachrohr auf das Dach des Ruderhauses, und alles lauschte in atemloser Spannung.

„Wie viele Walfische habt ihr?" schallte seine gewaltige Stimme über das Wasser.

„Wir haben fünf — sechs — zehn!" kam es von drüben wie ein helles, dünnes Echo, und wie viel habt ihr?"

Peinliche Frage!

„Nichts, absolut nichts! Keinen Spaut gesehen seit unserer letzten Begegnung. Verfluchtes Glück habt ihr — beim heiligen Jonas!"

Und dann fluchte er grimmig vor sich hin und murmelte etwas von Leuten, die mehr Glück haben als Verstand.

Ja, das Glück! Niemand verehrt diese launische Göttin so sehr wie der Walfischfänger. Aber bei seinen Mitmenschen, auf anderen Schiffen, mag er sie nicht leiden.

Was mich anbetrifft, so war es mir im Grunde genommen, ganz gleichgültig, ob wir Walfische fingen oder nicht. Es bereitete mir sogar eine nicht geringe Schadenfreude, wenn der Kapitän auch seine Sorgen hatte. Und wie ich, so dachten alle Mitbewohner des Mannschaftslogis. Trotzdem wäre uns etwas

mehr Glück willkommen gewesen, denn die böse Laune unserer Vorgesetzten lastete schwer auf dem ganzen Schiffe. Es gehört nun einmal zum Wesen der Disziplin, daß die aufgespeicherte Elektrizität sich von oben nach unten entlade.

Darum waren wir alle froh, als wir endlich diesen ungastlichen Gewässern den Rücken kehrten und die Reise in östlicher Richtung fortsetzten. Entlang der Küsten von Prinz-Albert- und Wollastonland segelten wir nach der Dolphinstraße, wo es uns gelang, bei völliger Windstille noch einen weiteren Walfisch zu erlegen.

Die Saison ging nun mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen. Die Nächte wurden lang und kalt, und die Nordlichter flackerten am Himmel. Bei stillem Wetter begann sich eine dünne Haut von jungem Eis zu bilden, die uns daran erinnerte, daß es Zeit war, nach unserer Winterheimat zurückzukehren, wenn wir nicht vorher vom Winter überrascht werden wollten. Wir freuten uns auf diese Stunde, denn das Wetter war denkbar schlecht.

Glücklicherweise hatten wir durch die längeren Nächte wenigstens ein paar Stunden Ruhe, denn so lange das Tageslicht am Himmel stand, war man keinen Augenblick sicher vor dem schrecklichen „blo—o—ow". Dann hieß es bei jedem Wetter: „Steht bei den Booten!" Zuweilen rief uns die Flagge am Heck schon nach einer halben Stunde wieder zurück. Oftmals aber dauerte es zehn und mehr Stunden, ehe wir müde und hungrig und halbtot vor Kälte wieder an Bord kamen.

Glücklich der, dem es gelang, unter vierundzwanzig Stunden deren vier eines wohlverdienten Schlafes zu erhaschen — und dann war es nur ein gelegentliches Hindämmern in Ölzeug und voller Bekleidung. Manchmal aber kamen Stunden, wo die Müdigkeit trotz allem triumphierte, wo sich der Schlaf mit demokratischer Unparteilichkeit wie ein Bleigewicht auf alle legte, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen. Dann waren für

uns weder Walfische noch sonst etwas vorhanden. Das Schiff wurde beigedreht, das Ruder festgelascht, und alle Mann erfreuten sich an einem gesunden Schlaf, während der »Bowhead« führerlos weitertrieb wie ein richtiger fliegender Holländer.

„No helmsman steered
The ship went on
Ond ne'er a wind abeam to blow." —

Aber in allen diesen Zeiten mit ihren übermenschlichen Anstrengungen hat man nichts von Krankheit an Bord des »Bowhead« gehört. Alle derartigen Gelüste wurden im Keime erstickt unter dem schweren Schritt einer eisernen Disziplin. Es war anders als auf den großen Segelschiffen von heutzutage, wo das Kranksein mindestens einmal pro Reise als geheiligtes Vorrecht eines jeden Seemannes gilt. —

Von den anderen Schiffen sahen wir nichts mehr; sie hatten alle schon die Heimreise angetreten und uns allein in dem weiten Eismeer zurückgelassen. Ganz spät, als wir ihn schon über alle Berge glaubten, kam noch einmal der »Alexander«, der unserer Schiffsgesellschaft gehörte, in Sicht. In einer offenen Bai vor der Küste von Prinz Albert-Land ging er vor Anker, und wir brachten mit den Booten unser Fischbein dort an Bord. Bei der hohen Dünung entlang der Küste war es kein leichtes Geschäft, und der Kapitän verfolgte jedes einzelne der Boote mit Argusaugen, weil er ein Kentern befürchtete. Aber es war nur das wertvolle Fischbein, das seine Seele zittern machte.

Kaum war die kostbare Fracht an Bord, da setzte das andere Schiff alle Segel, braßte die Rahen vor dem steifen Nordost, und in schneller Fahrt entschwand es unseren Blicken. Heimwärts. Nach San Francisko!

Immer wieder mußte ich dem entschwindenden Fahrzeug nachsehen, bis die hellen Segel nur noch als ein kleines, weißes Wölkchen auf der endlosen Wasserfläche zu bemerken waren.

Die Glücklichen! In wenigen Monaten waren sie wieder im sonnigen Kalifornien!

Wenige Tage später kamen wir wieder vor der Herschelinsel an. Wir fühlten uns wohl und geborgen, als wir in der kleinen, aber sicheren Bai angelangt waren und die schwere Ankerkette rasselnd durch die Klüsen schoß. Es war mir wie aus dem Herzen gesprochen, als ich jemand neben mir sagen hörte: „It is like coming home!“ Es ist, als ob man nach Hause käme!

Mit diesem Augenblick — das fühlte ich unwillkürlich — hatte ein neuer Abschnitt in unserem Leben begonnen; aber wie das neu beginnende Leben geartet sein würde, davon hatte ich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung, trotz der vielen Belehrungen, die ich darüber erhalten hatte. Nach Berichten von Nordpolexpeditionen, die mir noch aus den heißverschlungnen Erzählungen vergangener Schulbubenzeiten vorschwebten, stellte ich mir solche arktische Winternacht als ein einziges Dolce far niente vor, obwohl die Gestalt Mr. Johnsons nicht recht in dieses Idyll hineinzupassen schien. Was sollte es denn zu tun geben, wenn das Schiff fest lag und es ohnehin zu dunkel war, um eine namhafte Arbeit zu verrichten? Der alte Schneeball hatte mich zwar schon etwas aufgeklärt in dieser Hinsicht: „Was es im Winter zu tun gibt?“ hatte er spöttisch gefragt, „das laß du ruhig Mr. Johnsons Sorge sein! Der wird schon etwas für euch finden, damit ihr keine Langeweile bekommt!“

Und es sah fast so aus, als ob er recht behielte. Wieder wurden Kisten und Ballen umhergeschleppt, und Mr. Johnson stand dabei und trieb zur Eile an, als ob wir nicht zehn Monate Zeit für diese Dinge hätten. Dann wurde die Fangausrüstung aus den Booten herausgenommen, diese mit Sägen und Äxten versehen, und von neuem dampften wir ins Meer hinaus.

Vor der flachen Küste des Festlandes, gegenüber der Insel, gingen wir vor Anker und machten die Boote klar, um eine Ladung des umherliegenden Treibholzes zu übernehmen. Zwei

Tage lang arbeiteten wir unaufhörlich, während lange Züge von Wildenten mit höhnischem Geschnatter über uns weg nach Süden zogen. Ach, wer doch mit ihnen fliegen könnte! Nachdem jedes verfügbare Plätzchen mit Holz ausgefüllt war, traten wir wieder die Heimreise an, während welcher wir öfters beinahe festgehalten wurden in dem jungen Eis, das auf dem Wasser lag.

Als wir wieder in der Bai angelangt waren, wurden die Holzvorräte am Strand aufgeschichtet, und dann ging es ans Begraben der Boote. Das ist der letzte Akt der Saison und der offizielle Beginn des Winters. Sobald das Eis in der Bai genügend Tragkraft hatte, wurden alle fünf Boote an Land geschafft und dort am Strand kieloben nebeneinander aufgestellt und mit Sand zugedeckt.

Ja, nun war kein Zweifel mehr möglich — ein langer, harter Winter stand uns bevor. Vorbei waren die Träume und Hoffnungen auf baldige Rückkehr. Vergraben, wie die Boote im Sande.

Winternacht auf der Herschelinsel.

Herbststürme. — Ein Ausflug ins Innere. — Wir werden wieder zu Landratten. — Winterarbeit. — Das kostbare Trinkwasser. — Unser Schneehaus. — Die unpopuläre Reise mit dem Hundeschlitten. — Ein Kapitel über Schlittenhunde. — Beginn der Winternacht. — Seltsame Landschaftsbilder. — Barbarische Kälte. — Arktische Damenschneider. — Nunatamen und Kangmaleks — eine gemischte Rasse. — Besuch im Schneehaus. — Die »Penelope«: der Stolz der Eskimos. — Ein harmloser Pirat. — Traurige Weihnachten. — Der stimmungsvolle Kirchhof.

Wie überall auf der Erde, so ist auch im Eismeer die Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Zeit der Stürme. Und fast schien es, als ob sie in diesem Jahre zu ihrem gewohnten Ungestüm noch ein Übriges tun wollte. Während des ganzen Monats September heulten die Stürme bald aus Nordwest, bald aus

Nordost und begruben alles ringsum tiefer und tiefer in dem weißen Schnee.

Aber das schlechte Wetter durfte uns in unserer Arbeit nicht aufhalten, denn es galt, das Schiff für die Winternacht herzurichten, ehe uns die große Kälte daran verhinderte. Zunächst mußte das Deckhaus errichtet werden, ein aus mitgebrachten Brettern roh gezimmertes Haus, das von der Back bis zum Achterdeck über das ganze Großdeck reichte. Es war natürlich nur eine notdürftige Behausung, die einen gewissen Schutz gegen den eisigen Wind und den treibenden Schnee gewähren sollte. Das Dach bestand aus den großen Segeln, die über den nach vorn geschafften Besanbaum gespannt waren. Wenige Tage nach dem Einfrieren des Schiffes war diese Arbeit beendet, und wir konnten nun an die eigentliche Winterarbeit denken.

Es war an einem trüben, rauhen Oktobertage, als die ganze Mannschaft, wohlausgerüstet mit großen, ungeschlachten Sägen und mit den langstieligen »Gaffhooks«, die man beim Zerlegen des Walfisches gebraucht, über Land zog. Wieder einmal tappte ich blindlings hinter der Herde her und wunderte mich, was man wohl jetzt mit mir anfangen würde. Zunächst erstiegen wir eine im Hintergrund der Bai gelegene Anhöhe. Es kostete manchen Schweißtropfen, bis alle oben angelangt waren, denn der Berg war steil und die Seebeine revoltierten energisch gegen die ungewohnte Zumutung. Aber die Aussicht allein, die man dort oben genoß, entschädigte reichlich für die Anstrengung. Tief unten lag das Schiff wie ein winziger schwarzer Käfer am Rande der endlosen Eisfläche, und vor uns erstreckte sich ein welliges Hügelland. In den Talmulden lag der Schnee in mächtigen Bänken aufgeschichtet, während auf den Kämmen der Hügel, wo der Wind freies Spiel hatte, noch überall die steifen Gräser unter der weißen Decke hervorschauten. Indes — der Aussicht zuliebe waren wir sicherlich nicht heraufgekommen. Nachdem

alle Nachzügler angekommen waren, ging es weiter querfeldein durch den knietiefen Schnee, bis wir die glatte Eisfläche eines großen Teichs erreichten. Das war unser Ziel. Hier sollten wir das Trinkwassereis für den Winter schneiden. Wir machten uns mit Feuereifer an die Arbeit, denn Mr. Johnson, der die Aufsicht führte, hatte nicht verfehlt, uns gleich am Anfang auseinanderzusetzen, daß er nicht vom Platze weichen wollte, ehe der ganze Vorrat geschnitten und an Land geholt wäre. Und wir wußten, daß Mr. Johnson ein solches Gelübde nicht um der bloßen Rede willen abzulegen pflegte. Dort oben kam mir zum erstenmal zum Bewußtsein, was es bedeutet, in der eisigen Kälte eines arktischen Wintertages eine schwere Arbeit zu verrichten. Die Temperatur — es mochten wohl zwanzig Grad unter Null gewesen sein — war erbärmlich rauh, und die leichte Brise, die bald aus Norden, bald aus Nordosten wehte, machte die Kälte nur noch fühlbarer. Die Luft war dick und diesig, und die Sonne, die so kalt und lieblos durch den dicken Schleier hindurchschimmerte, war rings umgeben von einem weiten, frostigen Hof, an dessen Peripherie zwei eigentümliche Nebensonnen standen — eine Erscheinung, die sich im Herbst und Frühling an besonders frostigen Tagen zeigt und die der Seemann »Sonnenhunde« nennt.

War es schon eine Arbeit, die bereits zwei Fuß dicke Eisdecke zu durchsägen, so war dies doch ein Kinderspiel im Vergleich zu der Mühe, die es verursachte, die Stücke herauszufischen und am Ufer aufzustapeln. Die »Gaffhooks«, die man dazu verwendete, waren bald nur noch ein dicker Eisklumpen. Wir vollbrachten ein großes Tagewerk. Mr. Johnson machte beinahe eine befriedigte Miene, als seine kleinen, grünen Augen über die mit der Kante nebeneinander aufgestellten Eisstücke wanderten, die wie eine lange, dunkle Reihe Soldaten in der weißen, mondbeschienenen Landschaft dastanden. Er meinte auch etwas mürrisch, daß wir heute nicht ganz so faul und nichts-

nutzig wie sonst gewesen seien — die höchste Skala des Lobes, zu der der Gestrenge sich aufzuschwingen vermochte. Bei völliger Dunkelheit erreichten wir endlich wieder das Schiff.

Von jetzt ab begann das regelrechte Winterleben. Über unsere seemännische Vergangenheit war der Schwamm gegangen, und wir hatten uns wieder in richtige Landratten mit einem geregelten Arbeitspensum verwandelt. Von dem Leben und besonders von der Arbeit an Bord eines eingefrorenen Schiffes während der Winternacht pflegt sich der Laie meist sehr wunderliche Vorstellungen zu machen. Was sollte es auch zu tun geben, wenn das Schiff in sicherem Hafen eingefroren ist? Oder was könnte man arbeiten, zu einer Jahreszeit, in der man tagaus, tagein vor Dunkelheit die Hand nicht vor den Augen sieht? Man vergräbt sich also gleich einem Bär oder einem Murmeltier in seiner Koje und schläft durch die lange Winternacht der lieben Sonne entgegen!

Gegen solch irrige Auffassung rufe ich Mr. Johnson als Zeugen auf. Unter seiner Aufsicht hat es an Bord des »Bowhead« nie an Arbeit gefehlt, und die Disziplin wurde selbst in den dunkelsten Tagen stets auf einem hohen Grad der Vollkommenheit gehalten. Und das war gut so, denn wer wollte durch all die langen, gleichmäßig dahinfließenden Monate, ohne die geringste Anregung von außen, seine Gemütsruhe bewahren, wenn ihm nicht die Rettung in Gestalt einer geregelten Tätigkeit zur Seite stünde! Und dann ist die körperliche Arbeit auch das einzige wirksame Gegenmittel gegen die schlimmste Geißel aller Eismeerfahrer: den Skorbut. Wohl liegt der erste Keim dieser entsetzlichen Krankheit in dem Mangel an frischen Nahrungsmitteln, aber einen günstigen Nährboden findet sie nur in dem stagnierenden Blut eines durch ungenügende Tätigkeit erschlafften Körpers.

Und die umgebenden Umstände sorgten während des ganzen Winters für die nötige Tätigkeit. Für jemand, bei dem

die Trinkwasserfrage zeitlebens mit dem Gang zum Wasserhahn erledigt war, klingt es fast unglaublich, daß fast alle unsere laufenden Arbeiten in den Winterquartieren sich allein um diese Frage drehten. Nicht weniger als sechzehn Mann wurden der „Eismannschaft" zugeteilt. Sie hatten weiter nichts zu tun, als täglich zweimal den großen Schlitten über die Hügel nach dem fernen Eissee zu ziehen und von dort im Laufe der Zeit das Frischwassereis, das wir an jenem kalten Oktobertag geschnitten hatten, nach dem Schiff zu bringen. Alle übrige Arbeit an Bord oder in der Umgebung des Schiffes war der „Schiffsmannschaft" vorbehalten. Es war weder eine Ehre, noch ein Vergnügen, zu diesem letztgenannten Teil der Besatzung zu gehören, und darum setzte sie sich zusammen aus denen, die keine Gnade fanden vor den Augen der gestrengen Vorgesetzten. Selbstverständlich befand sich auch meine Wenigkeit darunter, nebst dem anderen Deutschen — man hatte uns das Abenteuer in der Beringsstraße nicht vergessen. Als dritter gehörte dazu ein durchtriebener Jüngling namens John aus Boston und zwei Eskimos, die wir Jack und Joe getauft hatten. Wir waren die »Mädchen für alles«, und man verwendete uns zu den unglaublichsten Arbeiten. Unsere erste Aufgabe war, das Schiff mit einem Schneewall zu umgeben. Die Sache war durchaus nicht so einfach, wie man annehmen sollte. Es vergingen Wochen, ehe wir damit fertig waren. Da die umgebenden Schneebänke, aus denen das Rohmaterial gewonnen wird, stets hart gefroren sind, müssen sie mit der Säge bearbeitet und der Schnee in Würfeln von etwa einem Kubikmeter Größe nach dem Schiff gebracht werden, wo diese von einem als Architekt abkommandierten Bootsteurer geformt und beschnitten, und dann in kunstgerechter Weise längs der Schiffsseite aufgebaut werden. In dieser Weise wird allmählich rings um das Schiff ein etwa zwei Meter dicker Wall aufgeschichtet, der bis zur Höhe des Hausdachs reicht.

Mittschiffs führt ein breites, mit Schneemauern eingesäumtes Portal nach dem Innern der Festung. Denn wie eine Festung steht das Ganze da, wenigstens solange der treibende Schnee die festen Umrisse des künstlichen Baues noch nicht verwischt hat. Eine Märchenfestung aus Eis und Schnee. Anfang November war diese Arbeit beendet, und nun mochten unsertwegen die Winterstürme heranbrausen und ihre ohnmächtige Wut an den Masten und Rahen, Ketten und Tauen der hohen Takelage ausheulen! Wir waren gerüstet für ihr Erscheinen.

Nur hinten am Heck blieb eine Unterbrechung in der Schneemauer, denn dort mußte während des ganzen Winters ein etwa zwanzig Geviertmeter großes Loch im Eis offengehalten werden, um ein Zufrieren der Schiffsschraube zu verhindern. Dieses Loch — das Sternhole — war von Anbeginn unser Schmerzenskind. Mindestens dreimal in der Woche mußten wir uns mit Axt und Säge darüber hermachen, und während der kältesten Wochen, kurz nach der Wiederkehr der Sonne, mußte es sogar jeden Tag geschnitten werden. Um das Zufrieren wenigstens etwas zu verlangsamen, bauten wir ein großes Schneehaus darüber, aber nichtsdestoweniger war das unglückselige Loch stets dreißig bis fünfzig Zentimeter dick gefroren. Als der Frühling ins Land kam, türmte sich hinter dem Schiff ein ganzer Berg von Eis, den wir im Laufe des Winters herausbefördert hatten.

Man sollte meinen, daß die Temperatur auf einem derartig eingehausten Verdeck auf eine ganz behagliche Höhe steigen würde. Doch das war durchaus nicht der Fall; vielmehr herrschte dort während des ganzen Winters eine barbarische Kälte. Alles war hart und steif gefroren, und Dach und Wände waren mit einer dicken Reifschicht überzogen, bei deren Anblick es mich jedesmal mit einer Gänsehaut überlief. Nur der durch eine Bretterwand abgeteilte Achterteil des Deckhauses, von der Mitte der Großluke bis zum Rande des Achterdecks, war be-

wohnbar. Das war der »Bullroom«, der Salon des Schiffes. Hier hausten Steuerleute und Bootsteurer und andere Götter und Halbgötter aus dem Achterteile. Hier saßen Sam und Schneeball beim warmen Ofen und spannen lange Garne mit bedächtig abgewogenen Worten. Zuweilen dröhnte dort auch die sonore Stimme des Kapitäns, gleich dem Brüllen des Löwen unter der Schar der geängsteten Lämmer. Den sonderbaren Namen Bullroom — eine Verunstaltung des Wortes „boilroom" — hatte der Raum deshalb erhalten, weil hier das Frischwassereis geschmolzen wurde. In der Mitte waren zwei mächtige, aus leeren Petroleumtanks hergestellte Kessel aufgestellt, unter denen Tag und Nacht ein wohlgenährtes Feuer brannte. In dem einen Kessel wurde Eis zu Koch- und Trinkwasserzwecken geschmolzen, während in dem anderen das als Waschwasser dienende Schneewasser hergestellt wurde.

Geradezu ungeheuerlich war der Holzverbrauch dieser beiden Öfen, und es stellte sich bald heraus, daß der mitgebrachte Vorrat auch nicht annähernd imstande war, ihrem gesunden Appetit gerecht zu werden. Von nun ab wurde jeden Tag ein Hundeschlitten nach der Lagune geschickt, von wo wir im Herbst, kurz vor dem Einfrieren, die Holzladung an Bord gebracht hatten. Diese Schlittenpartien, die immer von einem Eskimo und einem Weißen begleitet werden mußten, waren nichts weniger als populär, denn der Holzplatz lag reichlich fünfzehn englische Meilen entfernt, was bei Hin- und Rückweg schon eine ganz ansehnliche Leistung war, ganz abgesehen davon, daß an Ort und Stelle das Holz erst mühsam unter dem Schnee hervorgeholt werden mußte. Von Rechts wegen sollte jedermann der Besatzung der Reihe nach mit dem Schlitten gehen, aber da gewöhnlich niemand wußte, an wem die Reihe war, so mußte Mr. Johnson ein Machtwort fällen, das dann immer zuungunsten derer ausfiel, die er am meisten liebte. So kam es, daß ich im Laufe des Winters sehr, sehr oft nach dem Holzplatz

an der Lagune wandern mußte. Und ich ging nicht ungern. Es war eine Erlösung, für ein paar Stunden das verwünschte Schiff nicht mehr sehen zu müssen. Dafür nahm ich die Mehrarbeit gern in Kauf. Bei stillem Wetter war es sogar ein Genuß. Dann zündeten wir aus den trockenen Reisern dort draußen ein lustiges Feuer an und schauten den knisternden Flammen zu, wie sie in die stille, frostige Winternacht hinausleuchteten, und der Eskimo pflegte dann allerlei zu erzählen in seinem merkwürdigen Mischmasch von Eskimo und Pidgin-Englisch. Ein eigentümlicher Reiz liegt in solchen Erlebnissen. Aber es kamen auch Tage, die weniger beschaulich verliefen, Tage, an denen der Westwind wehte und man jeden Schritt des Weges gegen die schneidende Brise und den treibenden Schnee erkämpfen mußte. Und es gab Tage, an denen die Schlittenhunde außer Rand und Band waren und keine Peitsche die Autorität wieder herzustellen vermochte.

Ueberhaupt diese Eskimohunde! Für jeden Eskimo gilt der Glaube, daß Tornärsök, der leibhaftige Teufel, in der tückischen Seele dieser unberechenbaren Taugenichtse steckt; und ich will es gerne glauben. Während der Monate, die ich in Texas und Kalifornien bei den Farmern zubrachte, habe ich manchen Strauß mit störrischen, untraktierbaren Mauleseln zu bestehen gehabt, aber gegen die Eskimohunde sind diese alle Muster von Geduld und Fügsamkeit gewesen. Wir hatten über 50 Hunde an Bord; zum Teil wahre Prachtexemplare. Aber gerade diese letzteren waren den Eskimos abgegeben worden, die im Auftrage des Kapitäns auf die Jagd gingen, oder sie befanden sich mit den größeren Schlitten auf der Reise nach dem Inland, um das erbeutete Renntierfleisch nach dem Schiff zu bringen. So blieb nur eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von ausrangierten Kötern zurück, eine Art Hundespital, aus dem wir täglich die zehn bis zwölf brauchbarsten Exemplare herausſuchten, um sie am Holzschlitten

zu verwenden. Fast immer waren es dieselben Tiere. Da war Nammuk (der Eisbär), Natschick (der Seehund), Muktuk (der Schwarze), Taneg (der Weiße), ferner Tom, Dick und Bill. Da war ein rauflustiger Kunde mit zerzaustem Fell, fletschenden Zähnen und halb abgebissenen Ohren, den wir Teddy nannten. Ein anderer war um einen halben Kopf größer wie seine Kameraden. Er hatte häßliche, stechende Augen und einen Haarbüschel, der ihm fast bis auf die Schnauze herunterging. Diesen nannten wir Mr. Johnson. Kurzum, alle hatten ihre scharf ausgeprägte Eigenart, und nur in einem Punkt stimmten sie alle überein — in ihrem unüberwindlichen Widerwillen vor dem Holzschlitten. Sobald dieses Marterwerkzeug vor dem Schiff aufgefahren wurde, gab es ein allgemeines sauve qui peut. In gestrecktem Lauf rannten sie querfeldein, und nach wenigen Augenblicken war im weiten Umkreis kein Hund mehr zu sehen. Wollte man sich ihrer Dienste vergewissern, so mußte man sie schon Stunden vorher einzeln auf dem Eise fangen und im Deckhaus einsperren, aber selbst dann pflegten sie sich nicht kampflos zu ergeben. Sie verkrochen sich in die hintersten Winkel, zwischen die Holzhaufen, hinter das Ankerspill, auf das Dach der dry works (Kochkessel) und ließen sich von dort hervorzerren wie leblose Wesen.

Einmal hatte der geriebene Teddy sich auf irgendeine Weise das Bein verletzt und mußte von der Arbeit befreit werden. Von da ab hinkte er immer, sobald ihm jemand nahe kam. Als er aber merkte, daß diese Verstellung ihn nicht nur nichts nützte, sondern ihm noch furchtbare Schläge eintrug, da griff er zu einem Radikalmittel: er stellte sich tot! Man mochte ihn rütteln und schütteln — er rührte sich nicht, selbst temperamentvolle Fußtritte hatten keine Wirkung. Sobald aber seine Peiniger den Rücken wandten, suchte der „Tote" laut heulend das Weite.

Endlich hat man die ungebärdige Gesellschaft zu zwei und zwei an der Leine angeschirrt. „Gu, gu, Haui—i—i—i—!"

ruft der Führer und läßt die Peitsche knallend durch die Luft sausen. Fort geht die Reise.

Doch wir sind noch nicht am Ende der Widerwärtigkeiten. Wie auf Kommando laufen mit einem Male alle Hunde über- und untereinander weg und machen aus Geschirr und Leine einen gordischen Knoten. — Oder es ist wieder einmal Muktuk, in dessen Hundegehirn es aufdämmert, daß sein Nebenhund Nammuk sich lange nicht so kräftig ins Zeug legt wie er selber. Das verdient Strafe. Flugs packt er den Sünder beim Kragen und schüttelt ihn mit viel Temperament. Das ist das Signal eines wilden Kampfes aller gegen alle. Für eine Weile sieht man nur noch einen wirren Knäuel zottiger, blutbefleckter Felle, weiße Reihen fletschender Zähne und dazwischen zahllose kleine Hundefüße, die schnell wie ein Mühlrad durcheinanderwirbeln.

Doch wer vermöchte solch armem Eskimohund seine Ungebärdigkeit zu verdenken? Sein Leben ist nur Mühe und Arbeit und der Hungertod ist sein normales Ende. Und meistens dauert es auch nicht allzu lange, ehe ein gnädiger Tod ihn von seinen Leiden in diesem irdischen Jammertale erlöst. Von den fünfzig Hunden unseres Schiffes war bei Anbruch des Frühjahrs schon reichlich ein Viertel eingegangen. Namentlich auf den größeren Schlittenreisen nach dem Inlande werden die armen Geschöpfe entsetzlich mitgenommen. Wenn man die hungrige, abgemagerte Bande von solcher Expedition zurückkommen sieht, dann sollte man es nicht für möglich halten, daß es dieselben Tiere sind, die vor kurzem, mit bunten Bändern und klingenden Schellchen geschmückt, als lebhafte, übermütige Gesellschaft die Reise angetreten haben.

Allerdings erholen sie sich auch sehr schnell wieder und sehen nach einigen Tagen des Müßiggangs wieder so rund und wohlgenährt aus wie je zuvor. Wie diese urplötzliche Umwandlung bei den äußerst knappen Mahlzeiten vor sich geht, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Nur zwei- bis dreimal in der Woche ist

Fütterung der Raubtiere. Diese Stunde kennen die armen Geschöpfe ganz genau und begrüßen sie mit einem von Minute zu Minute lauter und kläglicher werdenden Geheul. Leider steht die erhoffte Mahlzeit in keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Aufwand an Lungenkraft. Aus einem Faß verfaulten Walfischspecks, der selbst bei der großen Kälte einen schauderhaften Gestank verbreitet, wird jedem Hund ein Stückchen von dem ekelhaften Stoff zugeworfen, das dieser (zuerst mit den Augen und dann mit dem Maul) gierig verschlingt. Kaum zwei Sekunden dauert die Mahlzeit, und die arme Seele hat wieder Ruhe für zwei bis drei Tage. Wer jetzt noch immer hungrig ist, der muß die Augen offen halten nach einer Gelegenheit zu einem Extraschmause. Und diese findet sich fast immer. Wehe dem Unvorsichtigen, der über Nacht eine Pelzjacke oder seine Stiefel im Bereich dieser Hundezähne zurückgelassen hat! Am nächsten Morgen sind sie längst den Weg alles Eßbaren gewandert. Das beliebteste Jagdgebiet waren jedoch die Abfallhaufen. Sobald sich Schneeball mit dem Mülleimer auf dem Eise sehen ließ, wurde es lebendig an allen Ecken. Was immer sich an Hunden in der Nähe herumtrieb, kam in rasender Karriere herbei und schnupperte in den frisch ausgeleerten Abfällen nach Kartoffelschalen und ähnlichen Leckerbissen. Wenn aber gar ein leibhaftiger Knochen dazwischen lag, da gab es um diesen kostbaren Preis eine glorreiche Rauferei unter der ganzen Gesellschaft.

Wie man sieht: eine ruppige, struppige, unappetitliche Gesellschaft. Und doch — wie manche Stunde des Trübsinns haben sie uns verscheucht! Ja, was würde der Mensch dort oben überhaupt anfangen ohne diese anspruchslosen, unterwürfigen Geschöpfe!

Doch genug von den Hunden. —

Ganz unversehens war der Winter in aller Strenge hereingebrochen. Immer kürzer wurden die Tage, immer matter

und kraftloser das Licht der Sonne, die nur noch zur Mittagszeit langsam und zögernd hinter der bläulichen Eisfläche hervorkam, die den Horizont im Südosten begrenzte. Übernatürlich groß schien der feurige Ball und blutigrot, wie das Bild eines kranken, verlöschenden Auges. Dann kam ein Novembertag, wo noch einmal um Mittag der oberste Rand der Feuerkugel über der Eisfläche auftauchte, um Abschied zu nehmen für zwei lange, lichtlose Monate. Die Winternacht hatte begonnen.

Für den, der es nicht miterlebt hat, ist es nicht möglich, sich einen richtigen Begriff davon zu machen, was man unter einer Polarnacht versteht. Sie ist durchaus nicht identisch mit dem Begriff der kohlpechrabenschwarzen Finsternis. Im Gegenteil! Wenn etwas an ihr imstande ist, dem Menschen als bleibende Erinnerung anzuhaften, so ist es das eigenartige Spiel des wechselnden Lichts. Es mag wohl die frostige Luft und die reflektierende Wirkung der grellen Schneedecke sein, die das Licht der zahllosen Gestirne so scharf und feurig erscheinen läßt. Selbst das Tageslicht war mit der Sonne noch lange nicht verschwunden. Zu Anfang der Nacht lag die Dämmerung täglich stundenlang über dem Horizont und tauchte den ganzen südlichen Himmel in glühende Farben von flammendem Rot und leuchtendem Blau, und selbst zur Zeit der Sonnenwende huschte um die Mittagsstunde ein verstohlener Streifen von fahlem Dämmerlicht durch das Dunkel der Nacht.

Ja, es ist wunderbar, das nördliche Eismeer, aber seine größten und schönsten Wunder enthüllt es nur dem, der sie mit den kalten Monaten der langen Winternacht bezahlen will.

Liegt es nicht nahe, daß der Mensch während der langen, einsamen Wintermonate auf allerlei wunderliche Ideen verfällt? So nur kann ich mir die Anziehungskraft erklären, die ein am Fuße der Landzunge steil ansteigender Hügel auf mich ausübte. Er war durchaus nicht leicht zu ersteigen, denn seine Seiten waren wild zerrissen von dem Wasser, das im Frühjahr

von dem Gipfel herunterrauschte, und der lose Schnee, der über den Schluchten und Rinnen lag, hat manche verräterische Fallbrücke, in der man bei der Dunkelheit gar leicht auf immer verschwinden könnte. Trotzdem erstieg ich fast täglich nach getaner Arbeit auf einige Minuten jenen einsamen, windgepeitschten Berggipfel. „Was der Mensch nur immer dort oben will?" pflegten die Leute zu sagen. „Er ist verrückt!" sagten einige, die mit einem Urteil über anderer Menschen Wunderlichkeiten stets schnell bei der Hand sind.

Was ich dort oben suchte? Wenn ich das nur selbst gewußt hätte! Es war wohl die wunderbar feierliche Stille, die es mir angetan hatte. Dort oben herrschte ein tiefes, andächtiges Schweigen, in dem selbst die Natur voll schaudernden Staunens den Atem anzuhalten schien. Der Himmel war rein und klar. Nicht das kleinste Wölkchen, nicht der feinste Nebel wagte die kalte Schönheit der flimmernden Sterne zu trüben. Es war, als ob die Winternacht mit ihren flammenden Nordlichtern und dem geisterhaften Mondschein einen lähmenden Bann über alles Leben geworfen hätte.

Wie weit man von dort oben sehen konnte! Wenn in hellen Mondnächten die scharfen, schwarzen Schlagschatten über dem wilden Geröll des festgefrorenen Packeises lagen, dann erblickte ich nur mit Schaudern zu meinen Füßen die endlose Eiswüste, in deren Mitte der »Bowhead« lag, als ein winziges Fleckchen Zivilisation, losgelöst von aller Verbindung mit der übrigen Welt, gleich einem Meteor, der von irgendwo im Weltenraum nach einer anderen Welt verschlagen wird. —

In allen diesen Monaten führte die Kälte ein strenges Regiment. Die Durchschnittstemperatur während der dunkelsten Tage betrug etwa dreißig Grad unter Null, und Ende Januar ging sie unter heftigen Schwankungen von zwanzig bis dreißig Grad nicht selten bis auf fünfzig Grad herab. Fünfzig Grad unter Null! Zu den wenigen Lehrsätzen, die an mir durch alle

Wechselfälle des Lebens von der Oberrealschule bis zum heutigen Tage haften geblieben sind, gehört auch der folgende: „Kälte ist nichts. Nur die Wärme ist Materie; und was wir als Kälte empfinden, das ist nur der Mangel an Wärme."

Das ist sehr einleuchtend, aber bei fünfzig Grad unter Null wäre man eher geneigt, das Gegenteil anzunehmen. Solche Temperatur hat Hand und Fuß. Sie verfolgt den Menschen wie ein Gespenst. Kaum ist der heiße Atem aus dem Munde, da fällt er knisternd wie Reif zu Boden. Die Augenbrauen sind im Nu weiß gepudert, und die Haare zerfilzen zu einer eisigen Kruste. Und wenn eine Brise weht, dann schneidet sie scharf wie Messer in die Haut. Hart und unerbittlich ist solche Kälte und straft die Leichtsinnigen mit erbarmungsloser Strenge. Aber sie ist auch falsch und hinterlistig. Sie überfällt den Wanderer wie der Dieb in der Nacht; sie legt sich um seine Stirn wie ein eiserner Reif; sie umgaukelt ihn mit tausend schönen Träumen, aus denen es kein Erwachen mehr gibt. Tausendmal flüstert sie ihrem Opfer zu: Schlafen — schlafen. Und ob dieser sich auch wehre mit aller Energie — das Verderben kommt immer näher. Die reifbeladenen Augenlider kleben zusammen. Einen Augenblick nur will er sich hinsetzen und ausruhen — um nicht wieder aufzustehen.

Gegen solche Kälte schützen natürlich nur die dicken, weichen Fellkleider der Eingeborenen. Mit dem Fortschreiten des Winters verschwand daher ein zivilisiertes Kleidungsstück nach dem andern, und bald war, wenigstens äußerlich, zwischen Weißen und Eskimos überhaupt kein Unterschied mehr zu bemerken. Wer gute und warme Kleider tragen wollte, der mußte sich mit den Eskimofrauen an Land gut stellen und sie stets reichlich mit Tabak versorgen. Sie arbeiteten nicht nur gut und solide, sondern auch mit Grazie und Eleganz, ganz im Gegensatz zu ihren Stammesgenossinnen an der Grönlandküste, die, wenigstens nach den Bildern zu urteilen, ganz unbeholfene,

schauderhaft plumpe Machwerke herstellen. Renntier- und Seehundfelle sind fast durchweg das Rohmaterial für diese Kleider, und nur ab und zu trifft man einen Stutzer — es gibt deren auch innerhalb des Polarkreises — der sich einen Anzug aus Wolwerien- oder Fuchsfellen bauen läßt. Der Hauptbestandteil der Kleidung ist das »Atiki«, eine Art weiter Überzieher, der mit einer wolfs- oder hundefellverbrämten Kapuze versehen ist, welche als Kopfbedeckung dient.

Es war höchst interessant, den Frauen bei ihren Näharbeiten zuzusehen. Das eine Ende der zu nähenden Fellstücke wird mit den Zähnen festgehalten, die eine Hand spannt die Stücke straff und die andere näht mit Renntiersehnen die beiden Teile Kante an Kante zusammen. Die Zähne sind überhaupt das Universalhandwerkszeug der Eskimofrau. Eine große Rolle spielen sie bei der Anfertigung der Stiefel (Kumaks). Die Winterstiefel sind aus Renntierfell und werden mit den Haaren getragen, aber das für die Sommerstiefel bestimmte Seehundfell muß mit den Zähnen solange geschabt und geknetet werden, bis es zu einem gänzlich haarlosen, wasserdichten Leder geworden ist. Die Sohlen dieser Stiefel werden aus dem dicken Fell der Walrosse und der weißen Walfische hergestellt. Dieser zähe Stoff ist natürlich im ursprünglichen Zustand gänzlich untraktierbar und wird deshalb zuerst in einer nicht näher zu beschreibenden Flüssigkeit aufgeweicht und dann mit den Zähnen gestreckt. Bei solch ausgiebigem Gebrauch und Mißbrauch unterliegt dieses unentbehrliche Handwerkszeug naturgemäß einer schnellen Abnützung, so daß es schon in den mittleren Jahren bis auf wenige Stummel verschwunden ist. Das ist natürlich eine fatale Sache — eine »Wahini« ohne Zähne steht schon mit einem Fuß im Grabe. —

„Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft." Infolge dieser regen Handelsbeziehungen entwickelte sich allmählich ein intimes Verhältnis zwischen Schiff und Land. Es war eine

merkwürdige Gesellschaft, die sich dort niedergelassen hatte, eine Musterkarte aller Eskimos im nördlichen Eismeer. Außer den Kang Maleks, die als Ureinwohner hier hausten, waren noch andere Stämme durch die Schiffe im Laufe der Zeit heraufgebracht worden, so vor allem die Nunatamen, die bei Point Barrow zu Hause waren, und die Massinkas, die von der Beringstraße und den Orten längs der sibirischen Küste stammten. Ja, unter der jüngeren Generation gab es sogar nicht wenige mit einem ausgesprochen portugiesischen Einschlag.

Die auf der Herschelinsel ansässigen Eingeborenen sind in ihren Gewohnheiten nicht mehr so unverfälscht wie der „wilde", nomadenhaft umherschweifende Eskimo „vom Lande". Sie sind „reich"; sie sind wohlbestallte Hausbesitzer und denken gar nicht daran, wie die Zigeuner im Lande herumzuziehen. Freilich sind diese Häuser nur aus Treibholz errichtete Hütten, die zum Schutz gegen die Kälte bis zum Dach mit einem aus Erdschollen aufgebauten Hügel umgeben sind. Im Sommer, wenn der Schnee verschwunden ist, sieht es gar übel aus in der Umgebung dieser Hütten. Wertloser Krimskrams, leere Konservenbüchsen, zerbrochene Schlitten, tote Hunde liegen liederlich umher und verbreiten eine säuerlich duftende Atmosphäre der Fäulnis und Verwesung.

Der Besitzer flüchtet dann vor seiner eigenen Liederlichkeit und geht mit seinem Zelt irgendwo anders hin, in die „Sommerfrische", bis die Kälte den schlimmsten Gestank wieder aufgesogen und der gutmütige Schnee die häßliche Lotterwirtschaft mit einer weißen, winterlichen Decke zugedeckt hat. Während des Winters ist dann nichts mehr zu sehen als eine hohe, hartgefrorene Schneebank, und nur die dünne, bläuliche Rauchsäule, die über dem Gipfel des Schneehügels in die frostige Nachtluft aufsteigt, verrät die Anwesenheit einer menschlichen Behausung.

Es ist nicht leicht in solche Eskimohöhle hineinzugelangen.

Nachdem man den losen Schnee vor dem Eingang weggeschaufelt hat, kriecht man zwischen harten Schneemauern durch einen finsteren Tunnel, wobei man fortwährend über Hunde stolpert, die dafür mit grimmigem Knurren und Zähnefletschen quittieren. Endlich sind wir in dem dunkeln Wohnraum angelangt. Der einzige Ruhepunkt für das Auge ist ein mattrotes Licht, das irgendwo im Hintergrund mit stetiger Flamme brennt. Desto mehr gibt's zu riechen: eine dicke, muffige, tranige Atmosphäre. Erst allmählich, nachdem das Auge sich an die Finsternis gewöhnt hat, beginnen die einzelnen Gegenstände sich aus dem umgebenden Dunkel abzuheben. Es ist eine niedrige Behausung, denn ihre Höhe ist nur berechnet für die kleinen Eskimogestalten. Der ausgewachsene »Kabeluna« muß daher schon eine Verbeugung machen, wenn er verhindern will, daß er mit dem Kopf den Reif von der Decke fegt, der ihm dann eisig kalt über den Rücken rieselt. Mitten in der Decke befindet sich, genau wie in einer Schiffskabine, ein Decklicht, eine Art Fenster aus Eis, zuweilen auch aus einer dünnen, zähen Fischhaut. Ringsum, entlang der Wände, führt eine erhöhte Plattform, auf der Renntierfelle, Fischnetze, Kochtöpfe, Schneeschuhe, kleine Kinder und was sonst noch zum Haushalt gehört, in genialer Unordnung übereinander liegen. Auf der hinteren Plattform sitzt mit verkreuzten Beinen der Herr des Hauses und füllt seine Patronen oder flickt an einem Fischnetz. In einer anderen Ecke kauert seine bessere Hälfte und raucht bedächtig ihre Pfeife oder kaut Gummi, wenn sie nicht gerade mit Näh- oder Flickarbeiten beschäftigt ist.

In solch gemütsruhiger, idyllischer Weise verträumt der Eskimo seine Tage; ein freier Herr auf freiem Land, ein kleiner König in seinem kleinen Reich. Aber wie bei so manchem andern Freiherrn, so sind auch bei ihm der Stolz und die Freiheit die größten seiner Güter, und im übrigen kreist tagaus, tagein der hungrige Pleitegeier um seine bescheidene Wohnung.

Wenn man bei einem Menschen die Phrase vom Kampf ums Dasein mit Berechtigung anwenden kann, so gilt dies für den Eskimo. Jeden Bissen Brot muß er sich erkämpfen, und jede Mahlzeit, die er verzehrt, muß er zuvor unter Gefahr seines Lebens den Klauen der Eiswüste entreißen.

Ich habe schon erwähnt, daß nur die „besseren" Leute, die alteingesessenen Bourgeois, sich solche Häuser leisten können. Das sind die Kang Maleks, während die später eingedrungenen Nunatamen bei ihrer umherziehenden Lebensweise keine Verwendung dafür haben. Ihre Wohnung ist das typische »Iglu«, eine runde, bienenkorbartige Behausung. Ein solches Iglu ist schnell und mühelos errichtet. Zuerst gräbt man ein rundes Loch in den Schnee, schaufelt diesen auf den Rand und errichtet damit einen niedrigen Wall, in dessen Seite man in gleichen Abständen acht gebogene Weidengerten einrammt, die dann an den Spitzen zusammengebunden werden. Über dieses Gerippe zieht man eine Decke von Fellen oder Segeltuch, je nach Vermögen, und das Haus ist fertig. An einer Stelle ist eine als Fenster dienende Fischhaut in das Segeltuch eingenäht. Ein weiteres Loch mit einer Blecheinfassung dient zum Durchstecken des Ofenrohres, denn der Nunatama reist nie ohne Ofen, den er sich mit großer Geschicklichkeit aus den unmöglichsten Eisen- und Blechgefäßen herstellt.

Weniger häufig konnte man auf der Insel das herkömmliche Schneehaus sehen — die Wohnung der Kang Maleks, wenn sie sich auf Reisen befinden. Für den, der sich auf diese Kunst versteht — und das ist bei allen Kang Maleks der Fall —, ist die Errichtung eines solchen Hauses noch einfacher und weniger zeitraubend als die der oben erwähnten Zelte der Nunatamen. Außerdem hat es den großen Vorteil, daß man das Baumaterial nicht erst mit dem Schlitten von einem Ort zum andern mitzunehmen braucht, sondern es überall mitten in der Wildnis findet. Wenn zwei Mann sich daran begeben, ein

solches Schneehaus zu errichten, so schneiden sie zuerst aus einer Schneebank eine genügende Anzahl von Schneeblöcken heraus. Dann stellt sich der eine der Leute auf den erwählten Hausplatz und pflanzt ringsum im Kreise die Blöcke auf, die ihm der andere zuträgt, und zwar jede aufeinanderfolgende Reihe weiter nach innen gerückt, bis sie domartig in eine Spitze zusammenlaufen. Die Hauptkunst besteht nun darin, das Mittelstück richtig in die Spitze einzusetzen, denn solange das nicht geschehen ist, kann das mühsam errichtete Gebäude in jedem Augenblick wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Will man zur Erhöhung der Gemütlichkeit ein Übriges tun, so setzt man noch ein Eisfenster ein und baut einen Tunnel, der von der Tür hinaus ins Freie führt. Freilich darf man die Innentemperatur nicht allzu hoch werden lassen, ohne die Sicherheit des Hauses zu gefährden, aber wenn erst einmal die weichen Renntierfelle auf dem Boden ausgebreitet sind und das trübe Tranlicht seinen matten Schein verbreitet, dann ist es dort drinnen ganz behaglich. Mit der Ventilation ist es freilich nicht immer am besten bestellt, aber darauf legt der Eskimo keinen Wert. Ein bißchen Trangeruch gehört schon zur Gemütlichkeit.

Wenn ich von den Behausungen der Eskimos auf der Herschelinsel spreche, darf ich auch das Schiff nicht vergessen, das ihnen gehörte. Wie sie dazu gekommen sind, ist niemals so ganz aufgeklärt worden. Vor Jahren wurde es vom Vorbesitzer zurückgelassen, weil es anscheinend zu sehr havariert war, um die weite Reise nach San Francisko auszuhalten. Darauf haben es die Eskimos kurzerhand beschlagnahmt.

Es war durchaus kein kleiner Wertgegenstand. Ein stattlicher Zweimastschoner von sechzig bis siebzig Tonnen, ein richtiges Umiakpak! Ein hübsches, kleines Schiff, das mit seinen feinen, eleganten Linien und den hohen, schlanken Masten mit Fug und Recht das Herz eines Seemannes erobern konnte. Offenbar war das heruntergekommene Fahrzeug ursprünglich

nicht dazu bestimmt, einmal den Walfischtran über seine Seiten laufen zu lassen. Sein schwerer Bleikiel ließ sogar vermuten, daß es vom Erbauer als eine Jacht gedacht war. Aber es war ein Jammer, zu sehen, wie das kleine Schmuckkästchen unter den Händen seiner neuen Besitzer verlottert und verludert wurde. Die Schiffsroutine wurde dort auf eine etwas operettenhafte Art gehandhabt. Alle waren Besitzer des Fahrzeugs und zu gleicher Zeit Matrosen. Und jeder war der Reihe nach Kapitän. Regelmäßige Schiffsarbeit war allen ein Greuel. Und da jeder die gerade notwendige Arbeit immer für die seines Nebenmenschen hielt, so wurde überhaupt keine Arbeit getan — nicht zum Vorteil der »Penelope«—; so wenigstens lautete der Name des Schiffes, ehe er unter einer Schmutzkruste verschwunden war.

An Deckwaschen dachte jahraus, jahrein kein Mensch, und die Kajüte — einmal bin ich dort unten gewesen, aber nie wieder! Schon beim Hinuntersteigen der steilen Treppe blieb man an dem fettigen Geländer kleben. Unten im Raum aber war's fürchterlich. Höchstens noch im Zwischendeck der Südamerika-Dampfer habe ich ähnliches von Schmutz und Fäulnis gesehen — und das will viel heißen. Noch eine andere Eigentümlichkeit hatte das mißhandelte Fahrzeug vor anderen Schiffen voraus: es fuhr keine Flagge, sondern segelte ohne Nationalität und ohne Heimathafen durch die Meere, wie ein richtiger Pirat. Sein Gewerbe war jedoch nichts weniger als piratenhaft. Allsommerlich folgte es den Spuren der anderen Schiffe in die Walfischgründe, und alle Mann an Bord nährten sich dann von dem Walfischfleisch, das die verschwenderischen Walfischfänger nach jeder Jagd nutzlos wegtreiben ließen. Es ist erstaunlich, mit welchem Geschick diese Wilden das Schiff in den gefährlichen Gewässern zu manövrieren verstanden. Nie kam ein nennenswerter Unfall vor, und wahrscheinlich wäre es heute noch in ihrem Besitz, wenn sie nicht eine üble Ge-

wohnheit gehabt hätten: sie konnten den Bleikiel nicht in Ruhe lassen. Wenn die Patronen auf die Neige gingen, so stiegen sie hinunter nach dem unerschöpflichen Vorrat und gossen Flintenkugeln. So kam es, daß eines Tages — es war im zweiten Sommer unserer Anwesenheit — der Schoner kenterte und aufs Eis geworfen wurde, wo seine Trümmer noch heute liegen, als Wahrzeichen vergangener Größe. Der Traum einer Eskimo-Marine war ausgeträumt. Sang- und klanglos war sie von der Bühne der Weltgeschichte abgetreten, wie einst die stolzen Fregatten der schwarz-rot-goldenen Flagge unter dem Hammer des Gerichtsvollziehers.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch von den beiden anderen Schiffen berichten, die mit uns auf der Herschelinsel überwinterten. Das eine derselben, der »Narwhal« war eine Bark, wie der »Bowhead«. Sie hatte schon einen Winter hinter sich, und alle Mann dort drüben hatten für uns den Nimbus der Veteranen, obwohl sie, im Grunde genommen, genau solche Grünhörner waren wie wir selber. Überhaupt beneideten wir die Leute, denn man war dort so viel vernünftiger und es war lange nicht so viel des Kommandierens und Räsonnierens wie bei uns.

Das andere Schiff war die »Bonanza«, ein Schoner, der kaum größer war als die famose »Penelope«. Er führte nur drei Walfischboote und demgemäß auch eine bedeutend geringere Besatzung. Diese Leute — es waren übrigens zur Hälfte Deutsche — beneideten wir nicht, denn sie hatten für fünf Jahre gemustert. Fünf Jahre in einem Lande, in dem jedes einzelne Jahr wie eine Ewigkeit erscheint! Und das um eines einzigen unbedachten Augenblicks willen, in dem man wie ich im »Blauen Anker« eine Verpflichtung über Jahre seiner Freiheit, und nicht selten sein Todesurteil unterschreibt. Glücklich der, den man nach fünf Jahren ohne einen roten Cent als Entgelt für seine Arbeit in San Franzisko wieder an Land

setzt. Er hat etwas voraus vor seinen Kameraden, die dort oben geblieben sind: verdorben, gestorben im fernen Lande.

Ja, das berühmte Sternenbanner! Es wird allerlei Unfug und allerlei wüster Seelenverkauf getrieben unter dieser glorreichen Flagge.

Allmählich war das Weihnachtsfest herangekommen. Dem Amerikaner bedeutet dieses Fest nicht mehr als irgend ein anderer Festtag, und darum verlief die Sache fast unbemerkt. Aber man müßte kein Deutscher sein, wenn man es ganz und gar vergessen könnte, zumal in solch weißer, winterlicher Umgebung, wenn man nicht träumen müßte von Christkindern und Weihnachtsmännern, von Tannenduft und Weihnachtsliedern.

„Und den Menschen ein Wohlgefallen". —

Ha, fort mit diesen Bildern, fort mit diesen Gedanken, die wie Hohn und Spott in dieser Wildnis widerhallen! Es war kein schönes Weihnachtsfest. Mehr noch als andere Tage war dieser dazu angetan, uns zu Gemüt zu führen, was wir alles entbehrten. Dazu kam, daß wir tags zuvor den armen Robert Hansen, den einzigen Menschen an Bord, der nicht mit allen seinen Mitmenschen in Feindschaft lebte, auf dem kleinen Kirchhof am Fuß des Hügels begraben hatten. Also Stoff genug zu allerlei nachdenklichen Betrachtungen. Zwar war er nicht das erste Opfer dieser bösen Reise — das traurige Geschick, das den armen Tex so schnell und unerwartet ereilt hatte, und das grausige Abenteuer der beiden Deserteure bei Point Barrow war noch in aller Gedächtnis — aber damals war die Erinnerung daran gar bald verwischt und verblaßt über den neuen Erlebnissen, die jeder Tag mit sich brachte. Hier aber bot sich tagaus, tagein keine neue Anregung, und in tausend Meilen im Umkreis gab es nichts, das den Menschen von seinen grübelnden Gedanken abbringen konnte.

Er war eine wunderliche, gänzlich weltfremde Persönlich-

keit, dieser Robert Hansen. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er damals an Bord kam; der dürre, hochaufgeschossene Junge mit den schlotterigen Gliedern und den großen Augen, die gar verwundert um sich schauten. Und wie er dann seinen wohlgefüllten Seesack auspackte und daraus statt des Ölzeugs nur gestärkte Hemden, Kragen, Krawatten und — schrecklich zu sagen — ein Paar Lackschuhe herausbeförderte. Er war einer der Menschen, die nur in ihren Träumen leben und dann, wenn der erste Windhauch des Lebens das Kartenhaus ihrer Illusionen zusammenwirft, in sich nicht mehr die Kraft finden, aus den Scherben ihres Glücks ein neues zu bauen. Und doch wohnte in der Seele dieses schüchternen Menschen ein gewaltiger Haß, der sich einzig und allein auf einen Menschen konzentrierte, und dieser Mensch war sein Onkel, der irgendwo im Sakramentotal als Farmer hauste. Diese Abneigung hatte sich bei ihm eingewurzelt mit der Zähigkeit einer fixen Idee. Wenn er z. B. bei schlechtem Wetter die Brassen anholen mußte und die über die Reling hereinbrechenden Sturzseen ihn, der weder Ölzeug noch Seestiefel besaß, bis auf die Haut durchnäßten, da schüttelte er zornig das Tauende, das er in der Hand hielt: „Ach, wenn da bloß der Onkel dran hinge!" Wenn der Bootsmann aus purer Bosheit die Stops an den Gordings abriß und er dann bei dunkler Nacht hoch oben in der Takelage die Sache wieder in Ordnung bringen mußte, da räsonnierte er nicht, wie wir andern, über die Schlechtigkeit des Bootsmanns, sondern noch lauter als gewöhnlich über den Onkel.

Er war aber auch ein gar sonderbarer Mensch, dieser Onkel! Eines Tages, nachdem man schon seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte und ihn schon längst gestorben und verdorben wähnte wie so viele andere, die übers große Wasser gegangen waren, da war er ganz unvermutet nach seinem Heimatort in Dänemark zurückgekehrt, wo er nach allen Regeln der Kunst den reichen Amerikaner herauskehrte. Er

trug einen Tailormade-Anzug nach letztem Modell, breite, viereckige Amerikanerschuhe und einen gewaltigen Cowboyhut von unmöglicher Fasson. An jedem Finger trug er mindesten einen goldenen Ring mit funkelndem Diamanten. Er sprach Dänisch mit amerikanischem Akzent und kaute Tabak wie ein echter Yankee.

„Oh yes," sagte er zum Neffen, „hier in Dänemark ist kein Platz für einen smarten jungen Menschen, der Talent hat für einen Businessman. Bei uns in Amerika ist das ganz anders. Da gibt es noch Chance zum Dollarmachen. Wie ich zuerst übers Wasser gekommen bin, da habe ich Disches gewaschen in den Restaurants, Zeitungen verkauft in der Bowery, Schuhe »gescheint« in Commercestreet in Chicago und mit Patentmedizin gehandelt in den Bergwerken von Colorado. Und heute? Sieh mich an — bin ich nicht ein ganzer Kerl? Ich kann es aufnehmen mit jedem von euren armseligen Dukes und Counts, und wie ihr sie alle heißen mögt. Meine Farm im Sakramentotal ist noch einmal so groß wie ganz Dänemark. Fünftausend Stück Rindvieh, zweihundert Pferde, hundert Maulesel und hundert „Farmhände" habe ich darauf. Und obendrein noch einen fetten Bankaccount bei der »First Nationalbank« in San Franzisko."

Wer wollte es da dem armen Hansen verdenken, wenn er, überwältigt von solch' glühender Schilderung, die Wissenschaft mit samt dem Gymnasium an den Nagel hing und mit dem beredten Onkel übers große Wasser ging?

Der aber vergalt ihm das geschenkte Vertrauen mit schnödem Undank. Er sah in dem Neffen nur eine billige „Farmhand", die tagsüber schwer arbeiten mußte, und nachts, wenn er sich in sein behagliches Landhaus zurückzog, mit den anderen Arbeitern mit seiner Schlafdecke auf dem Heuspeicher ein Lager zurecht machen mußte. Das war mehr, als der arme Junge zu ertragen gewillt war. Eines Tages lief er

auf und davon nach San Franzisko, wo ihn gar bald das Schicksal in Gestalt eines Heuerbases ereilte. Bald hatte ihn der »Bowhead« um tausend Meilen von dieser Stätte seiner ersten großen Enttäuschung entführt.

Den Kummer darüber hat er aber nimmer überwunden. Er nagte an ihm wie eine böse Krankheit und hat ihm schließlich den Lebensfaden abgenagt. Bald war er nur noch der Schatten des jungen, anscheinend so gesunden Menschen, der in San Franzisko an Bord gekommen war.

Nun ist aber ein Walfischfänger ein denkbar schlechter Aufenthaltsort für einen Kranken. Man pflegt dort nur wenige Umstände mit ihm zu machen. Wenn er nicht gerade an der einzig rechtmäßig anerkannten Krankheit, des Skorbut, leidet, so wird er ohne weiteres unter die große Klasse der Simulanten gerechnet. So ging es auch dem armen Hansen. Erst in den allerletzten Tagen, als die Krankheit so weit fortgeschritten war, daß selbst in Mr. Johnsons Augen die Simulantentheorie sich nicht länger aufrecht erhalten ließ, wurde die Behandlung etwas angemessener. Von nun an brauchte er nicht mehr zu arbeiten, und der Kapitän kam mehrmals täglich nach seiner Koje, um sich nach dem Befinden zu erkundigen. Es waren aber gar eigenartige Krankenbesuche. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er eines Tages nach unten kam und den Kranken, der mit hohlen Wangen und mit starren, fieberglänzenden Augen in seiner Koje lag, aufmerksam betrachtete.

„Kann ich vielleicht etwas für dich tun?" fragte er mitleidig.

„Es ist kalt hier unten," antwortete der Kranke mit leiser, zitternder Stimme, „könnte ich vielleicht noch eine Wolldecke bekommen?"

„Was?" fuhr ihn da Johnny Cook mit fast beleidigter Miene an, „eine Wolldecke? Was in aller Welt willst du jetzt noch mit einer Wolldecke anfangen? In ein paar Tagen bist

du ja doch schon tot, und bis dahin kannst du dich noch mit der einen behelfen."

Wenn man einem Menschen im Leben nichts Gutes erwiesen hat, so ist es wenigstens anzuerkennen, wenn man ihm ein schönes Begräbnis bereitet. Daran wenigstens hatte es dem armen Hansen nicht gefehlt. Es war eine schöne und eindrucksvolle Feier. Wohl hundert Eskimos und die gesamte Mannschaft der drei Schiffe hatten sich um das offene Grab versammelt, das wir in dreitägiger Arbeit aus dem steinhart gefrorenen Boden aufgeschüttet hatten. Die großen »Cressets« waren angezündet und warfen ein wildes Licht über die weiße Schneelandschaft, die sich unter dem mondlosen Nachthimmel ausbreitete. Der Missionar hatte kaum die letzten Worte des Gebets gesprochen, als alle Eingeborenen, wie von unsichtbarer Macht getrieben, in die herrliche Melodie des alten Chorals einfielen:

„There's a land that is fairer than day."

Nicht der feierlichste Begräbnisdienst in der stattlichsten Kathedrale könnte sich in seiner Wirkung messen mit diesem Gottesdienst, der in den Tälern und Schluchten der einsamen Insel im fernen Nordland ein tausendfaches Echo weckte.

Der einzige, der eine störende Note in die Feierlichkeit brachte, war Mr. Johnson. Nachdem er sich zuvor mehrmals unwillig geräuspert hatte, unterbrach er den Missionar mitten in der Predigt.

„Schon gut, Mister!" fuhr er ihn an mit seiner Donnerstimme, „das wäre genug für heute! Es ist dreißig Grad unter Null hier draußen. Wenn Ihr noch ein bißchen weiter redet, dann sind wir alle zu Eiszapfen erfroren, und Ihr könnt die ganze Arbeit für jeden von uns noch einmal machen."

Schon manchen jungen, hoffnungsfrohen Menschen hatten sie dort oben auf dem einsamen Kirchhof in dieser Weise zur

letzten Ruhe getragen. Bereits reihte sich Grab an Grab, mit schlichten, mehr oder minder verwitterten Holzkreuzen geschmückt. Keines trug ein Datum, keines eine Inschrift — eine namenlose Reihe vergessener Menschen. Nur in das letzte Kreuz, hart am Fuße des Hügels, hatte jemand mit ungelenker Hand ein paar Buchstaben eingegraben. Sie waren bis zur Unkenntlichkeit verwittert und vermoost und den größten Teil des Jahres über zudem vom Schnee verweht. Neugierig, wie ich nun einmal bin, suchte ich eines Tages der Sache mit dem Messer auf den Grund zu gehen. — Mit einem Schauer überlief es mich, als sich die Buchstaben mühsam zusammenreihten zu den inhaltsschweren Worten:

„Wo diese schweigen, werden Steine reden."

Die Sonnenwende.

Traurige Wochen. — Rückkehr der Sonne. — „Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen." — Tückische Schneestürme. — Ihre Majestät, die Langeweile. — Die tröstenden Tranlampen. — Rabiate Kartenspieler. — Allerlei Verschwörungen. — Die verlockenden tausend Dollars. — Schneeball wird immer unpopulärer. — Ein unheimlicher Gast. — Ein weißes Frühjahr. — Indianischer Besuch. — Tauwetter. — Arktische Veilchen. — Vorbereitungen für den Sommer. — Die Eskimos auf der Menschenjagd. — Kabeluna pischak!

Langsam schlichen die dunklen Tage vorüber; eine einzige, endlose Nacht, in der die Tage sich zu Monaten und die Monate zu Ewigkeiten verzerrten. Zuweilen lag in langen Wochen zu jeder Stunde des Tages das bleiche Mondlicht über der Landschaft, und dann wieder kamen andere Wochen, wo ringsum alles schwarz und dunkel war, wo die Sterne, kalt und klar und übernatürlich groß, wie funkelnde Stahlspitzen am frostigen Nachthimmel standen und nur ab und zu ein unstetes Nordlicht

einen flimmernden Schein durch das Dunkel warf. Und wie das alles sich tagaus, tagein in gleichem Wechsel abspielte, da war es uns allen, als ob das immer so gewesen wäre, als ob es nie einen Sommer gegeben hätte und die lange Winternacht kein Ende nähme. Gab es wirklich noch irgendwo auf dieser Erde eine Stelle, wo stolze Bäume ihre Äste zum Himmel recken und der lustige Bach im lachenden Sonnenschein durch das Wiesental eilt? Und gar erst die Städte mit ihrem Menschengewimmel, die Autos, die elektrischen Straßenbahnen — das alles war sicher nur ein Traum, und das einzig Wahre und Gewisse war Nacht und Eis, und die weltverlassene Insel mit ihren Eskimo-Iglus und der »Bowhead« und Johnny Cook mit seiner pomadigen Miene und der leuchtenden Glatze, und dieser Mr. Johnson.

Doch auch eine arktische Winternacht hat einmal ein Ende. Ganz unmerklich kam es: der fahle Schein des Dämmerlichts, der alltäglich um die Mittagsstunde über die Gipfel der Berge huschte, die im Süden das Gesichtsfeld begrenzten, breitete sich mit jeder Wiederkehr weiter aus, und bald stand er stundenlang am Himmel, ein buntes, wechselndes Farbenspiel von Rot und Blau. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, ehe die Sonne wieder käme. Und sie kam!

Wieder wie damals, vor beinahe zwei Monaten, als wir sie zum letztenmal gesehen, war es ein klarer, bitterkalter Tag, und wieder war der Himmel lebendig mit tausend Farben. Die hohe Bergkette des Festlandes glühte in dunkelvioletten Farben, und ihre scharfkantigen Gipfel waren getaucht in ein Meer von flammendem Rot. Kaum drei Minuten war die oberste Kappe der roten Feuerkugel zu sehen, aber dennoch lange genug, um einen Strahl der Hoffnung in die Seelen von Mensch und Tier zu senden, denn selbst die Hunde begrüßten die Erscheinung mit freudigem Geheul. — Wer nie im Schatten einer arktischen Winternacht gelebt hat, der weiß

nicht, wieviel Trost und wieviel Freude in diesem ersten Sonnenblick liegt!

„Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen." Mit Siebenmeilenstiefeln hatten wir bald die lange Nacht hinter uns gelassen, und wieder stand die Sonne stundenlang am Himmel. Doch ihr Licht war kalt und tot wie das des Mondes, und die Temperatur sank tiefer und tiefer mit jedem Tag. Dabei kamen zeitweise die unerhörtesten und scheinbar durch keine äußeren Umstände verursachten Schwankungen vor. Wenn noch eben eine ganz erträgliche Temperatur von 15 Grad unter Null herrschte, konnte man in der nächsten Stunde vielleicht schon 30 Grad und in der übernächsten gar schon 50 Grad unter Null registrieren, worauf dann ebenso unvermittelt der Rückschlag in entgegengesetzter Richtung erfolgen konnte. Jetzt begannen sich auch die Frühjahrsstürme einzustellen, die nicht minder launisch sind wie die Temperatur. Zyklone, Taifune, Pamperos habe ich erlebt, aber keiner unter ihnen ist so wild und unberechenbar und so unheimlich gewesen wie einer jener arktischen Schneestürme. Unvermittelt bricht er aus dem klaren, wolkenlosen Himmel herein und rast mit Donnergetöse dahin. Wie der heiße Wüstenwind den gelben Flugsand aufwirbelt, so erfaßt er den pulverigen Schneestaub und treibt ihn mit furchtbarer Wut vor sich her. Mit Blitzesschnelle ist alles ringsum im dichten Schneetreiben verhüllt, so daß man kaum noch die Hand vor den Augen sieht. Ein wütendes Meer von feinen Schneestäubchen, hart wie Diamant und spitz wie Nadeln, bohrt sich in die Gesichtshaut. Wehe dem, der unterwegs von solchem Unwetter überrascht wird; ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich in den Schnee einzugraben und in Geduld abzuwarten, bis der Hexensabbat vorüber ist. Und meist dauert das auch nicht allzu lange; nach ein bis zwei Stunden hat sich das Wetter ausgetobt, und alles ist wieder still und ruhig wie zuvor. Unter Umständen kann es aber auch tagelang dauern.

Beim Herannahen der Tag- und Nachtgleiche, die ja in jeder Zone die kritischste Jahreszeit ist, verlor das Wetter seinen launischen Charakter und ging in eine fast ununterbrochene Reihe von Stürmen über, die mit großer Wut bald aus Südwest, bald aus Nordost herangebraust kamen. Während dieser Stürme, die im ganzen Monat März kaum jemals abflauten, waren wir auf unserem Schiffe von aller Welt abgeschnitten wie auf einer einsamen, sturmgepeitschten Insel inmitten eines heulenden, brausenden Meeres von treibendem Schnee. Oft war es tagelang unmöglich, das kaum hundert Schritte entfernte Land zu erreichen. Ja, selbst die wenigen Schritte bis zu dem dicht neben dem Eingang des Deckhauses errichteten Holzgerüst, auf dem man das Trinkwassereis aufgestapelt hatte, waren dann mit Lebensgefahr verbunden, und es mußte ein Seil gespannt werden, um daran den Rückweg zu finden.

In solchen Wochen brütete die Langweile über dem »Bowhead« wie ein grinsendes Gespenst. Sie hockte im »Bullroom« auf dem kochenden Wasserkessel und lauschte den täglich eintöniger werdenden Gesprächen der Bootsteurer, sie trieb sich mit den halbwilden Hunden auf dem Deckhaus umher, wo die grimmige Kälte alles zu Stein erfroren hatte und der wilde Sturmwind mit donnerndem Getöse an den reifbeladenen Wänden rüttelte, sie war auch hinunter gestiegen in unsere Höhle, wo die kümmerliche Lampe noch immer mit dem gleichen mattgelben Licht durch die Finsternis schimmerte. Um der Dunkelheit einigermaßen abzuhelfen, hatte sich jeder, je nach Geschick, mit Hilfe einer Blechdose voll Walfischtran und etwas ausgefranstem Kabelgarn eine Tranlampe für seinen Privatgebrauch hergestellt, die er in seiner Koje befestigte. Tag und Nacht waren diese Lampen in Tätigkeit und erfüllten alles ringsum mit schwarzem, qualmendem Rauch und einem scharfen Trangeruch, an den sich nur die abgehärtete Nase eines Polarfahrers gewöhnen konnte.

Im vorderen Teile des Raumes stand der rotglühende, hitzesprühende Ofen, neben dem es sich die Kartenspieler bequem gemacht hatten. Ha, diese Kartenspieler! Für sie waren auch diese langen, langen Tage zu kurz, und sie mußten noch die halben Nächte in Anspruch nehmen, um ihre Kämpfe auszufechten. Ein Bild zum Malen war es, wenn sie auf der Bank neben dem Ofen saßen und der flackernde Schein des Feuers auf ihren erregungsblassen Gesichtern spielte. Ein jeder hatte neben sich einen Berg von schwarzem, abgegriffenem Plattentabak. Meist spielten sie vorsichtig mit kleinen Einsätzen. Nur ab und zu kam ein großer Coup; und dann kam die ganze Mannschaft zusammengelaufen und folgte dem Gang der Ereignisse in atemloser Spannung.

Der lange Jim wettet ein ganzes Pfund Tabak.

Er wird seine Gründe dafür haben, denn Jim ist ein gerissener Pokerspieler. Aber Bowen, sein Gegner, versteht sich auch auf's Handwerk. Er zupft sich mehrmals an der langen Hakennase, und ohne eine Miene seines Sphinxgesichtes zu verziehen, macht er den Einsatz noch um zwei Pfund (Tabak natürlich!) höher. Da betrachtet Jim, der einen Augenblick in seiner Siegeszuversicht wankend wird, seine Karten noch einmal mit einem langen, bedächtigen Blick.

„Hm, vier Damen! Da kann man ruhig seine Seligkeit daran wagen. — Will der Gauner am Ende gar bluffen? — Warte, mein Junge, das werde ich dir versalzen! Noch drei Pfund mehr!"

„Was hast du?"

„Vier Damen!"

„Taugt nichts — straight flush!"

„Verfluchtes Glück!"

Unsere kleine Welt hat wieder ihre Sensation gehabt. Noch in sechs Wochen wird man davon reden, wie Jim an den vier Damen verloren hat.

In jenen trüben, langweiligen Wintertagen hätte ich willig jedem hergelaufenen Teufel meine Seligkeit verkauft, wenn er mir etwas Ordentliches zum Lesen angeboten hätte und wenn es auch nur eine amerikanische Sonntagszeitung mit ihren süßlich-sentimentalen „short-stories" gewesen wäre. Aber von alledem war an Bord des »Bowhead« nichts vorhanden. Nichts als ein bißchen Schundliteratur, das ich mir zuweilen von den Steuerleuten erbettelte. Alles Machwerke der übelsten Sorte, die ich unter anderen Umständen nicht angesehen hätte. Aber dort habe ich sie verschlungen, den Buffalo Bill, den Nic Carter, den Sherlock Holmes[1]. Ich hatte einen förmlichen Hunger nach Druckerschwärze. Ich glaube, daß ich das Adreßbuch von Groß-Berlin von A bis Z, und das Register von Andrees Handatlas mit samt den Anmerkungen durchgelesen hätte, wenn es mir unter die Finger gekommen wäre.

Als aber mit Beginn des Frühjahrs die Stürme in unaufhörlicher Folge einander jagten, als draußen das wilde Wetter in dem Tauwerk heulte und der Hexensabbat von rasendem Treibschnee uns wochenlang in unserem düsteren Gefängnis einschloß, da kamen Zeiten, wo man auch den Nic Carter nicht mehr genießen konnte und das schönste »full house« keine Freude mehr in den Herzen der Pokerspieler erwecken konnte.

Dann war in unserer kleinen Welt die Luft geladen mit Zank und Streit und eitel Mißgunst und Mißtrauen. Dann saßen sie wieder auf der altgewohnten Bank neben dem Ofen und tauschten giftige Worte mit halblauter Stimme. Und wenn ein knisterndes Holzscheit zuweilen stärker aufflammte, so beleuchtete es eine Szene, die sich ansah, wie ein Ausschnitt aus einem phantastischen Räuberroman.

---

[1] Der unechte. Nicht zu verwechseln mit den Doyle'schen Sherlock Holmes-Erzählungen, die mit dem Schund nichts gemein haben. (Deutsche Übersetzung im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.) D. V.

„Nein — ich sag's euch noch einmal — hört nicht auf den dort drüben," erklärte der lange Jim mit einem haßerfüllten Blick nach meiner Koje. „Wollt ihr einem hergelaufenen Dutschman glauben, oder mir, der ich in den »Staaten« groß geworden bin? Seid vernünftig und tut, was ich sage, und ihr werdet Geld haben wie Heu, wenn ihr wieder nach Frisco kommt. — Tausend Dollars pro Mann und Nase"!

„Jawohl, tausend Dollars! Und keinen Cent weniger!" bekräftigte Bowen mit seiner vertrockneten Stimme. „Jeder Muttersohn unter euch wird so viel haben! Euer Leben lang werdet ihr nicht mehr zu arbeiten brauchen. Ihr werdet Austern essen im Palacehotel und spazieren reiten im »Golden Gatepark« wie die richtigen Gentlemen. Verlaßt euch auf uns. Wir werden das Ding schon drehen! Denn wir beide — ich und Jim — wir haben einen Kopf an uns!"

Wenn dann Olsen, der kleine Norwege, von den tausend Dollars hörte, so verzog sich sein rundes, glattes Kindergesicht zu einer fürchterlichen Grimasse.

„Tausend Dollars! Jawohl, das muß ich haben! Und keinen Cent weniger! Und von dem ersten Dollar, den man mir ausbezahlt, kaufe ich mir einen Revolver und schieße Johnny Cook über den Haufen wie einen tollen Hund!"

Und seine runde Gestalt, die fast so breit wie lang war, reckte sich gewaltig im Vorgefühl der zu vollbringenden Tat. Der kleine »Fatty« — so nannten wir ihn — war sonst die Harmlosigkeit selber, aber wenn er von den tausend Dollars hörte, war alles in ihm entfesselte Gier und verhaltene Mordlust.

Aber nicht nur bei uns, sondern auch im »Bullroom«, wo die Steuerleute und Bootsteurer hausten, war alles Mißgunst und Verdrießlichkeit. Auch hier saßen sie stundenlang neben dem Ofen am brodelnden Wasserkessel und führten giftige Gespräche mit halblauter Stimme, und wenn der Zufall einen von uns Grünhörnern in ihre Nähe führte, so riß plötzlich

der Faden der Unterhaltung ab, weil es nun einmal mit der Disziplin nicht verträglich ist, wenn die Matrosen zu hören bekommen, daß die Vorgesetzten einander verlästern.

Namentlich Schneeballs Popularität war inzwischen nicht gewachsen. Es gab bald keine Schlechtigkeit mehr, die man ihm nicht andichtete. Weil er aber als fertiger Gentleman etwas auf seinen Ruf hielt, so litt er sehr unter diesen Verdächtigungen. Oftmals, wenn ich nach der Kombüse kam, um heißes Wasser zu holen, benutzte er die Gelegenheit, um mir ein Stück seiner Meinung über die Schlechtigkeit der Menschen im allgemeinen und der Bootsteurer und Steuerleute im besonderen zu geben.

„Hast du gehört, wie dieser blaunasige Mister Johnson mich wieder angeschnauzt hat?" fragte er mit rollenden Augen. „Ich sei ein Magenräuber! Ich ließe sie in der Kajüte verhungern, um mich mit dem ersparten Mehl bei den Wahinis beliebt zu machen! Ja, draußen an Deck kann er mir das alles sagen, aber hier in der Kombüse, zwischen meinen Messern und Gabeln, hätte er sich so etwas nicht einfallen lassen!"

Und so wie dem armen Schneeball ging es jedermann an Bord. Alle betrachteten einander mit giftigen Blicken. Alle lebten auf dem Kriegsfuße. Der Kapitän mit den Steuerleuten, die Steuerleute mit den Bootsteurern und die Bootsteurer mit den Matrosen. Die brütende Eintönigkeit des langen Winters hatte die Luft vergiftet. Der Eismeerkoller hatte alle erfaßt. O, ihr Polarforscher, die ihr uns in euren schönen Büchern immer glauben machen wollt, daß an Bord eurer Schiffe in der langen Winternacht stets alles ein Herz und eine Seele gewesen ist, ich glaube euch nicht!

Zu allem Unglück tauchte gegen Ende des Winters noch ein anderes Gespenst auf. Das schlimmste, das der Seemann kennt: der Skorbut. Oft schon im Laufe der Reise hatte man diesen Teufel an die Wand gemalt und uns mit allerlei Vorbeugungsmaßregeln geärgert, bis schließlich keiner mehr daran

glaubte. Aber auf einmal war sie da, diese unheimlichste aller Krankheiten und grub ihr Zeichen in das aschfahle Gesicht und die tiefliegenden, blaugeränderten Augen ihrer Opfer. Heimtückisch und hinterlistig ist diese Krankheit, und niemand kann sicher wissen, ob er selbst schon davon befallen ist oder nicht. Oft schleicht sie wochenlang unerkannt durch das kranke Blut, bis sie eines Tages zum Ausbruch kommt. Dann geht es gewöhnlich schnell zu Ende.

Dennoch ist — dank der an Bord der Walfischfänger angewandten, etwas eigenartigen Heilmethode — niemand der Krankheit zum Opfer gefallen. Es war ein bißchen eine Kur nach Dr. Eisenbart. Mit den in dem geschwollenen Zahnfleisch schon ganz lose gewordenen Zähnen mußten die armen Patienten rohe Tomaten und das zähe Renntierfleisch in rohem Zustand verzehren, und täglich mußten sie mit den geschwollenen Füßen mehrere Stunden lang in dem kalten Deckhaus auf und ab laufen. Keines der Bilder jener bösen Jahre ist mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, als das der armen Menschen mit den bleichen, schmerzverzerrten Gesichtern und den fieberglänzenden Augen, die so mühsam auf dem Verdeck umherhumpelten. Wenn einer sich ermüdet gegen die Reling lehnte, wurde er unbarmherzig fortgestoßen. „Vorwärts! Marsch! Hier wird nicht geschlafen!"

So ging über Mühe und Not und tausend großen und kleinen Ärgernissen der lange Winter allmählich seinem Ende entgegen. Unmerklich hatte sich ein Tag an den anderen gereiht, während draußen der Sturmwind in stets gleicher Einförmigkeit mit den Funken spielte, die der brummende, rotglühende Ofen in unserer Behausung von sich spie, während die Kartenspieler auf der Ofenbank immer eifriger und die Karten immer schmutziger wurden. Anfangs machte es uns Spaß, jeden verflossenen Tag im Kalender recht dick und fett auszustreichen, genau so, wie es die Soldaten zu tun pflegen.

360 — fort damit! Noch 359! Das gab dem alten Schneeball einen willkommenen Anlaß zu boshaften Bemerkungen.

„Ja, so ist's recht, Jungens! Streicht nur immer hübsch durch! Im nächsten Winter wird euch Johnny Cook einen neuen Kalender geben!"

Im nächsten Winter? Der Gedanke war gar nicht auszudenken! Aber wie, wenn es nun doch ein richtiger Teufel wäre, den dieser alte Griesgram an die Wand malte? Möglich war ja alles hierzulande. Allmählich begannen wir darüber nachzudenken und wurden womöglich noch mürrischer und verdrießlicher wie zuvor und überdrüssig des kindischen Spiels mit dem Kalender und strichen keine Tage mehr aus.

Ehe man's gedacht, war der Mai gekommen mit feuchter Luft, mit grauen, schweren Wolken und wirbelndem Schneegestöber. Aber es war nicht mehr der scharfe, nadelartige Treibschnee, den der Wind vor sich herfegte, sondern dicke, wollige Flocken, die lustig durcheinander tanzten und sanft auf Land und Eis herunterschwebten.

Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün!

Bei uns begann nun erst der richtige Winter, so wie wir ihn von der lieben Heimat her gewohnt waren, und was wir in den vergangenen Monaten erlebt hatten, das war eine Art Überwinter gewesen. Und doch waren auch diese winterlichen Maitage nicht ohne einen Vorgeschmack des nahenden Sommers. Mitten zwischen dem düsteren Schneewetter kamen Tage, an denen der Himmel so blau war, wie nur irgendwo im sonnigen Kalifornien, wo heller, flimmernder Sonnenschein über den Schneefeldern spielte und um die Mittagsstunde große, glitzernde Tautropfen von den Rahen und vom Tauwerk herunterstropften. Tautropfen! Seit Monaten das erste Zeichen erwachenden Lebens in dieser leblosen Natur!

Scharen von Spatzen — weiß der Himmel, wo sie sich während des Winters aufgehalten hatten — machten sich geräuschvoll bemerkbar, und ihr übermütiges Gezwitscher hörte sich herrlicher an wie die schönste Musik.

Und bald kam noch anderer, weit gewichtigerer Besuch. Indianer — waschechte Rothäute mit knochigen, kupferfarbigen Gesichtern unter einem Schopf von pechschwarzen Haaren — kamen aus dem Inland, um den Bleichgesichtern die kostbaren Fuchsfelle anzubieten, die sie mit ihren leichten Schlitten oder gelegentlich auch auf dem Rücken der als Packesel verwendeten Hunde herbeischafften. Stolz und stattlich sahen sie aus mit ihren perlenbesetzten Mokkassins und den eng anliegenden Kleidern aus Elentierfell, von denen die langen Fransen phantastisch herunterhingen.

Ja, das waren noch die echten Rothäute, von denen man in den Büchern lesen kann!

Nun, wo der Sommer vor der Tür stand und unter der warmen Frühjahrssonne die Tautropfen wie dicke Tränen über die vergangene Winterherrlichkeit von den Dächern der Schneehäuser heruntertropften, rüsteten sich auch die Eskimos einer nach dem anderen zur Abreise. Würdig und schwerfällig, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie sich das für einen Eskimo gebührt, packten sie ihre Sachen zusammen, und schweißtriefend schoben sie mit Kind und Kegel den schwerbeladenen Schlitten dem Festland entgegen. Dort draußen lagen sie der Jagd ob im Auftrag der Schiffe, die sie mit gefrorenem Renntierfleisch versorgten. Zuweilen brachte auch einer eine Ladung von Hasen und Schneehühnern und appetitlich aussehenden Lachsen und Forellen, die so hart gefroren waren, daß sie wie Gußeisen von einander brachen, wenn man mit dem Hammer darauf schlug.

Zur Aufbewahrung dieser Fleischvorräte hatte jedes Schiff — nein, es ist keine Lüge — einen Eiskeller angelegt. Am

Fuße des Hügels, direkt hinter dem Eskimokirchhof, waren diese Eiskeller in den Abhang eingebaut. Wenn der Schlitten mit dem Fleisch dort hinauf fuhr, mußte er seinen Weg zwischen hohen Holzgerüsten suchen, auf denen neben dem Jagdgewehr, das sie zu Lebzeiten benutzt hatten, die toten Eskimos ruhten, deren steife Körper noch immer unversehrt waren, obwohl der Geist schon längst in den glücklichen Jagdgründen weilte. — Und wie die Körper der Toten auf den Holzgerüsten, so hielt sich auch das Fleisch in den Eiskellern, wenn's sein müßte, bis zum Tage des jüngsten Gerichts.

Ist es ein Wunder, wenn solch' neuerwachtes Leben in der Natur bei einem unruhigen Geist die Lust nach neuen Abenteuern lebendig macht? Fortlaufen, desertieren! Der Plan war in der langen Winternacht etwas eingeschlafen, aber nun, wo es draußen wieder wärmer und freundlicher wurde, stellten sich auch mit automatischer Sicherheit die alten Gelüste wieder ein. Ein glücklicher Zufall hatte es mir ermöglicht, eine wunderschöne Karte des Eismeers aus Mr. Johnsons eigener Kajüte zu entführen. Die sollte mir noch große Dienste tun. Sie war mein Schatz und mein Geheimnis, das ich eifersüchtig vor fremden Blicken hütete. Oftmals, wenn die anderen schon lange schliefen, hatte ich sie in meiner Koje ausgebreitet und beim Scheine der Tranlampe die verwegensten Reiserouten hineingezeichnet. Nach der Hudson-Bay, über den Mackenziefluß, nach der kanadischen Pazifikbahn. Aber die verlockendste Route von allen war entschieden die, die nach dem Klondike führte. Sie ging in südlicher Richtung geradeaus über die Berge nach dem Yukonfluß und von dort nach dem Klondike. Es waren nur lumpige siebenhundert englische Meilen! Die Goldfelder des Klondike! Das war mein neuestes Luftschloß.

Und wie die Tage immer länger, das Wetter immer wärmer und der Sonnenschein immer heller wurde, da stieg das Desertierungsfieber mit jedem Tage, und ich verwandte kein Auge

mehr von den hohen blauen Bergen, die gar verlockend vom Festland herüber winkten.

Doch damit war noch nichts getan. Bei allem jugendlichen Unverstand war mir doch klar, daß ohne die gehörige Ausrüstung: Schlitten, Gewehr, Patronen usw. nie etwas Richtiges aus der Sache werden konnte. Woher aber nehmen und nicht stehlen? Und wo wollte man stehlen, wenn sich keine Gelegenheit dazu bot? Die meiste Aussicht mochte man wohl haben, wenn man sich beim Holzholen mit dem Hundeschlitten davon machte, aber da trug man stets Sorge, daß ein oder mehrere Eskimos als Aufpasser mitgingen.

So verging eine Woche um die andere in fiebernder Untätigkeit, und schon begann der lange arktische Sommertag, wo es mit der Möglichkeit zum Fortkommen im Dunkel der Nacht endgültig vorbei sein würde.

Gerade zu dieser Zeit der Reise- und Desertierungspläne kam es mir einmal in den Kopf, den alten Jan zu besuchen, der Zimmermann auf der »Bonanza« war. Jan stammte von den friesischen Inseln und war, wie alle Leute, die von dort her kommen, ein blondhaariger, blauäugiger, überaus schweigsamer, verschlossener Riese, der für seine Mitmenschen selten mehr übrig hatte als ein mürrisches Knurren als Antwort auf eine Anrede. Aber an jenem Abend kam er zu meinem größten Erstaunen gerade auf mich zu und reichte mir seine gewaltige, hartgearbeitete Tatze.

„Na, adjüs, Jung," sagte er mit seiner dröhnenden Stimme, „bliv man immer gesund."

Da überlief es mich eiskalt.

„Du wirst doch nicht etwa — —"

„Ja, hüt Nacht geit's los," flüsterte Jan mit einem Seitenblick nach dem kleinen, wohlbeleibten Kapitän, der eben an Deck kam, „aber mach, daß du jetzt von Bord kommst. Da kommt der »Alte«."

„Vielleicht sehen wir uns doch noch einmal wieder," sagte ich im Fortgehen, nur um etwas gesagt zu haben.

„Lebendig nicht!" antwortete Jan sehr ernst.

In jener Nacht konnte ich lange nicht zur Ruhe kommen. Stundenlang irrte ich auf den Hügeln umher, und tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. Es war eine kalte, klare Nacht, wie geschaffen für ein abenteuerliches Unternehmen. Am nördlichen Himmel stand das blasse Licht des Tages, das über dem Horizont in allen Farben des Regenbogens leuchtete, bis es in einen breiten, blutroten Streifen überging, dort, wo der Himmel sich mit der unabsehbaren Masse des bläulich schimmernden Packeises zu vereinigen schien. Die Berge im Süden aber waren in dunkle Schatten gehüllt, und funkelnde Sterne standen darüber wie Wächter am Rande der gesitteten Welt.

Am nächsten Morgen wehte ein heftiger Schneesturm, der den Verkehr zwischen den Schiffen beinahe unmöglich machte, aber trotzdem hatte sich die Kunde von der Missetat bereits herum gesprochen. Johnny Cook schritt mit gewaltigen Schritten im »Bullroom« auf und ab, und neben ihm trippelte der kleine Kapitän der »Bonanza«, der mit seinen kurzen Beinen und dem ansehnlichen Bäuchlein nur mühsam Schritt zu halten vermochte. Johnny Cook blähte sich wie ein Truthahn, und sein Gesicht war rot wie Feuer.

„Das sollte sich einmal einer von meinen Leuten einfallen lassen!" rief er mit seiner gewichtigen Baßstimme, „beim Teufel! ich würde ihn schon zurückbringen. Tot oder lebendig! — Yes, sir! Tot oder lebendig!" Aber Kapitän Moog war anderer Ansicht.

„Daraus mache ich mir schon gar nichts," sagte er seelenruhig, „meinetwegen können alle fortlaufen. Wenn sie hungrig sind, kommen sie von selbst wieder zurück."

Doch Jan kam nicht wieder zurück — wenigstens vorerst.

Eine Weile hörten wir nichts mehr von ihm, bis eines Tages der Bootsteurer Petersen, der mit einer Ladung Renntierfleisch aus dem Inland kam, uns Kunde von den ferneren Schicksalen des Ausreißers brachte.

„Das ist mir noch eine Nummer, dieser Jan!" sagte er zu uns, die wir ihn mit Fragen bestürmten, „mit dem könnt ihr keinen Staat einlegen! Begegnet mir der Mensch droben auf dem Fluß, hundert Meilen weit im Inland, mit einem kleinen Handschlitten und Proviant für drei Tage. Und sonst nichts! Kein Zelt, keine Schlafdecken und nur ein Paar Stiefel. Ein Gewehr hat er auch — ein Wunder, daß er wenigstens so weit gedacht hat — nagelneuer Winchester, Kaliber 44. Und dazu eine zehn Pfund schwere Kiste Patronen — Kaliber 45,70! Sonderbare Menschen, diese Grünhörner!"

Bald nach Petersen kamen auch Eskimos aus dem Innern, und jeder wußte etwas Neues von Jan zu berichten. Immer ein Körnchen Wahrheit, um das die üppige Eskimophantasie das schönste Beiwerk gesponnen hatte. Zuweilen waren es auch faustdicke Lügen, die man uns auftischte. Nach den einen hatte sich der arme Jan die Hände, nach den anderen die Füße erfroren; wieder andere erzählten haarklein, wie sie ihn verhungert am Wege liegen sahen. Es war die reine Agentur Havas.

Dann hörte man lange nichts mehr von Jan und seinen ferneren Schicksalen.

Inzwischen hatte die Mitternachtsonne wieder ihr Regiment angetreten. Es kamen warme Tage mit blauem Himmel, mit strahlendem Sonnenschein und herrlichem Vogelgezwitscher. Wunderbar schnell zerschmolzen die hohen Schneebänke, und an ihrer Stelle bildeten sich große, glitzernde Teiche, in denen alles voll unruhigem Leben und voll bunter Abwechslung war. Zuweilen lagen sie still und regungslos, wie große, glänzende Spiegel, in denen sich der blaue Himmel betrachtete, zuweilen aber, wenn die leichte Brise darüber wehte, begann ein über-

mütiges Spiel unzähliger grüner Wellenköpfe, die mit dem silbernen Licht des Tages ein neckisches Tänzlein aufführten.

Tauwetter überall. Von allen Rahen und Decksaufbauten perlten die dicken, glänzenden Tropfen, von allen Schneebänken rieselten die Rinnen zu murmelnden Bächen, die sich donnernd von der steilen Küste ins Meer hinabstürzten. Da und dort begann schon der gelbe Sand oder ein Stückchen des moosigen — ach, so lange nicht geschauten Erdreichs zwischen der Schneedecke hervorzuschauen. Schneeglöckchen zeigten ihre weißen Köpfe. Wunderschöne Veilchen und Vergißmeinnicht leuchteten zwischen den Sträuchern. Anemonen, Schlüsselblumen und bunte Glockenblumen wetteiferten an den Abhängen der Hügel mit ihren bunten Gewändern. Wildenten zogen schnatternd vorüber. Habichte kreisten in den Lüften und aus den Erdhöhlen ertönte der unheimliche Schrei der Schneeeulen. Warm und feucht war die Luft, und zuweilen stiegen dicke Nebel aus dem offenen Wasser, das sich draußen, jenseits der Insel, als ein breiter, dunkelblauer Streifen hinzog. Auch das Eis in der Bai und entlang der Küste zeigte breite Risse und Sprünge, die daran mahnten, daß es mit unserer Gefangenschaft nun bald zu Ende wäre.

Mit gutem Willen machte sich jedermann daran, das Schiff für die Sommerreise instand zu setzen. Der zu Anfang des Winters mit so vieler Mühe um das Schiff gebaute Schneewall wurde weggeschaufelt, das Haus über dem Verdeck wurde abgerissen und die dazu gebrauchten Bretter wieder auf dem Dach über den „dry-works" aufgeschichtet; dann ging es ans Überholen der Takelage, der die Winterstürme gehörig zugesetzt hatten. Neue Taue wurden eingeschoren, die Blöcke überholt und mit neuen Scheiben versehen. Überall wurde gekratzt, geölt, geteert und geschmiert — kurzum, wir waren wieder Seeleute geworden.

Dann ging es dem alten »Bowhead« mit Sand und Steinen

und mit dem Farbenquast zu Leibe, bis er so nagelneu aussah, als ob er eben erst vom Stapel gelaufen wäre.

Die „sprichwörtliche Schmutzigkeit" der Walfischfänger ist eine jener Redensarten, die gedankenlose Menschen aus Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse einander nachbeten. Auf manch anderem Schiff bin ich in späteren Jahren noch gefahren, aber keines mehr habe ich angetroffen, auf dem so viel geschruppt, gekratzt und gemalt wurde, wie auf dem »Bowhead«.

Auf einen jener hoffnungsfreudigen Frühsommertage fiel ein Ereignis, der unsere kleine Welt in nicht geringe Aufregung versetzte. Es war ein warmer, sonniger Sonntag. Wir trieben uns alle draußen auf dem Eis herum und dachten an nichts Böses, als in der Ferne ein einsamer Wanderer sichtbar wurde, der über das morsche, brüchige Eis vom Festland herüberkam. Er schien sehr ermüdet, denn er fiel oftmals der Länge nach hin und es war deutlich zu sehen, wie er sich jedesmal mit Mühe wieder aufrichtete. Wir gingen ihm entgegen und packten ihn auf einen Schlitten, was er sich ohne Widerstreben, aber auch ohne das geringste Zeichen der Erkenntlichkeit gefallen ließ. Beständig murmelte er etwas in einem zusammenhanglosen Gemisch von Plattdeutsch und Englisch vor sich hin. Du lieber Himmel, jetzt erkannte ich ihn wieder! Es war niemand anders, als der alte Jan, den wir schon halbwegs am Klondike vermuteten.

Gerade sechs Wochen war er fort gewesen. Was doch sechs Wochen der Not aus einem Menschen machen können! Wie war die große, breitschulterige Gestalt dieses Mannes so klein geworden! Das Gesicht war schwarz und eingefallen, die Haare eine graue, filzige Masse, die Kleider hingen ihm in Fetzen vom Leibe und die Füße waren eingehüllt in einen Wust von Lumpen. Das also war der starke, der trotzige Jan! Der Jan, der geschworen hatte, daß niemand ihn lebendig nach der Insel zurückbringen könnte. Nun war er selbst den ganzen weiten Weg zurückgelaufen!

Sein bißchen Leben hatte er ja noch gerettet, aber um welchen Preis! Ein Fuß und mehrere Finger waren völlig erfroren, so daß sie amputiert werden mußten. Außerdem hatten ihn die ausgestandenen Entbehrungen um den größten Teil seines Verstandes gebracht. Lange war überhaupt nichts aus ihm herauszubringen, als wirre, zusammenhangloſe Sätze. Aber nach und nach erfuhren wir doch genug, um zu wissen, daß Petersens Darstellung des Falles einer Korrektur bedurfte. Dieser Halunke hatte Jan zu verstehen gegeben, daß er nichts dagegen hätte, wenn er ihn auf seiner nächsten Reise nach dem Inland begleiten würde. Das ließ sich Jan natürlich nicht zweimal sagen, aber als er in Petersens Lager ankam, da wollte sich dieser an nichts mehr erinnern. Er lachte ihn aus und sagte ihm, er solle nur schleunigst wieder nach Hause gehen. Zwar verspürte er ein menschliches Rühren und ließ ihn in seinem Zelte schlafen, aber am nächsten Morgen mußte Jan die traurige Entdeckung machen, daß die Hunde über Nacht einen seiner Stiefel mit Haut und Haaren aufgefressen hatten, und daß auch ein Teil seines Proviants verschwunden war.

„Geh nach Hause, du Narr!" höhnte Petersen.

Doch Jan dachte nicht daran. Als echter Dickkopf von der Wasserkante ließ er sich durch solche Kleinigkeiten wie einen verlorenen Stiefel noch lange nicht in seinen Vorsätzen wankend machen. Er umwickelte den unbestiefelten Fuß mit Renntierfellen, packte seinen kleinen Handschlitten und setzte die Reise flußaufwärts fort. Nach einer Weile bekam er Hasen und Schneehühner und zahlloſe Renntierspuren zu Gesicht. Nun war er gerettet. Nun konnte er nicht untergehen! Aber als er sein Gewehr untersuchte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß Petersen das Schloß herausgenommen hatte.

So hatte Jan bereits am Anfang der Reise schon alles verloren mit Ausnahme seines Eigensinns, und der führte ihn ins Verderben. Weiter und weiter wanderte er, bis an das

Quellgebiet des Flusses, wo er den Weg verlor und lange im Zustande beinahe vollständiger Schneeblindheit umherirrte. Wie er es ohne Schutz und Obdach in dem bitterkalten Lande so lange aushalten konnte, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben. Jedenfalls haben sich die Eskimos zuweilen seiner angenommen, wo die Christenmenschen ihn im Stich gelassen haben.

Der Kapitän aber war vollauf befriedigt mit dem Verlauf der Dinge. Er hatte ein Exempel statuiert. Petersen hatte sich als ein tüchtiger und gewissenhafter Diener seines Herrn bewährt.

Er ahnte nicht, wie das Desertierungsfieber trotz alledem noch immer unter seiner eigenen Mannschaft umging und welche Überraschungen ihm in dieser Hinsicht noch bevorstanden.

Da war unter uns Grünhörnern einer mit Namen Wells; ein gar abenteuerlicher, verwegener Kunde. Er war Cowboy gewesen, ehe er an Bord des »Bowhead« kam, und nebenbei wohl auch noch Eisenbahn- und Straßenräuber oder dergleichen. Einmal, mitten in der dunkelsten Winternacht, hatte er mich geheimnisvoll beiseite genommen. „Du gefällst mir," fing er unvermittelt an, „ich glaube, daß du Kurasche hast und das Maul halten kannst du auch. Das ist die Hauptsache. Wie wär's, wenn wir beide ein Ding drehten? Wenn Petersen heute Nacht mit dem schwerbepackten Schlitten nach dem Fluß fährt, da werden wir ihm aufpassen und ihm den ganzen Krempel wegnehmen. Es wird ein Hauptspaß werden. Wir werden Tee und Tabak und Reis und Büchsenfleisch die schwere Menge haben. Und Winchestergewehre, mit denen wir Renntiere und Schneehasen schießen können. Ein Herrenleben werden wir führen. Und wenn wir nach dem Klondike kommen, werden wir die ganze Herrlichkeit für schweres Geld verkaufen!"

Die Sache war mir jedoch zu riskant, und da Wells nicht ohne „Partner" gehen wollte, blieb Petersen vor unliebsamen Begegnungen bewahrt. Als nun aber der Sommer kam, trug Wells von Tag zu Tag ein wunderlicheres Wesen zur Schau.

Täglich nach getaner Arbeit machte er stundenlange Spaziergänge über die einsamen Hügel und brachte jedesmal einen herrlichen Blumenstrauß mit nach Hause. Die schönsten Veilchen und Vergißmeinnicht preßte er sorgfältig in einem improvisierten Herbarium. „Das gibt ein schönes Andenken für meine Großmutter!" antwortete er auf neugierige Fragen. Ja, was war nur in den armen Wells gefahren? War er plötzlich tiefsinnig geworden?

Eines Tages aber war Wells verschwunden. Wohl ausgerüstet mit Gewehr, Patronen, warmen Kleidern und allem anderen Zubehör hatte er sich über Nacht davon gemacht. Nur das Herbarium für die Großmutter hatte er zurückgelassen. Seine besondere Vorliebe für die arktische Flora war nur ein Riesenbluff gewesen, denn dort oben zwischen den Hügeln hatte er sich irgendwo in aller Stille ein Proviantmagazin angelegt, das er Abend für Abend in kleinen Portionen auffüllte.

Natürlich war Johnny Cook ganz Mordlust, als die Missetat ans Tageslicht kam. Sein großer Kopf war noch röter wie gewöhnlich. Auf der scheinenden Glatze perlten die Schweißtropfen. Seine kleinen Augen schossen Giftpfeile. „Ich werde ihn noch erwischen!" zischte er zwischen den Zähnen.

Etwa zwanzig Eskimos rüstete er aus mit Gewehren, Patronen und acht Tagen Proviant und schickte sie auf die Menschenjagd. „Bringt mir den Kerl zurück!" befahl er ihnen, „tot oder lebendig! Versteht ihr mich? Tot oder lebendig! Ein Sack Mehl und eine Kiste Tabak gehört dem, der ihn findet!"

Und die Eskimos zogen auf die Jagd nach dem durchgebrannten Kabeluna und beteten im Geheimen, daß sie ihn nicht finden möchten. Sie vertrieben sich die Zeit mit Fischfangen und Entenschießen, und erst, als der Proviant zu Ende war, kehrten sie zurück aus der Sommerfrische; alle mit der gleichen Meldung: „pischack, pischack."

Von Wells aber hat man nie wieder etwas gehört.

Wieder in den Walfischgründen.

Abschied von der Herschelinsel. — Auf der Holzexpedition. — Offenes Wasser. — Enttäuschte Hoffnung. — Eis voraus. — Gefährliche Fahrt. — Der »Bowhead« schlägt die Konkurrenz aus dem Felde. — Durchs Packeis. — Der tückische Kompaß. — Es fängt an „fischig" zu riechen. — Der gesunkene Walfisch. — Neue Abenteuer. — Das zerschmetterte Boot. — In Sturm und Eis. — Rauch im Westen! — Alte Bekannte. — Nachrichten von der zivilisierten Welt. — Bankslandwetter nebst gewohntem Banksland-Pech. — Die traurige Gewißheit: Noch ein Winter!

Es war Anfang Juli, als wir von neuem die Ausreise nach den Walfischgründen antraten.

Über Nacht war das Eis in der Bai gebrochen und von der Flut in die offene See hinausgefegt worden. Wo gestern noch Eis gewesen, da waren jetzt nur noch graues Wasser und weißköpfige Wellen. Die beiden Barken rollten in der Dünung und rissen und zerrten an den Ankerketten gleich ungeduldigen Pferden, die den Zeitpunkt zum Aufbruch nicht erwarten können. Schwarze, qualmende Rauchwolken entstiegen den Schornsteinen.

Es war ein ganz feierlicher Augenblick, wie wir langsam die flache Landzunge umschifften. Dreimal ertönte zum Abschied die tiefe Stimme der Dampfsirene, und dreimal senkte sich an dem hohen Flaggenmast vor dem Hause des Missionars die rote Flagge Old-Englands. Schnell entschwand das altgewohnte Bild unseren Augen, und bald war nur noch der Gipfel des hohen Hügels wie ein flimsiges Wölkchen in der Ferne zu sehen. Etwas wehmütig war mir doch zumute, als diese kleine Welt mit ihren tausend Erinnerungen so schnell — und vielleicht für immer — in der dunstigen Luft über dem westlichen Horizont in ein Nichts zerfloß.

Eine Weile noch hatten wir mit den schweren Eismassen zu kämpfen, die der Ostwind gegen die Insel herangetrieben hatte, aber dann gelangten wir in offenes Wasser, wo wir Kurs

auf Kap Kay Point hielten, dessen Umrisse sich fern im Osten wie eine Insel aus dem Wasser abhoben, und von dort ging es entlang einer hohen, jäh nach dem Meer abfallenden Küste nach dem weiter östlich gelegenen Kap King Point. Von hier läuft die Küste in weitem Bogen nach dem undeutlich in der Ferne erkennbaren Kap Sabine. Die Berge treten hier weiter zurück und machen einem flachen, sumpfigen Ufer Platz, das der natürliche Ablagerungsplatz ist für alles, was der nur wenige Meilen weiter östlich mündende Mackenziestrom aus den Urwäldern, die seinen Oberlauf umsäumen, herunterführt. Hier lag das schönste, trockene Treibholz — zum Teil Stämme von 30 Meter Länge — in unerschöpflichen Mengen übereinander geschichtet. Eine Augenweide für uns, die wir während des ganzen Winters die spärlichen Holzstücke unseres schon allzu ausgeplünderten Holzplatzes unter dem Schnee hervorscharren mußten.

Hier nahmen wir eine Holzladung an Bord, denn der Kohlenvorrat, dessen unsere Maschine in den bevorstehenden Kämpfen mit dem Eis so sehr bedurfte, war beinahe erschöpft. So nahe der Küste, wie das bei dem seichten Wasser möglich war, gingen wir vor Anker und machten dann die Boote klar. In der Mündung eines kleinen Flusses lief unser Boot auf den knirschenden Sand.

Es war ein idyllisches Plätzchen; ringsum grünes Moos und bunte Blumen, und etwas abseits, mitten zwischen den umherliegenden Holzstämmen, stand ein Eskimozelt, vor dem ein lustiges Lagerfeuer unter einem riesigen Kochtopf brannte. Eine Schar Wildenten, die es sich an dem sumpfigen Ufer bequem gemacht hatte, flog schnatternd und schreiend davon. Unser Sinnen stand indes nicht nach Wildenten, sondern nach den hier aufgestapelten Holzvorräten, denn Mr. Johnson hatte erklärt, daß er die volle Ladung noch vor Abend an Bord haben wollte. Und er pflegte solche Erklärungen nicht zum Vergnügen abzugeben.

Bald war jedes verfügbare Plätzchen im Schiffsraum mit Holz gefüllt, und selbst auf dem Verdeck türmte sich eine Decklast, deren Umfang weit über die durch die »rules« von Lloyds internationalem Büro vorgeschriebenen Maße hinausging. Indes: Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Hier war niemand, der so etwas nachmessen konnte.

Noch waren die letzten Boote nicht ausgeladen, als schon der Anker gelichtet wurde zur Weiterreise. Die Aussichten für ein weiteres Vordringen schienen die allerbesten. Überall nur offenes Meer, bis weit, weit nach Norden, wo sich das Blau des Himmels mit dem des Meeres vermischte. Nach übereinstimmender Aussage der Bootssteurer hatte man noch nie zuvor um diese Jahreszeit so wenig Eis gesehen. Jedermann war deshalb bei bester Laune.

„Weiß der Teufel!," sagte Schneeball zu mir, „du hast eine gute Nase gehabt, wie du im »Blauen Anker« an Bord des »Bowhead« gemustert hast! Du wirst noch in diesem Herbst nach Frisko kommen mit so viel Dollars in der Tasche, daß du sie gar nicht alle wieder los werden kannst!"

Aber alle diese Träume hatten — wie das im Leben meistens so geht — ein kurzes Leben. Kaum hatten wir Kap Sabine passiert, als von oben die Stimme des Mannes auf Ausguck ertönte: „Sail O!" Schiff in Sicht!

Da zogen sich die hoffnungsfreudigen Gesichter sehr in die Länge, denn das Schiff konnte nur der »Narwal« sein, der einen Tag vor uns von der Herschelinsel ausgereist war und sich außerdem nicht mit Holzholen aufgehalten hatte. Wenn wir ihn trotz des Vorsprungs so schnell wieder einholen konnten, so gab es hierfür nur e i n e Erklärung: das Eis. Bei näherem Herankommen stellte sich die Vermutung als nur allzu begründet heraus. Das Schiff hatte an einem Eisfeld festgemacht, das sich direkt quer zur Fahrtrichtung von Norden nach Süden in unabsehbarer Länge ausbreitete. Offenbar war das Eis im Mündungsgebiet

des Mackenzie, das dort an den zahllosen seichten Sandbänken eine Stütze findet, noch nicht aufgebrochen.

Unter diesen Umständen blieb uns nichts übrig, als neben unserem alten Wintergenossen anzulegen und in Geduld den Aufbruch des Eises abzuwarten. Wann dieser Zeitpunkt eintreten würde, das konnte niemand voraussehen; der Kapitän am allerwenigsten. Vielleicht konnten Wochen darüber hingehen.

Dieser Meinung waren wir Grünhörner, aber die beiden Kapitäne, die mit großen Schritten auf dem Achterdeck auf und ab schritten, schienen anderer Ansicht zu sein, denn plötzlich ertönte das helle Signal für die Maschine, und Mr. Johnsons mächtige Stimme hallte über das Verdeck: „Haul in your lines!“ — „Los die Leinen!“

Da wir in gerader Richtung nicht weiter konnten, sollte offenbar versucht werden, das Eisfeld in nördlicher Richtung zu umgehen. Lange folgten wir dem Rande des Eises, das scharf und bestimmt wie eine Küstenlinie von dem offenen Meere getrennt war. Bald hatten wir die niedrige Küste aus den Augen verloren, aber noch immer war keine Unterbrechung in der Grenzlinie des Eisfelds zu erkennen. Als gegen Morgen das Wetter unsichtig wurde, waren wir gezwungen, an einer Eiskuppe festzumachen, um das Verziehen des Nebels abzuwarten. Es dauerte nur wenige Stunden, ehe es wieder aufklarte, aber es war erstaunlich, wie sich ringsum alles geändert hatte. Wo vorher offenes Meer gewesen, da war jetzt nur noch ein wildes Chaos von Eisbergen und Eisschollen, das sich in unabsehbare Ferne nach allen Himmelsrichtungen erstreckte. Und der »Narwal«, der beim Herankommen des Nebels in kaum fünfzig Faden Entfernung von uns gelegen, war mit einer abgebrochenen Eisscholle fast eine halbe Meile weit abgetrieben. — Nichts ist so unberechenbar wie diese scheinbar gänzlich gesetzlosen Bewegungen des Eises in jenen Gewässern. Sie sind es, die die

Schiffahrt in größerer Entfernung vom Lande so gefährlich machen, zumal im Frühjahr, wenn das Küsteneis noch nicht aufgebrochen ist.

Indes: hier waren wir nun, fern vom Lande, inmitten des Eises; ein Zurück gab es nicht, und es blieb nichts anderes übrig, als durch das Labyrinth der offenen Rinnen, die die Eisfläche wie blaue Adern durchzogen, die Weiterreise nach Osten fortzusetzen. Anfangs folgten wir im Kielwasser des »Narwal« einer in nordöstlicher Richtung verlaufenden Rinne. Zuerst war es ein breiter Kanal mit völlig stillem Wasser, denn die dicken Eismassen, die sich in der glasglatten Fläche wie in einem mächtigen Spiegel besahen, ließen keinen Wellenschlag aufkommen. Bald aber verengerte sie sich, bis schließlich die Spitzen der beiden Eiskanten zusammenliefen und quer über den Lauf der Rinne eine Eisbarriere bildeten. Der »Narwal«, der sich offenbar die Durchbrechung des Hindernisses nicht zutraute, wartete hier unsere Ankunft ab. Nun war der Augenblick gekommen, wo der »Bowhead« seine Künste zeigen konnte. Drei-, viermal rannte er mit Volldampf dagegen, bis er siegreich durch das Eistor jenseits der Barriere ankam. Keinen Augenblick zu früh. Hinter uns hörten wir das Knirschen der gewaltigen Schollen, wie sie sich fester als je aufeinanderschoben und während wir in der offenen Rinne die Reise wieder aufnahmen, beobachteten wir mit nicht geringer Schadenfreude unseren Gefährten, wie er mit erneuten Angriffen, aber immer gleichbleibendem Mißerfolg die stets breiter werdende Eisbarriere bearbeitete. Der »Bowhead« hatte seinen Konkurrenten glänzend aus dem Feld geschlagen.

In den folgenden Tagen habe ich zum erstenmal das kennen gelernt, was nur wenige Menschen zu sehen bekommen: das richtige Packeis. Ja, das war nicht mehr der morsche, brüchige Stoff, mit dem wir es bisher zu tun hatten; das waren Gebilde, denen man ansehen konnte, daß sie nicht von heute auf

morgen von der See zerborsten und von der Sonne zerschmolzen werden, sondern daß sie mit all ihren verwitterten und zerklüfteten Kanten schon seit Jahrzehnten über das Eismeer segelten, und daß sie sich fühlten als Teile einer Masse, die dort seit Urzeiten das Regiment führte. Zuweilen, wenn sie so unbeweglich dalagen, so still und tot, während das blasse Licht des nordischen Tages darüber lag, da machten sie einen unheimlichen Eindruck; zu anderen Zeiten aber, wenn der Himmel klar war und die Sonne schien, dann flimmerte ihr Licht über der weißen Wüste, und von allen Kuppen und Kanten sprühte es zurück; ein buntes, wechselndes Spiel von tausend Farben. Um Mitternacht, wenn die tiefstehende Sonne lange Schlagschatten über das Packeis warf, lag zuweilen ein wunderbar verträumtes Licht über der Gegend, und über dem flammenden Rot des nördlichen Himmels schimmerten und flimmerten die scharfen Kuppen und Kanten in silbernem Weiß wie die Zinnen eines Märchenschlosses.

Auf tausend Umwegen mußte das Schiff seinen Weg durch diese weiße Wildnis suchen. Oftmals ging es durch Rinnen, die kaum breiter waren als das Schiff, und es bedurfte der ganzen Aufmerksamkeit des Führers, um zu verhindern, daß die überhängenden Kanten der Eisberge nicht die Walfischboote von den Davits rissen. Unaufhörlich tönten aus dem Krähennest die Ruderkommandos des Kapitäns: „Starbord—Steady! Port—Steady! Hard a port!“

Beim Anblick solcher Eisriesen wurde mir oft grausig zumute, und unwillkürlich mußte ich mir ausmalen, was wohl mit uns geschehen würde, wenn diese eisigen Mühlsteine in einer ihrer plötzlichen Launen von beiden Seiten auf das Fahrzeug herangepreßt kämen. Es wäre wohl nicht viel von uns übrig geblieben!

Viel kostbare Zeit ging uns hier verloren. Wenn wir mehrere Stunden in leidlich östlicher Richtung vorwärts gekommen waren, begann die Strömung die Rinne wieder zu

schließen, und das Schiff trieb als ein hilfloser Gefangener vielleicht die doppelte Länge des Weges zurück, ehe eine neue Rinne das Vordringen wieder ermöglichte. Dieses boshafte Spiel wiederholte sich viele Dutzendmal in jenen Tagen. Wo wir uns eigentlich befanden, auf welcher Länge oder Breite und in welcher Entfernung von der Küste, das wußte der Kapitän zuletzt ebensowenig wie wir selber, denn es ist — wie ich schon früher erwähnte — dort oben in der Nachbarschaft des magnetischen Nordpols kein Verlaß mehr auf die Kompaßnadel.

Es war in den ersten Tagen des Monats August, als wir endlich wieder offenes Wasser antrafen. Die gewaltige Deckladung von Treibholz war inzwischen den Weg alles Brennbaren gewandert, und es fing an, wieder einigermaßen „ship shape" auszusehen. Niemand schien befriedigter darüber als Mr. Johnson. Gravitätisch wie immer schritt er auf dem Achterdeck auf und ab.

„Es riecht fischig!" sagte er zu Mr. Lee, der als minder großer Sterblicher auf der Leeseite promenierte. Dabei musterte er mit kritischem Blick die weite Wasserfläche.

„Yes, sir," antwortete der Angeredete nach einer Weile, „es riecht fischig."

Die geübten Nasen der alten Seebären hatten sie nicht getäuscht. Kaum eine halbe Stunde nach dieser einsilbigen Unterhaltung ertönte der alte Schlachtruf: „Blo—o—o—ow!" Und schon wenige Minuten später befanden sich alle fünf Boote im Wasser.

Auch diesmal wieder bedeckte sich unser Boot mit besonderem Ruhm. Lange ehe die anderen herangekommen waren, erreichten wir eines der Ungeheuer, das, ruhig schlafend, auf dem Wasser träumte. Mit gewohnter Eleganz rannte Sam seine beiden Eisen bis zum Heft in die schwarze Masse, worauf diese sich mit dem üblichen Peitschenhieb empfahl. Mit großer

Geschwindigkeit jagten wir durchs Wasser, aber bald ließ diese nach, bis schließlich das Boot ganz zum Stillstand kam. Wir warteten auf das Erscheinen unseres Freundes, der nun zur Oberfläche kommen mußte. Aber zwanzig Minuten, eine halbe Stunde verging, ohne daß sich etwas rührte. Da schauten wir mit langen Gesichtern einander an. Kein Zweifel, der Satan hatte uns noch im Tode einen bösen Streich gespielt: er war gesunken!

Das war eine neue Nummer auf dem Programm. Mit Fug und Recht durfte ich annehmen, daß wir im vergangenen Sommer schon alle möglichen Variationen von Walfischtricks erlebt hatten, aber daß der getötete Walfisch auch sinken könnte — diese Möglichkeit hatte ich nie in Betracht gezogen. Doch da lag sie nun, die gewaltige Masse, auf dem Grunde des Meeres in hundert Faden Tiefe, und wie man sie wieder heraufbringen sollte, das war mir ein Rätsel. Aber ein alter Walfischfänger ist auch hier nicht am Ende seines Lateins. Zunächst wurden die »grapel irons«, eine Art vielzinkiger Bootsanker, am Ende der Jolle befestigt und so lange auf dem Meeresgrund hin und her geschleift, bis sie fest in dem Körper des Walfisches verankert waren. Nachdem auf diese Weise alle Boote einen Halt gewonnen hatten, wurde ein »messenger« zurechtgemacht. Eine Harpune wurde mit einem Bleigewicht verbunden und längs der Leine mit dem Bootsanker ins Wasser gelassen. Auf diese Weise suchte man eine zweite Harpune anzubringen, damit bei dem Heraufholen des Walfisches das Gewicht besser verteilt und dadurch die Gefahr des Herausreißens der einen, bereits befestigten Harpune vermindert werde. Das Anbringen eines solchen »messenger« gelingt natürlich nur selten. Bei einigermaßen bewegter See ist es überhaupt nicht möglich, einen gesunkenen Walfisch auf diese Weise zu heben. Doch hier war, abgesehen von dem durch die Brise bewirkten Wellenschlag, eine völlig ruhige See, und so gelang es dann nach vielem Fluchen und

nach mancherlei vergeblichen Versuchen, das Eisen anzubringen. Doch damit waren wir noch lange nicht über alle Berge. Jetzt erst begann die Arbeit — eine schwere, hartnäckige Arbeit. Ich glaube, daß keiner von allen, die dabei gewesen sind, je ein härteres Stück Arbeit getan hat.

„Haul away! Haul away!" brüllte Mr. Johnson, „holt an der Leine, ihr Schmachtlappen, ihr Vogelscheuchen" usw. Aber er hatte gut reden. Obwohl wir arbeiteten, bis uns der Schweiß aus allen Poren drang, so wollte doch kein Zoll der Leine hereinkommen. Es war, als ob der Walfisch sich noch im letzten Todeskampf mit tausend Krallen in den Meeresboden gewühlt hätte. Endlich, eine Ewigkeit schien uns dazwischen zu liegen, begann die Leine fast unmerklich etwas nachzugeben. Langsam — ganz langsam — kam eine Bucht nach der andern an Bord. Je höher der Walfisch kam, desto leichter wurde die Arbeit, und es dauerte nun nicht mehr lange, bis wir den widerhaarigen Kunden am Spill längsseits hieven konnten. Der Rest der Arbeit war ein Kinderspiel.

So waren wir denn am Ziel unserer Reise angelangt, denn wo sich ein Walfisch aufhielt, da mußte es auch noch andere geben. Wir machten also, wie wir das immer in den Fanggründen zu tun pflegten, die leichteren Segel fest und ließen das Schiff unter Marssegeln in gemächlichem Tempo vor dem Winde treiben. Aber oben auf dem Verdeck war man nicht so gemächlich, wie das von außen den Anschein hatte. Eine Anzahl guter Augen hielt ständig scharfen Ausguck nach allen Richtungen.

Wir waren denn auch noch beim Zerlegen des Kopfes, als Sam aus dem Krähennest eine große Schule von Walfischen entdeckte, die sich in einem offenen Wasserbecken zwischen mächtigen Eisfeldern aufhielt. Obwohl wir einen langen und mühsamen Arbeitstag hinter uns hatten, wurden sofort wieder die Boote zu Wasser gelassen. Dem Steuermann wollte diesmal

das Unternehmen gar nicht gefallen. Er fluchte gewaltig, weil der »Alte« uns aus purer Bosheit ins Boot geschickt hätte. In der Tat: die Aussichten auf Erfolg waren nicht gerade günstig. Der Wind war bis auf einen gelegentlichen Luftzug gänzlich eingeschlafen, und über dem Wasser lag eine dünne Haut von jungem Eis, das zwar die Boote nicht aufzuhalten vermochte, aber doch beim Durchfahren ein knirschendes Geräusch verursachte, das dem Walfisch das Nahen der Gefahr bemerkbar machen mußte. Wir achteten deshalb viel mehr auf das Schiff, als auf die Walfische, um ja nicht den Augenblick zu versäumen, an dem dort als Signal zur Rückkehr der Boote die Flagge an der Gaffel hochgehen würde.

Aber die größten Erlebnisse und die schlimmsten Abenteuer kommen immer dann, wenn man sie am wenigsten vermutet. Ganz von selbst trug die Strömung alle fünf Boote mitten hinein zwischen die ahnungslosen Ungeheuer. Schon waren wir ganz nahe an eine große Kuh herangetrieben, und Sam wiegte schon die Harpune in der Hand, als in diesem Augenblick höchster Erwartung in nächster Nähe die Bombe eines anderen Bootes explodierte. Das wirkte auf „unseren" Walfisch wie ein elektrischer Schlag. Mit einem einzigen Hieb seiner gewaltigen Fluke zerbrach er den langen Steuerriemen, als ob er ein Streichholz wäre, machte Kleinholz aus dem Tiller, schleuderte den Bootshaken weg, daß er wohl fünfzig Meter weit wie ein Pfeil durch die Luft schoß, und schlug obendrein noch ein klaffendes Leck durch die Planken im Achterende, von wo das Wasser in einem dicken Strom hereingerauscht kam. Gemäß unserer für solche Fälle schon längst beigebrachten Instruktionen legten wir die Riemen quer über das Boot und laschten sie fest mit eigens dafür angebrachten Schnallen. Da standen wir nun mitten im Wasser in hilflosem Wrack und nicht viel besser dran, als ob wir im offenen Meere trieben. Es war ein Glück, daß das Unglück in dem stillen Wasser zwischen den Eis-

schollen geschah, denn draußen auf der offenen See hätten die Wellen den gebrechlichen Bau unseres Bootes vollends auseinandergerissen.

Noch hatten wir uns nicht von dem ersten Schrecken erholt, als ein anderes Boot, getaut von dem Walfisch, der — für uns so sehr zur Unzeit — harpuniert worden war, in rasender Eile gerade auf unser gänzlich manövrierunfähiges Wrack herangestürmt kam. „Look out!“ schrie der Steuermann.

Ja, hier half kein Aufpassen mehr, weder bei uns, noch bei dem herankommenden Boote. Ob es einen Zusammenstoß geben würde, das lag nur beim Walfisch allein. Schnell wie der Blitz war das wilde Heer über uns. Gleich einer grünen Wand tauchte eine hohe Welle auf und rauschte über uns weg. Mir war, als ob der ganze Ozean über mich gefallen wäre. Mechanisch klammerte ich mich noch fester an den Riemen, während um mich her alles erfüllt war von den grünen Fluten, die sausend und brausend vorüberrauschten. Tiefer und tiefer glaubte ich zu sinken bis zum Grunde des Meeres. In jenen Sekunden habe ich die ganze Skala der Empfindungen eines Ertrinkenden durchlebt.

Aber auf einmal, wie ich schon alles verloren glaubte, da kehrten Licht und Sonnenschein und frische Luft — köstliche frische Luft! — zurück. Und die Trümmer des Bootes hielten immer noch zusammen! Und wir lebten alle noch! Es war wie ein Wunder.

Lange noch mußten wir in unserer ungemütlichen Lage aushalten, ehe uns die anderen Boote zu Hilfe kamen. Glücklicherweise trieben wir gegen eine Eisscholle, wo wir aufs Trockene gelangen konnten; aber ach, dort draußen im Freien und in der wieder aufgefrischten Brise, die durch Mark und Bein ging, war es fast noch kälter als im Wasser.

Unterdessen konnten wir von unserm windigen Beobachtungsplatz aus zusehen, wie den Walfisch allmählich sein

Schicksal ereilte und wie er längsseit festgemacht wurde. Viel zu langsam ging uns diese Arbeit vor sich, denn ehe der Walfisch gut und fest war — das wußten wir ganz genau — würde sich drüben keine Seele um uns kümmern, sintemalen Menschen lange nicht so wertvoll sind wie Walfische.

Aber schließlich nimmt alles einmal ein Ende, selbst eine Stunde auf einer Eisscholle. Wir waren alle froh, als wir wieder die festen Deckplanken des alten »Bowhead« unter den Füßen spürten. Gestützt auf frühere Erfahrungen in dieser Hinsicht, machten wir uns auf ein Donnerwetter gefaßt, aber abgesehen von einigen alltäglichen Liebenswürdigkeiten kamen wir ungeschoren davon. Der Anblick des längsseit liegenden Walfisches übte offenbar eine beruhigende Wirkung auf das Temperament des Schiffsgewaltigen. Auch die Havarie des Bootes stellte sich als nicht so gefährlich heraus, wie man zuerst annehmen konnte. Mit Ausnahme einer zerschmetterten Planke an der Steuerbordseite war es unversehrt davongekommen. Bis der Schaden repariert war, waren wir allerdings außer Gefecht gesetzt, zum großen Kummer Mr. Lees, der nach neuen Lorbeeren dürstete. Wir andern dachten anders. Was z. B. mich anbetrifft, so hatte ich schon wieder genug und übergenug der Walfischjagden für die ganze Saison. Wie bei dem vorhergehenden Walfisch nahmen wir auch diesmal nur den Kopf. Es war ein kleines Exemplar, das kaum 1500 Pfund Fischbein lieferte.

Mit dem schönen Wetter der beiden letzten Tage war es nun auf einmal vorbei. Ein dicker, undurchdringlicher Eismeernebel begann aus dem Wasser aufzusteigen, sehr zur Freude unseres Steuermanns, dem sich — wie er glaubte — dadurch eine günstige Gelegenheit bot, um ungestört sein Boot auszubessern. Aber der arme Mr. Lee hatte offenbar kein Glück in diesem Sommer. Gerade als die neue Planke soweit war, daß man sie in die Bootsseite einsetzen konnte, wurden schon

wieder Walfische gemeldet, die man in dem dicken Nebel zwar nicht sehen, aber sehr gut hören konnte. In ohnmächtiger Wut schleuderte er den Hammer in die Ecke und machte seinem gepreßten Herzen Luft mit einem gewaltigen „God damn!"

Doch alles Fluchen half hier nichts. Untätig mußte er zusehen, wie die andern ihre Boote klarmachten und fast, ehe sie das Wasser berührten, mitsamt der Mannschaft in dem Nichts verschwunden waren. Es war das erstemal, daß ich von der Perspektive des Schiffsverdecks einer Walfischjagd beiwohnte. Die Aussicht hatte viel Verlockendes für mich, denn von hier aus — so dachte ich — konnte ich als Unbeteiligter das interessante Schauspiel wie auf einem Film vor meinen Augen abrollen sehen. Unverwüstlicher Optimist, der ich mir in meiner Naivität immer solche Dinge einbildete! Ich sollte bald eines anderen belehrt werden. Da der Kapitän mit Mr. Lee im Krähennest auf Ausguck stand und die übrigen Steuerleute in den Booten waren, führte Schneeball, der Koch, das Kommando. Und der war nach Kräften bemüht, uns diese Tatsache deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Stundenlang sprengte er uns über das Verdeck; Brassen wurden angeholt, Stagsegel niedergeholt und wieder aufgeheißt, Bramsegel aufgegeit und gleich wieder gesetzt, und das alles mit der nötigen Beschleunigung. Man glaubte sich an Bord einer großen Viermastbark im launigen Mallpassat unter der Linie. Dazwischen mußten wir die schweren, rostigen Ketten, die mächtigen Taue und Talljen und was sonst noch zu dem Geschirr gehört, mit dem man einen Walfisch längsseit vertaut, aus dem Zwischendeck hervorholen und klar zum Gebrauch bereitlegen.

Ringsum lag indes der schwere, graue Nebel in der beklemmenden Stille, in der nur da und dort — manchmal dumpf dröhnend aus weiter Ferne, manchmal laut röchelnd aus nächster Nähe — das Geräusch eines Spauts widerhallte. Plötzlich

aber vernahm man deutlich zweimal schnell hintereinander den scharfen Knall der explodierenden Bomben.

„Fast boat!“ — „Fest Boot!“ sang der Kapitän aus und während er eilends an den Wanten der Vortakelage herunterkam, erteilte er die Befehle. Um die Verbindung mit den Booten herzustellen, wurden Signale mit dem Nebelhorn gegeben, die sich nach einem für solche Fälle vorausbestimmten Code in gleichen Abständen wiederholten. Die Boote antworteten mit Schüssen aus dem Bombengewehre, dessen heller Feuerstrahl, der selbst durch den dicken Nebel deutlich erkennbar war, die Richtung angab. Aber die Entfernung war hieraus nicht abzuschätzen, und so kam es, daß wir direkt auf den toten Walfisch aufliefen. Viel hätte nicht gefehlt, und wir hätten bei der Gelegenheit auch noch zwei der Boote über den Haufen gerannt. Wieder waren wir längsseit einer Beute im Werte von mehr als 10 000 Dollars. Wenn das so weiterginge —

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Der Nebel war nur der Vorläufer eines jener heulenden Südwester gewesen, die dem Schiffer in den Eisregionen so gefährlich sind. Schon begannen sich dicke Wolken am Horizont zu ballen und die ersten Windstöße heulten durch die Takelage. Mit fieberhaftem Eifer wurde daher die Beute in Sicherheit gebracht, dann die Rahen angebraßt, und fort ging es vor der steifen Brise, um womöglich noch vor dem Hereinkommen der Hauptmassen des Packeises unter den Schutz der Küste zu kommen. Eine abenteuerliche Sturmfahrt! Die schwarzen Wolkenschatten jagten einander wie ein wildes Heer von finsteren Gespenstern, und der Wind zerrte an den Tauen, rasselte mit den Schotketten und blähte die Segel bis zum Zerspringen, während der Bug des davoneilenden Schiffes eine breite weißschäumende Straße durch die tintenschwarzen Fluten zog. Wohl konnte hier zwischen den Eismassen kein hoher Seegang aufkommen, aber das Knirschen und Mahlen der aufeinander pressenden Schollen

hörte sich unheimlicher an als das Poltern der Sturzseen im wütendsten Kap-Horn-Wetter.

Land! Fast unnatürlich plötzlich tauchte es aus dem Meere auf, eine lange, dunkle Linie, die sich am südlichen Horizont hinzog. Geradevoraus lag die hohe, massige Kuppe von Kap Dalhousie und weiter im Osten war Kap Bathurst zu erkennen, vor dem sich, flach wie ein Pfannkuchen, die uns allen noch wohlbekannte Baillyinsel ausbreitete.

Dorthin hielten wir Kurs, denn dort in der kleinen Bai befindet sich der einzige gesicherte Ankergrund im weiten Umkreis. Und siehe da! Kaum war unser Anker gefallen, als auch schon der lange vermißte »Narwal« in Sicht kam. Er hatte eine weniger abenteuerliche, aber auch nicht so erfolgreiche Reise hinter sich. Er hatte die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit erwählt und war nach dem mißglückten Durchbruchsversuch nach Kap Sabine zurückgekehrt, um dort den Aufbruch des Küsteneises abzuwarten.

Wieder vergingen lange und langweilige Tage des Wartens auf das Verschwinden des Eises, das der Nordweststurm wieder hereingetrieben hatte. Abscheuliche Tage! Man konnte glauben, daß jetzt, zu Anfang August, der Winter schon wieder seinen Einzug halten wolle.

Mit wachsender Spannung sahen wir indes der Ankunft der anderen Walfischfänger entgegen, die nun jeden Tag auf ihrer Sommerreise heraufkommen konnten. Das Datum der Ankunft hing natürlich ganz von dem Zustand des Eises in der Beaufortsee ab. Jedenfalls ist es bisher noch nicht gelungen, vor dem 1. August das berüchtigte Point Barrow zu umschiffen, und von dort braucht man noch zehn bis vierzehn Tage bis zur Bailly-Insel. Das Erstaunen war daher groß, als eines Abends, kaum drei Tage nach unserer Ankunft, der willkommene Ruf ertönte: „Smoke to the westward!“ „Rauch im Westen!“ Schnell wurde die Rauchwolke größer, und hinter ihr zeichneten

sich die Masten und Rahen eines Schiffes ab, von dessen Gaffel die Sterne und Streifen wehten. Der »Alexander«, dem ich im vergangenen Herbst so sehnsüchtig nachgeblickt hatte, kam in Sicht. Kaum hatte er neben uns Anker geworfen, als man ein Boot zu Wasser ließ, das den Kapitän an Bord brachte. Neugierig betrachteten wir die Leute der Bootsmannschaft. Weiße Menschen in europäischen Kleidern! Es gab also doch noch auf dieser Erde eine gesittete Welt mit gesitteten Menschen! Und was diese Leute alles zu erzählen wußten! Von den Heuerbaasen und den Strandläufern an der Wasserfront des alten Frisko, von der hohen Politik, von Teddy Roosevelt, von Mac Kinleys Ermordung, von John D. Rockefeller und von Jim Jeffries, der aus dem letzten großen Boxkampf um die Weltmeisterschaft als neuer Stern am Sporthimmel hervorgegangen war. Und dann brachten sie gar noch Briefe aus der fernen Heimat. — Zuviel der wirren, widersprechenden Empfindungen sind in jenen Stunden auf meine arme Seele eingestürmt, als daß ich davon erzählen könnte.

Bald nach dem »Alexander« kamen auch, eins nach dem andern, die übrigen Schiffe an und gingen in Lee der Insel vor Anker; im ganzen etwa zehn Fahrzeuge.

Wie der Westwind abflaute und das Eis langsam wegzutreiben begann, nahmen wir die Weiterreise wieder auf in der Richtung nach Bankland, dessen Südspitze, das hohe Vorland von Nelsonhead, wir etwa am 1. September in Sicht bekamen. Es war wieder ein Tag wie damals, als wir zum erstenmal jene fernen Gewässer berührten. Wieder glühte die Morgensonne über der Schneekappe des tafelförmigen Vorgebirges und warf lange, dunkelviolette Schatten in die senkrecht abfallenden Spalten der Bergwände, wieder wie damals fegte ein frostiger, messerscharfer Ostwind über das Meer, und vor ihm tanzten unzählige weiße Wellenköpfe über der blauen Fläche.

Aber es dauerte auch diesmal nicht lange, ehe wir wieder mitten drin waren im typischen Bankslandwetter. Wilde Böen, die der Ostwind wie schwarze, phantastische Schleier über den Himmel hinjagte; eisige Regenschauer, prasselnde Hagelwetter und tolle Schneegestöber. Grau und düster war alles ringsum, der Himmel, die Wolken, das Wasser, das Land und die Menschen. Auf den Kämmen der schwerfällig arbeitenden See zogen sich lange, bläulich-weiße Schaumstreifen hin, und dazwischen schwammen wie große Ölflecken die braunen, breiigen Massen des halbgeschmolzenen Schnees.

Wohl vierzehn Tage kreuzten wir vor jener fernen Küste, ohne durch die Anwesenheit eines der andern Schiffe gestört zu sein, und wären wir auch nur einigermaßen vom Glück begünstigt gewesen, so hätten wir hier einen großen Fang gemacht, denn an Walfischen war kein Mangel. Fast kein Tag verging, der nicht unsere Boote im Wasser gesehen hätte; aber keinen einzigen Walfisch haben wir in jenen Tagen längsseit gehabt. Es war, als ob wir das letzte bißchen Glück dort draußen im Packeis zurückgelassen hätten. So war es für uns alle wie eine Erlösung, als wir nach langem, fruchtlosem Umherkreuzen endlich die Rahen vierkant braßten und mit voller Leinwand vor dem Oststurm davonjagten. Westwärts — heimwärts!

Schon nach drei Tagen waren wir wieder an unserm alten Liegeplatz vor der Baillyinsel angelangt, der sich inzwischen nicht zu seinem Vorteil verändert hatte. Nicht, als ob er je einen einladenden Eindruck gemacht hätte, aber jetzt, wo die weiße Schneedecke über dem flachen Lande lag, wo die stille Wasserfläche in der Bucht mit einer Haut von jungem Eis überzogen war und der niedrige, bleigraue Himmel sich darüber wölbte, da sah es gar öde und traurig aus.

Ein einziges Schiff — der »Alexander« — lag in der Bucht, offenbar in Erwartung unserer Ankunft. Kaum hatten wir Anker geworfen, als er Boote herüberschickte, um unser Fisch-

bein abzuholen, während wir die unserigen klarmachten, um — Proviant von dem andern Schiff zu übernehmen. Proviant? Wozu? Mich überlief es kalt und wieder heiß dabei, denn wenn diese Arbeit überhaupt einen Sinn hatte, so konnte es nur der eine sein: Noch ein Winter! So war es also zur Wirklichkeit geworden das bange Gespenst, das in all den langen Monaten über uns gebrütet hatte; der Teufel, der schon lange umgegangen war und den doch keiner an die Wand zu malen wagte. Noch ein weiteres kostbares Jahr verloren in dieser Eiswüste!

Kaum war das letzte Pfund Fischbein an Bord gekommen, als der »Alexander« die Leinen los warf und mit vollen Segeln davon eilte nach jener großen, lebendigen Welt, die irgendwo dort drunten im Süden lag.

Bald waren die obersten Mastspitzen des heimwärts reisenden Schiffes unter den westlichen Horizont hinuntergetaucht, und wir waren wieder einmal allein im weiten Eismeer. —

Ungewöhnlich früh brach in diesem Jahr der Winter herein. Die Luft war klar und kalt, und das junge Eis in der Bucht wurde immer dicker. Wir mußten deshalb ebenfalls an die „Heimreise" — nach der Herschelinsel — denken.

Vorerst kreuzten wir aber noch in den Gewässern westlich der Baillyinsel, in der Hoffnung, an einen der westwärts ziehenden Walfische heranzukommen, denn da wir von den drei erbeuteten Walfischen nur den Kopf genommen hatten, gebrach es sehr an Tran für unsere Lampen und an Muktuk für die Hunde. Das Versäumte mußte daher noch im letzten Augenblick nachgeholt werden, und die Befriedigung war groß, als auf der Höhe von Kap Dalhousie noch ein solcher Nachzügler in Sicht kam, der trotz hochgehender See in kurzer Zeit längsseit gebracht wurde.

Der Bursche verursachte uns ein paar Stunden der Aufregung, da er in der hohen See gewaltig in den Talljen riß, aber trotz Sturm und Wetter wurde nicht geruht, bis

das letzte Pfund Speck an Bord war. Dann ging es ans Kochen und Sieden, und während die flackernden „Cressets" einen blutroten Schein auf die weißen Segel und über die wilden Wellen des sturmgepeitschten Meeres warfen und die rußigen Rauchwolken wie schwarze Schleier hinter uns her zogen, hielten wir von neuem unseren Einzug im alten Winterhafen auf der Herschelinsel.

Eine denkwürdige Begegnung.

Der zweite Winter. — Der verkommene Dollarprinz. — Des Doktors Rache. — Neue Fahrt nach den Walfischgründen. — Ankunft der Schiffe. — Tartarennachrichten. — Das gekenterte Boot. — Der ungeschickte Jimmy. — Kritische Lage. — Ungnädiger Empfang an Bord. — Auf nach San Franzisko! — Ein seltsames Fahrzeug kommt in Sicht. — Der schwerhörige Kapitän Amundsen. — Ein historischer Augenblick: die vollendete nordwestliche Durchfahrt. — Besuch auf dem Wrack der »Bonanza«. — Ein Eismeer-Robinson. — Johnny Cook in Nöten. — Eis überall. — Vergebliche Durchbruchsversuche. — Noch ein Winter!

Soll ich nun auch noch von den Ereignissen dieses zweiten Winters berichten? Soll ich davon erzählen, wie abermals unter seinem kalten Hauch das weite Meer zu einer kalten, toten Eismasse erstarrte; wie langsam und stetig die lange Nacht wieder herangekrochen kam; wie in den endlosen Nächten die funkelnden Sterne immer größer und glänzender leuchteten, während die liebe Sonne schnell und ruhmlos ihre Gastrolle auf dieser Erde zu Ende spielte? Oder soll ich noch einmal erzählen von der langen Winternacht, von dem Haus, das wir aus den alten Brettern über dem Verdeck aufbauten, und von dem Schneewall, den wir ringsum auftürmten? Oder von Schlitten und Hunden und Eskimos? Oder von Hunger und Kälte, von Krankheit und Wahnsinn, von Not und Tod? Ach! Dann müßte ich ja die vorhergehenden Kapitel noch einmal

erzählen! Das ist es ja gerade, was den Eismeerwinter für den zivilisierten Menschen so unerträglich macht, daß sich die Tage und die Jahre alle einander gleichen wie ein Ei dem anderen! Und daß doch ein jeder Tag seine eigene Plage hat.

Es genüge daher, festzustellen, daß dieser zweite Winter verlaufen ist wie der erste, nur noch eintöniger, weil uns alles nicht mehr neu gewesen ist, und noch etwas hungriger, denn drunten bei den Proviantvorräten begann es bedenklich leer auszusehen.

Auch in diesem Winter waren wir nicht ohne Gesellschaft. Zwar war der »Narwal« nach Frisko zurückgekehrt und die »Bonanza« überwinterte diesmal auf der vielberufenen Baillyinsel, aber dafür hatte der »Karluk«, eine Brikentine aus San Franzisko, den Hafen der Herschelinsel zum Winteraufenthalt erkoren.

Wir versäumten nicht, unseren neuen Leidensgefährten einen Besuch abzustatten, sobald der Zustand des Eises einen Verkehr ermöglichte. Sie waren dort drüben eine mindestens ebenso bunt gemischte Mannschaft wie wir selber. Zwei merkwürdige Gestalten waren jedoch darunter, die ich um ihres tragischen Schicksals willen nicht unerwähnt lassen kann. Der eine, ein Riese von einem Menschen, mit tiefer, dröhnender Stimme und scheinender Glatze, war der Sohn eines enorm reichen kalifornischen Gutsbesitzers. Der andere, mit pfiffigem Gesicht und einem mächtigen roten Haarschopf, war sogar ein leibhaftiger Arzt. Der Whisky war es natürlich, der die beiden an Bord des alten »Karluk« gebracht hatte.

Bei ersterem war die Sache allerdings schon zur Gewohnheit geworden. Schon seit Jahren war er Stammgast im Logis des »Karluk«, und noch von jeder Reise war er zurückgekehrt mit dem festen Vorsatz, daß nie wieder ein Tropfen von dem Rattengift der Heuerbase über seine Lippen kommen sollte. Aber der Weg zur Hölle ist bekanntlich mit guten Vorsätzen

gepflastert. Sobald er wieder das Pflaster der Barbarenküste unter den Füßen spürte, begann auch wieder die alte Leidenschaft zu erwachen. Immer wollte er nur ein einziges Gläschen trinken — just for luck —, aber damit war das Unglück schon geschehen, und es gab kein Halten mehr, bis der letzte rote Cent in Alkohol umgesetzt und der nagelneue Anzug und die Schuhe von den Füßen in Whisky verwandelt waren. Fortan machte nur noch der Alkohol für ihn den Wert des Lebens aus. Für ihn bettelte er jeden Vagabunden an und lauerte stundenlang vor den Konsulaten auf Seeleute mit Vorschußnoten. Während des Winters pflegte er so an der Wasserfront herumzubummeln als der verkommenste der Vagabunden, die je in feuchten Kellerhöhlen geschlafen und ihre tägliche Mahlzeit von dem Freelunchcounters der Hafenkneipen gestohlen haben. In den Spelunken der Washingtonstraße und oben auf dem Telegraphenhügel, wo vor dem großen Erdbeben noch die dumpfen, italienischen Weinschenken lagen, in denen man für 10 Cents eine ganze Gallone — vier Liter — von dem starken „Dego-Red" bekam und des Nachts für fünf Cents auf den harten Bänken schlafen durfte, dort war seine Winterheimat, und wenn das Frühjahr kam und mit ihm die Heuerbaase mit ihrem Giftgemisch, so befand er sich, ehe er sich's versah, wieder auf der Reise nach Norden. — Schade um ihn; er war sonst ein feiner Kerl und eine gute Seele, aber

„Whiskey bracht mich
Um Kap Horn,
Whiskey, Johnny."

So pflegen die Matrosen zu singen, wenn sie am Gangspill hieven.

Mit dem Doktor lag die Sache wesentlich anders. In weinfröhlicher Laune war er an Bord gekommen, ohne selbst eine Ahnung zu haben, wie das zugegangen war. Er machte große

Augen, als er am nächsten Tage mit schwerem Kopf in der engen Koje aufwachte. Himmel und Hölle wollte er in Bewegung setzen gegen solche Rechtsverletzung, und er schwor tausend Eide, daß er den Kapitän an den Galgen bringen würde. Aber was half das Protestieren inmitten der weiten, wogenden See? Zudem mußte er seine eigene Unterschrift lesen auf der Musterrolle, die ihm der Kapitän selber unter die Nase hielt. Ein bißchen zitterig und unsicher zwar, aber sie stand da — seine eigene Handschrift.

„Geh' nach vorne, wohin du gehörst!" hatte ihn dann der Kapitän mit rauher Stimme angefahren, „ich will von solchen Dummheiten nichts mehr hören!"

Dieser Dr. med. war selbstverständlich eine willkommene Beute für das rohe Schiffsvolk, das nicht versäumte, dem unglücklichen Menschen den Unterschied von einst und jetzt in seiner sozialen Stellung bei jeder Gelegenheit fühlbar zu machen. „Doktor, komm her mit dem Besen!" „Doktor, putz den Schweinestall!" „Doktor hier und Doktor da", so ging es den ganzen Tag. Aber ein Doktor ist kein Spielzeug. Er kann sich immer wieder rehabilitieren, sofern er es nur versteht, die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen. Auch für diesen vielgeplagten Vertreter der edlen Zunft kam ein Tag, an dem er grausame Rache nehmen durfte. Und das ging so zu: Als der Kapitän, der etwas von einem Hypochonder an sich hatte, nach einer guten Mahlzeit von heftigen Magenbeschwerden heimgesucht wurde, erinnerte er sich in seiner Not, daß ja der Arzt ganz in seiner Nähe wohnte. Er schickte den rothaarigen Steward nach vorne mit der Bitte, ob der Herr Doktor die Güte haben möchten, dem Herrn Kapitän eine Konsultation zu gewähren. Und der Herr Doktor zeigte sich auf der Höhe der Situation. Er machte eine bedenkliche Miene und benannte die Krankheit mit einem ganz furchtbaren lateinischen Namen.

„Wenn der Herr Kapitän sich nicht in ständige ärztliche

Behandlung begeben, kann ich für nichts garantieren," sagte er mit jener Entschiedenheit, die allen Fachleuten eigen ist.

So kam es, daß der Kapitän, wie einst Pharao den armen Joseph, des Doktors Haupt erhöhte und ihn in Gnaden aufnahm ins Reich der Messer und Gabeln. Auch für den »Bowhead« war er fortan als Schiffsarzt tätig. Man konnte ihn von einem Schiff zum andern laufen sehen, die Taschen gefüllt mit Pillen, die er aus Mehl und Wasser herzustellen pflegte und den Patienten äußerst sparsam unter den strengsten Verhaltungsmaßregeln verabreichte.

Ich weiß nicht, aber ich habe nie große Stücke auf seine medizinischen Kenntnisse gehalten. Mir will es fast so scheinen, als ob er ein viel schärferes Auge für die geistigen als für die körperlichen Gebrechen der Menschen gehabt hat und seine ganze ärztliche Tätigkeit nur ein Riesenbluff gewesen ist. —

Es war kein schöner Sommer, der auf diesen zweiten Winter folgte. Während im vergangenen Sommer fast stets milder Ostwind wehte, der draußen auf dem Meere das Eis offen hielt, herrschten diesmal wilde, naßkalte Hagelböen aus Nordwesten vor, die das Packeis hart gegen die Küste preßten. So oft wir auch auf den nahen Hügel hinaufkletterten, um nach den blauen Wasserstreifen Ausschau zu halten, die uns im vorigen Jahr so viel Freude gemacht hatten, wir sahen immer nur Eis und wieder Eis. Schließlich unterließen wir diese Kletterpartien und räsonierten noch mehr, als wir es während des ganzen Winters getan hatten, und bildeten uns ein, von allen guten Geistern verlassen zu sein.

Trotzdem konnten wir noch einige Tage früher als im vergangenen Jahre die Ausreise nach den Walfischgründen antreten. In dem seichten Fahrwasser, das sich als enger Kanal zwischen dem Festland und der endlosen Masse des Meereises hinzog, tastete das Schiff seinen Weg vorwärts bis zu unserem alten Holzladeplatz bei Kap Sabine, wo wir programmäßig

eine gewaltige Ladung an Bord holten. Immer längs der Küste segelnd, erreichten wir die Baillyinsel und sogar das Kap Parry, wo auch schon unser alter Leidensgefährte, die »Bonanza«, vor Anker lag. Aber in der Kursrichtung nach Banksland, dem gelobten Land der Walfischfänger, lag immer noch dickes Packeis, und da zudem eine steife Brise aus Nordwesten das Eis noch mehr hereintrieb, blieb nichts anderes übrig, als die Rückreise nach der Baillyinsel. Dort lagen wir wochenlang untätig, denn außer dem seichten Küstengewässer, wo es keine Walfische gibt, war und blieb alles mit Eis bedeckt.

Wir freuten uns, als die mit Sehnsucht erwarteten Schiffe aus San Franzisko wieder anlangten und mit ihnen frischer Proviant und Nachrichten von den Dingen, die sich im Laufe des letzten Jahres dort draußen in der Welt zugetragen hatten. Viel Denkwürdiges hatte sich ereignet. Der Russisch-Japanische Krieg war begonnen und beendet, ohne daß wir davon erfahren hatten, und man munkelte bereits davon, daß die kleinen braunen Kerle nächstens mit Onkel Sam anbandeln würden. Das alles schien mir ganz unverständlich. Längst schon hatte ich mich daran gewöhnt, die zivilisierte Welt als unerreichbares Paradies anzusehen, und konnte mir nicht vorstellen, wie Menschen, die in solchem Schlaraffenland leben durften, sich in einem anderen Zustand als dem der vollsten Glückseligkeit befinden konnten.

„Deutscher, was?" redete mich ein rothaariger Irländer vom »Alexander« an, „kannst froh sein, daß du jetzt nicht in Deutschland bist, denn der Kaiser würde dich holen. Der braucht Soldaten für den großen Krieg."

„Krieg?" fragte ich bestürzt.

„Natürlich ist Krieg!" antwortete der andere mit Seelenruhe, „will's dir gleich mal zeigen."

Und dann wühlte er aus seinem Seesack einen Pack Zeitungen hervor — weiß Gott, die ersten, die ich zu Gesicht bekam

seit jener Unglücksnummer mit der Anzeige des Thomas Muray in der Batteriestraße! — Ja, das mußte wohl seine Richtigkeit haben mit dem großen Krieg! Da waren sie abgebildet auf der ersten Seite des „San Franzisko Examiner", die Schlachtfelder von Südwestafrika! Blut in Strömen und auf dem weiten Kampfplatz die Leichen wie Sand am Meer.

Es war ein unglückseliger Sommer. Das Eis verhinderte jedes Vordringen und erst ganz spät in der Saison bahnte uns ein starker Ostwind den Weg nach Banksland. Bei Tagesanbruch bekamen wir die Südspitze des Landes in Sicht, und fast zu gleicher Zeit wurden vom Krähennest aus die ersten Walfische entdeckt, die dicht unter dem hohen Lande in spieliger Beschaulichkeit kreuzten. Es war nichts weniger als ein idealer Tag zum Walfischfangen. Ein feiner, durchdringender Regen rieselte vom düsteren, gleichmäßig bewölkten Himmel, und dazu wehte ein eisiger Nordost in launischen Böen, die den salzigen Wasserstaub über die Kämme der Wellen fegte. Ueber die Back und Luvreel brachen boshafte Sturzseen und ließen nach ihrem Verlaufen auf dem Verdeck schlüpfriges Glatteis und an den Decksaufbauten lange, glitzernde Eiszapfen zurück.

Es wäre unter diesen Umständen ein Gebot der Vorsicht gewesen, wenn wir in unserem Boote das kleine, dreieckige Sturmsegel beigesetzt hätten. Aber unser ungeduldiger Steuermann, der schon allzulange vergeblich auf Walfische gewartet hatte, fürchtete durch das Beisetzen des Segels kostbare Minuten und damit auch die in Aussicht stehende Beute zu verlieren. Sam murmelte zwar allerlei Respektwidriges, als er das doppelt gereffte Großsegel heißen mußte, aber als Seemann, dem das Gehorchen in Fleisch und Blut übergegangen, tat er doch wie ihm geheißen. Es war eine tolle Fahrt. Unter dem Druck des Windes lag das Segel hart über dem Wasser, und die Spritzer der überschlagenden Seen benetzten die weiße Leinwand. So jagten wir in rasender Eile über die Kämme der Wellen und

klammerten uns dabei krampfhaft an die Luvreel, um das Boot vor dem Kentern zu bewahren.

„Da ist er!" sagte Sam mit unterdrückter Stimme, während er mit der Hand über den Kopf des Steuermanns weg nach einem Walfisch deutete, der hinter uns auftauchte, „hol durch die Schot!"

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, riß mir der Steuermann die Schot aus der Hand und holte durch mit beiden Händen. Das Segel flatterte im Winde, sausend flog der Baum nach der anderen Seite. Der ganze Druck einer vorüberbrausenden Bö legte sich auf das scharf angeholte Segel. Über und über ging das Boot, und — das Unglück war geschehen.

Wieder einmal wie schon vor Jahresfrist, befand ich mich hilflos und verlassen mitten im weiten Meere. Im Augenblick war ich gänzlich rat- und fassungslos. Was nun? Von irgendwoher hörte ich laute Hilferufe, aber sehen konnte ich nichts. Wohin ich blickte, überall türmte sich vor mir die gleiche grüne Wasserwand. Wasser überall! Nase, Mund, Augen, Ohren, alles war voll von der salzigen Flut. Mit einemmal tauchte vor mir ein Tauende auf, offenbar die Wurfleine des Bootes. Sie war ein Rettungsanker in der höchsten Not. An ihr holte ich mich Hand über Hand entlang, bis ich gegen die Seite des gekenterten Bootes anrannte. Der weißglänzende gerundete Kiel wiegte sich auf dem Wasser wie der Körper eines toten Walfisches. In der Mitte ragte noch immer wie eine mächtige Flosse das „centre board" hervor, eine Art gleitender Kiel, den man bei seitlichem Wind durch den Boden des Bootes hinunterschiebt, um das Kentern zu verhindern; eine entsetzlich plumpe Vorrichtung, die überall im Wege ist. Oft schon hatte ich das Ding verwünscht, aber in jenem Augenblick erschien es mir als eine rettende Insel, denn es war inmitten der weiten Wasserwüste der einzige solide Gegenstand, an den man sich anklammern konnte. Gerade hatte ich mich dort oben festgesetzt, als dicht

neben mir, puffend und fauchend wie ein Seehund, der Kopf des langen Sam auftauchte. Mit seiner katzenartigen Gewandtheit hatte er sich bald in Sicherheit gebracht, und mit Hilfe des langen Bootshakens, den er aus dem Wasser aufgefischt hatte, machte er sich daran, die übrigen Schwimmer aus dem Wasser zu ziehen. Er machte seine Sache so gut, daß bald alle — naß und kalt natürlich und etwas außer Atem, — aber sonst mit heiler Haut im Trocknen angelangt waren, und an dem kleinen centre board kaum mehr Platz war für die vielen Zaungäste. Es war ein Wunder daß alles so glimpflich abging, denn das Umhertreiben in dem eisigen Wasser bei solcher See ist keine Kleinigkeit, zumal wenn man durch dicke Kleider und Oelzeug am Schwimmen behindert ist. Nur mit dem kleinen, dicken Jimmy verlief die Sache nicht so glatt. Wie alle seine Eskimolandsleute war auch er ein Nichtschwimmer und würde untergesunken sein wie ein Bleigewicht, wenn ihn nicht der vorübertreibende große Steuerriemen, an dem er sich festklammerte mit der letzten Kraft der Verzweiflung, vor diesem Schicksal bewahrt hätte. Der arme Teufel konnte einem wirklich leid tun. Seine stoische Eskimoruhe, die ihn sonst in keiner Lebenslage zu verlassen drohte, hatte in völlig im Stich gelassen. Er schrie verzweifelt um Hilfe und verdrehte die Augen wie ein indischer Fakir. Man hätte lachen mögen, wenn die Sache nicht so bitter ernst gewesen wäre. Nach einer Weile gelang es jedoch, auch dieses verlorene Schaf längsseit zu bringen. Und der gute Jimmy verlor keine Zeit, sich auf dem gekenterten Boot nach einem sicheren Plätzchen umzusehen. In seinem Ungestüm drückte er aber das centre board in das Boot hinunter und nahm uns damit unseren letzten Stützpunkt. Wie auf Kommando glitten wir alle ins Wasser. Es gab ein großes Strampeln und Suchen nach neuen Plätzen zum Festhalten, aber die glatte Bootseite bot keinen Stützpunkt mehr außer der dünnen Kielleiste entlang des Rückens.

Da hingen wir nun, einer neben dem anderen, mit den Fingerspitzen unserer halberfrorenen Hände, naß und durchfroren, wie eine Gesellschaft von Vogelscheuchen. Nie wieder in meinem Leben der Wanderungen und Abenteuer bin ich in so kritischer Lage gewesen. Ringsum heulte der Wind und tobte die See. Von Zeit zu Zeit wurden wir hinaufgerissen in scheinbar schwindelnde Höhe, und im nächsten Augenblick brachen die Fluten sausend und brausend über uns zusammen. Kreischende Möwen segelten über das Wasser, und manchmal schossen sie so nahe vorüber, daß man den Luftzug ihres Flügelschlages spüren konnte. Deutlich konnte man dann den krummen Schnabel erkennen, man konnte das glimmernde Feuer in ihren gierigen Augen sehen, und ihr krächzender Schrei klang schauriger, wie das Heulen des Windes. Das schlimmste aber war, daß man kein Gesichtsfeld hatte. Nichts war zu sehen als die Wellenköpfe. Wie, wenn an Bord man unseren Unfall gar nicht bemerkt hatte und uns nun elend ertrinken ließ? Später habe ich erfahren, daß höchstens 5 Minuten vergangen waren von dem Kentern des Bootes bis zu dem Augenblick, wo wir von den anderen Booten aufgelesen wurden. Aber wie lang waren jene fünf Minuten! Mir war, als ob eine Ewigkeit vergangen wäre, als mit einemmal fast direkt über uns ein flatterndes Bootsegel auftauchte. Nur noch dunkel entsinne ich mich, wie ich damals wieder an Bord des Schiffes gekommen bin, aber soviel weiß ich noch genau, daß wir als Dank für die ausgestandenen Gefahren mit einem fürchterlichen Donnerwetter bedacht wurden. Mit dem Boot zu kentern, und noch dazu vor dem allerersten Walfisch der Saison, das war eine Sünde, die nicht ungerügt bleiben durfte. „Immer diese Steuerbordbugbootsmannschaft!“ schimpfte der Kapitän. „Sie haben wohl geschlafen, Mr. Lee, wie die letzte Bö gekommen ist? Ich werde meinen Kajütsjungen zum Steuermann machen und Ihnen Wachspuppen als Mannschaft geben! Mehr wie kentern können die auch nicht.“

„Allright, sir!“ antwortete der dienstfertige Steuermann.

Auf die Ereignisse der nächstfolgenden Tage will ich nicht näher eingehen. Es waren wieder die üblichen Bankslandtage mit Regen, Schnee, Hagel, Nebel und allem anderen Zubehör. Aber nachdem das Packeis endlich gewichen war, war das Meer überall weit offen, und wir konnten ungehindert bis Prinz-Albert-Land vordringen, an dessen Küste wir drei weitere Walfische fingen. Von den anderen Schiffen sahen wir in jenen Tagen nichts; dagegen trafen wir anfangs September den »Charles Hansen«, einen Motorschoner aus San Franzisko und Neuling in jenen Gewässern. Das Schiff hatte auf der Herreise sehr viel Eis angetroffen, darum entschloß sich unser Kapitän jetzt schon zur Rückkehr, ehe ihn die Tücken dieses ungewöhnlich eisreichen Sommers daran verhindern würden.

Die Rückreise! Diesmal sollte sie auch die Heimreise sein! Nicht nur nach der verwünschten Herschelinsel, sondern nach dem sonnigen Kalifornien. Nun mochten wir meinetwegen jeden Tag einen Walfisch, oder auch keinen fangen, wenn er uns nur einen Schritt näher brachte dem ersehnten Ziel! Wie, wenn aber nun wieder —? Nein, das wäre zu ungeheuerlich, als daß man es ausdenken könnte! Diesmal mußte alles gut ablaufen! Durch drei Jahre des Unglücks hatten wir es verdient, daß nicht jetzt noch das letzte und größte über uns hereinbrechen würde!

Wieder war es ein trüber Herbsttag mit unruhiger See und heulendem Nordostwind. Im Osten, über den Bergkuppen des wilden Landes, hatte schon während des ganzen Tages ein Wetter gebrütet, dessen schwarze Massen die sinkende Sonne zu verfolgen schienen und mit finster drohender Stetigkeit das Tageslicht verscheuchten. Fern im Westen aber, dort, wo jetzt der Bug unseres tapferen Fahrzeugs hindeutete, lag noch immer ein breiter Streifen von hellem Licht.

Bei günstigen Wind- und Eisverhältnissen hatten wir bald wieder die Baillyinsel erreicht, die wir diesmal ohne anzulegen passierten. Trotzdem noch alles frei von Eis war, schienen auch die andern Schiffe dem Frieden nicht zu trauen, denn von Eskimos, die an Bord kamen, um Fische zu verkaufen, erfuhren wir, daß das letzte Schiff bereits vor einer Woche nach Westen abgedampft sei. Es war also wenig Aussicht, daß wir diesseits von Point Barrow noch mit den Schiffen zusammentreffen würden.

Um so größer war das Erstaunen, als bald darauf Joe, der Kanakabootsteurer, seine mächtige Stimme aus dem Krähennest vernehmen ließ: „Sail O!"

Der Alte fuhr förmlich zusammen bei dem Ruf. „What's that — was gibt's da oben?" sang er aus mit Stentorenstimme.

„Segel gerade voraus, ein Strich vor Luvbug, Sir!" kam die Antwort von oben.

Mit ungläubiger Miene ging der Kapitän in die Kajüte, um sein Fernglas zu holen.

„Kannst du ihn ausmachen?" schrie er hinauf, nachdem er längere Zeit das Glas auf das Segel gerichtet hatte, das, nunmehr auch von dem erhöhten Achterdeck aus sichtbar, über dem westlichen Horizont aufgetaucht war.

„No sah!" antwortete der Kanake, „ich hab das Schiff noch nie zuvor gesehen. Scheint mir ein kleiner Kutter zu sein. — Eben geht die Flagge hoch! Hol mich der Teufel: eine Dutchmansflagge![1] Verflucht will ich sein, wenn ich jemals — — —"

Nun war die Reihe zu reden an Mr. Johnson, der schon

[1] dutchman = Holländer, aber von Amerikanern als eine etwas geringschätzige Bezeichnung auf die Deutschen und nicht selten auch auf Skandinavier, sowie alle Arten nicht englischer Germanen angewandt.

lange genug auf eine Gelegenheit zur Betätigung gewartet hatte.

„Will der Kerl dort oben uns zum Narren halten oder ist er selber verrückt? Kutter! Gibt's ja gar nicht! Und gar eine Dutchmansflagge! Seit zwanzig Jahren fahre ich hier im Eismeer und habe noch nie etwas anderes gesehen als die Sternen und Streifen!"

„Aber sagen Sie, Mr. Johnson," unterbrach ihn der Kapitän, über den eine plötzliche Eingebung gekommen war, „wenn's gar der Dutchman wäre, der nächstens von der anderen Seite herüberkommen soll? Wie heißt er doch nur? — ja, richtig! Amundsen!"

„Mag schon sein," antwortete Mr. Johnson, „so wird der wohl heißen, Amundsen, Petersen, Jansen, Hansen — der Teufel mag die Namen auseinanderhalten! Die Kerle heißen ja alle gleich."

Obwohl das fremde Fahrzeug alle Leinwand beigesetzt hatte, liefen wir ihm schnell genug auf, so daß es bald auch vom Großdeck aus sichtbar war. In der Tat ein winziges Ding — nicht viel größer als einer der Fischerkutter, wie man sie auf der Unterelbe sehen kann. Von der Gaffel wehte die rote Flagge mit dem schwarzen Kreuz — die Flagge Norwegens. —

Bald hatten wir das Fahrzeug eingeholt und fuhren dicht im Luv vorbei, so daß wir es genau besehen konnten. Der Eindruck war nicht sonderlich imponierend. Es war klein und plump, mit gelben, geflickten Segeln und schwarzgeteerten Planken. An dem breiten Heck stand in großen Buchstaben zu lesen: „Gjöa — Kristiania." Auf dem Achterdeck standen Männer in Fellkleidern von merkwürdig frackartigem Zuschnitt.

„Hallo!" sang Kapitän Cook aus, als wir nahe genug herangekommen waren, „sind Sie Kapitän Amundsen?"

„Yes!" antwortete drüben ein schlanker Mann mit blondem Spitzbart.

Der Kapitän stierte eine Weile vor sich hin. Was, zum Teufel, sollte er jetzt sagen? Das altgewohnte Schema bei der Begegnung in jenen Gewässern „Hallo captain, how many whales have you got?“ — „Wie viele Walfische habt ihr gefangen?“ konnte man doch unmöglich auf diesen Fall anwenden.

„Wie lange schon unterwegs?“ brüllte er endlich durchs Sprachrohr.

Keine Antwort.

„Wie lange Sie schon unterwegs sind?“

„Allright!“ kam von drüben eine dünne, kaum hörbare Stimme.

„Was ich noch sagen wollte, Kapitän Amundsen, brauchen Sie vielleicht frischen Proviant, einen Sack Kartoffeln oder dergleichen?“

„Yes, allright“, war wieder die einzige verständliche Antwort und dazu noch eine lange Rede in unverständlichem Englisch mit stark skandinavischem Akzent.

„Vielleicht verstehen Sie nicht United States,“ warf Mr. Johnson ein. „Du da,“ wandte er sich an mich, der ich gerade dabei war, die Achterbrassen aufzuschießen, „bist ja auch ein Dutchman und kannst deine Zunge nach allen Richtungen drehen. Kannst mal hier den Dolmetscher machen.“

„Aber von der Sprache verstehe ich nichts,“ wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Was!?“ zischte er mich an, „du willst den Dienst verweigern?“

Meine vermeintliche Halsstarrigkeit hatte ihn in größte Wut versetzt. Für ihn gab es nur eine Sorte „Dutchman“, ob sie nun Holländer, Deutsche, Skandinavier, Finnländer oder gar Polacken waren. Wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre, wenn sich nicht der Mann am Ruder, ein kleiner Holländer namens Arnold, ins Mittel gelegt hätte.

„Ich kann diese Sprache sprechen, Herr,“ sagte er mit phleg-

matischer Höflichkeit, „ich habe drei Jahre auf norwegischen Schiffen gefahren."

„Hätt'st das auch vorher sagen können."

So wurde denn Arnold zum Dolmetscher ernannt. Aber, sei es, daß der Wind die Verständigung mit dem weit im Lee liegenden Schiffe unmöglich machte, sei es, daß Arnolds Norwegisch doch nicht mehr auf der Höhe war, Tatsache ist, daß die kleine „Gjöa" allmählich achteraus verschwand, ohne daß wir ein vernünftiges Wort von drüben gehört hätten. Langsam, wie ein Geist aus einer anderen Welt, war das seltsame Fahrzeug wieder weit hinter uns in den Nebeln des trüben Herbsttags verschwunden.

Wir aber standen eine Weile sprachlos. So war sie endlich doch gefunden, die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt, und wir waren Zeuge gewesen des historischen Ereignisses! Wir, die wir die großen Begebenheiten immer erst zu erfahren pflegten, wenn schon das Gras eines ganzen Jahres darüber gewachsen war, wir wußten nun auf einmal um eine richtige Sensation, lange ehe der geschäftige Draht die Kunde in alle Winde verbreitete!

Wenige Tage nach dieser denkwürdigen Begegnung bekamen wir fern im Westen das wohlbekannte Kap Sabine in Sicht. Dort trafen wir wieder auf größere Eismassen; schweres, altes Packeis, das in großen Feldern das offene Meer bedeckte, und wir mußten, genau wie bei der Ausreise, in der engen Rinne des seichten Uferwassers den Weg nach dem weiter westlich gelegenen Kap King Point suchen

Dort wartete unser eine neue Überraschung. Hart am Rande des steil abfallenden Landes lag hoch und trocken unsere alte Leidensgefährtin, die »Bonanza«. Und was war aus dem schmucken Fahrzeug geworden! Es hatte eine starke Schlagseite nach dem Lande, so daß der rostige, stark bewachsene Kiel fast ganz zutage lag. Der Fockmast war gekappt, und von dem

noch stehenden Großmast hingen Taue und Blöcke lose und unordentlich herunter. Durch eine Bresche in der Verschanzung konnte man einen Blick auf das Verdeck tun, wo Handspeichen, Tauende usw. wild durcheinander lagen. Kein Mensch zeigte sich, und auch auf wiederholte Signale der Dampfsirene meldete sich niemand. Das alles war höchst sonderbar, und wir mußten deshalb den Kapitän hinüberrudern, um Einblick in diesen seltsamen Fall zu tun. Er durchstöberte mit dem Steuermann die Schiffsräume, während wir auf dem Verdeck zurückblieben.

Oft schon hatte ich von gestrandeten und gekenterten Schiffen gelesen, aber nie hätte ich gedacht, daß es auf einem Wrack so unsagbar unheimlich, so still und tot sein könnte. Auch die Schiffe leben und sterben wie andere lebende Wesen, und wenn dieses Leben aus ihnen gewichen, dann ist es, als ob man auf ihren Decksplanken über Leichen liefe. Du lieber Himmel, was konnte in solchem Wrack alles verborgen sein! Die Phantasie konnte hier ungestraft die tollsten Sprünge vollführen. Zuweilen horchte ich gespannt auf, weil ich eine menschliche Stimme zu hören glaubte, aber es war nur das Plätschern des Wassers unten im lecken Schiffsraum oder das Klanken der Ketten und das Zusammenstoßen zweier Blöcke in dem losen Tauwerk, oder das Nagen einer Ratte an den Planken.

Eine große, halbwilde Katze, die auf dem Ankerspill saß, stieß ein giftiges Fauchen aus und huschte dann wie ein Schatten nach achtern. Von Menschen war nichts zu sehen; offenbar hatten sie sich in den Booten davon gemacht, denn die Krane waren leer. Plötzlich ließ sich von außenbords eine dröhnende Seebärenstimme vernehmen:

„Hallo, an Deck! Ship ahoy! aho—o—y! Seid ihr dort oben alle taub? Werft mir eine Leine herunter!"

Ganz unversehens war ein Walfischboot längsseit gekommen mit zwei Eskimoweibern und einem Weißen als Besatzung. Und dieser Weiße war niemand anders als Mr. Steen, der

dritte Steuermann der »Bonanza«. Er erfaßte das Ende einer Brasse, das ihm jemand zuwarf, und kletterte an Bord. Er sah nicht gerade aus wie ein armer Schiffbrüchiger — elend, in Lumpen gehüllt, und mit hungrigen, fieberglänzenden Augen —, er war vielmehr noch ganz der alte Steen, wie wir ihn von früher kannten: behäbig, wohlgenährt und selbstzufrieden. Unter dem grauen Filzhut von unmöglicher Fasson schaute noch immer das volle Gesicht hervor, mit der kurzstämmigen Maiskolbenpfeife, ohne die ihn noch kein Mensch gesehen hatte.

„Hm," brummte er, nachdem er oben angelangt war, „was habt ihr denn eigentlich hier zu suchen?"

Das wußten wir selber nicht genau.

„Allein hier?" forschte er weiter.

„Der Alte ist unten in der Kajüte," antwortete jemand.

„Was hat der Kerl in meiner Kajüte zu suchen?" brauste er auf, „auf meinem Schiff, in meiner Abwesenheit? Blocks und Talljen und neues Tauwerk stehlen wie eine Hafenratte! Werden's ihm schon austreiben! Ich, beim Teufel! nur ich bin Kapitän Steen von der »Bonanza«, und ohne meine Erlaubnis kommt kein Kabelgarn von Bord! Wollen doch einmal sehen —"

Mit drei Schritten war er am Eingang der Kajüte und tauchte kopfüber in die schwarze Tiefe. Wir hörten das Echo einer temperamentvollen Auseinandersetzung, das von drunten heraufklang. „Nichts habt ihr hier zu sagen!" hörte man unseres Kapitäns tiefe Stimme, „das hier ist ein herrenloses Wrack. Verstanden? — Kapitän Steen!" Dabei brach er mit unserem Steuermann in ein brüllendes Gelächter aus.

„Und wenn der Kasten hundertmal auf dem Felsen sitzt, so bin ich doch Herr und Meister hier an Bord!" fuhr der alte Steen dazwischen mit greller, überschlagender Stimme, „und bei Gott, ich kann es beweisen, euch und jedem anderen Hundesohn, der hier etwas von Bord schaffen will!"

Für eine Weile schien es, als ob es dort unten zu blutigen Köpfen kommen sollte, aber allmählich — ich muß gestehen: zu meiner Enttäuschung — kam die Auseinandersetzung in ruhigeres Fahrwasser, und bald erschienen die drei Kampfhähne wieder an Deck in schönster Eintracht. Steens Pfeife war wieder in Gang, und Kapitän Cook zeigte sein gewinnendstes Lächeln. Zwischen langen Pfeifenzügen berichtete Steen von seinen Abenteuern. Es war gerade keine erschütternde Katastrophe, dieser Untergang der »Bonanza«. Das Schiff war durch die vielen Zusammenstöße mit dem Eis so übel zugerichtet, daß es trotz fortwährenden Pumpens nicht mehr gelang, das Ueberhandnehmen des Wassers im Schiffsraum zu verhindern. Darum hatte man es hier an Land gesetzt, und Kapitän und Mannschaft hatten in den Booten die Reise nach Point Barrow angetreten. Nur Steen, der sich längst schon im Eismeer zu Hause fühlte, zog vor, zurückzubleiben und sich bei dem Wrack als arktischer Robinson zu etablieren. Für ihn, als Zimmermann von Beruf, war es ein Leichtes, mit Hilfe der Eskimos an Land ein Haus zu bauen, das er mit allem Komfort der Kajüte ausstattete. Auch Proviant fand sich noch vor, und eine »Wahini« hatte er sich schon zugelegt — Herz, was begehrst du noch mehr?

Von den anderen Schiffen wußte er nicht viel Gutes zu berichten. Ein Teil derselben sei schon vor einer Woche vorüber gekommen, aber er glaube nicht, daß sie bei den Eisverhältnissen über die Herschelinsel hinausgelangt wären.

Und als wir am nächsten Tag in unserer alten Winterheimat anlangten, da lagen sie auch noch alle in der Bucht hinter der Sandbank. Der »Alexander«, der »Thrascher«, die »Jeanette«, der »Karluk« — ein bedenklicher Anblick! Fast sah es so aus, als ob wir noch einen Winter hier zubringen sollten, obwohl es noch verhältnismäßig früh war und sich vor Einbruch des Winters noch manches ändern konnte. Aber der ersehnte Wechsel wollte nicht kommen. Von Tag zu Tag wurde es kälter, und

das Eis schob sich immer dichter an die Küste. Einen so frühzeitigen Winter hatte man dort noch nicht erlebt. Schon am 10. September lag eine dicke Schicht von jungem Eis auf dem Wasser. Einmal noch machten wir den Versuch, entlang der Küste nach Westen vorzudringen, aber wir waren noch nicht am Westende der Insel angelangt, als bei dem Zusammenstoß mit einem Eisberg der Klüverbaum zerbrach, der zugleich die Vormarsstenge mit über Bord nahm. Damit war unser Schicksal besiegelt, und was wir bisher kaum zu denken wagten, das war nun zur traurigen Gewißheit geworden: der dritte Winter.

Das Hungerjahr.

Halbe Rationen. — Ein verdächtiger Speisezettel. — Jim, der Tyrann. — — Sein zungenfertiger Sekundant. — Der große Zahltag. — Mehr Tage, mehr Dollars. — Jim dürstet nach Rache. — Die gelockerte Disziplin. — Die „nötige" und die „unnötige" Arbeit. — Meuterei in Permanenz. — Theatervorstellungen in der »Großen Oper«. — Ein dankbares, aber sehr gemischtes Publikum. — Vorzeitiges Ende der Saison. — Ein großer Tag. — Johnny Cook wird wieder energisch, und Jim macht Karriere. — Reisepläne. — Ich treffe mit Roxy, dem Eskimohäuptling, ein Übereinkommen. — Auf zur 4000-Kilometerwanderung!

„Well!" sagte Kapitän Cook, nachdem er der auf dem Achterdeck versammelten Mannschaft mit unverständlicher Stimme ein Kapitel aus der Seemannsordnung vorgelesen hatte, „das Lange und Kurze der ganzen Sache ist also dies: Wir sind für einen weiteren Winter stecken geblieben, und mit der Rückkehr nach Frisko ist es nichts — um so schlimmer für uns alle. Müssen uns verteufelt zusammen nehmen, wenn die zwei Monate Proviant, die wir noch an Bord haben, bis zum nächsten Sommer ausreichen sollen. Von heute ab sind darum die Rationen vorerst auf die Hälfte herabgesetzt; daß

mir also keiner bei der nächsten Gelegenheit achteraus gelaufen kommt und sich beklagt, daß er nicht genug zu essen bekommt. Müßt halt den Leibriemen ein bißchen enger anziehen. Kann euch gar nichts schaden!"

So waren also die schlimmsten Befürchtungen zur Wirklichkeit geworden. Halbe Rationen! Für einen Seemann gibt es kein Wort, das einen so bitteren Beigeschmack hätte wie dieses. Ein jeder, der längere Zeit zur See gefahren ist, hat schon einmal einen Vorgeschmack davon bekommen, wenn widrige Winde das Schiff aufgehalten haben und die Vorräte auf die Neige gegangen sind, oder wenn unterwegs der Proviant auf irgend eine Weise verdorben wurde. Das alles gehört zu den unvermeidlichen, gelegentlichen Wechselfällen, mit denen Poseidon seine Jünger zuweilen zu überraschen pflegt und die man deshalb auch nicht allzu tragisch nimmt. Aber ein ganzes Jahr der Hungersnot, wie es uns hier bevorstand, das ging doch weit über das gewohnte Maß hinaus.

Seine Majestät der Hunger hatte sein Regiment angetreten. Aus dem „three square meals", die ein Glaubenssatz aller echten Yankees sind, und an denen wir bisher auch durch alle Wechselfälle getreulich festgehalten hatten, wurden nun zwei Mahlzeiten, und als es auch dazu nicht mehr reichte, als die Portionen so klein wurden, daß man sie auch beim besten Willen und bei größter Phantasie nicht mehr als „Mahlzeiten" ansprechen konnte, da legten wir sie zusammen zu einer einzigen in vierundzwanzig Stunden. Und was für Mahlzeiten! Ein Stückchen Brot nach Pariser Maß und ein Stückchen Salzfleisch, das man mit der Lupe besehen konnte. Gemüse, Kartoffeln, Früchte gab es schon lange nicht mehr.

Einmal stöberte der Koch aus einer Ecke der Proviantkammer einige Blechdosen mit eingemachtem Kraut auf, die dort wohl schon seit zehn Jahren lagen. Unter anderen Umständen hätten wir die Nase gerümpft vor solchem Zeug, denn

es stank zehn Meter gegen den Wind, aber jetzt verspeisten wir es mit großem Appetit. Selbst das übelriechende Muktuk, das wir als Hundefutter zu benutzen pflegten, wurde gekocht und als Abwechslung im Küchenzettel freudig begrüßt. Mit einem Wort: es waren traurige Zeiten. Gut war nur das eine, daß reichlich von dem eigentümlichen Stoff vorhanden war, den man als Tee und Kaffee bezeichnete. So konnte man sich auf kurze Zeit wenigstens einbilden, daß man sich satt gegessen habe.

In jenen Monaten habe ich zuerst erfahren, was Hunger ist, wie er den Menschen verfolgt bei Tag und Nacht wie ein böses Gewissen. Die Idealisten mögen da reden, was sie wollen: der Magen ist doch der Mittelpunkt des menschlichen Daseins. Es hat so mancher einen hohen Sinn, der nach den Sternen greift und die täglichen Mahlzeiten nur als notwendiges Übel betrachtet, aber man lasse sie nur einmal ausfallen, und siehe da — der Materialist ist auch bei ihm lebendig geworden, und gebieterisch erhebt sich die Frage, neben der alle anderen zur Bedeutungslosigkeit herabsinken: „Was werden wir essen, was werden wir trinken?"

Heute, wo ich mich glücklicherweise jeden Tag satt essen darf, kann ich mir gar nicht mehr richtig vorstellen, welcher Schatz ein Stück Brot in jenen Tagen für uns gewesen ist. Natürlich waren diese Brotrationen ganz genau abgemessen; sie waren ein Wertobjekt. Unter einem Preis von drei bis vier Pfund Tabak gab sie keiner her, und sehr oft war keines dieser kostbaren Brotstücke zu haben, weder für Geld noch Liebe noch für allen Tabak der Erde. Aber mit Leidenschaft wurde darum gespielt. Während der langen Abende nach getaner Arbeit saßen sie auf der Bank vor der Koje und spielten Poker. Jeder hatte vor sich einen Haufen Streichhölzer als Einsatz. Wer dann am Ende gewonnen hatte, der verspeiste mit Wonne des anderen Brot.

Merkwürdig, daß diese Hungersnot gar keinen nachteiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Leute ausübte. Fast will es mir scheinen, als ob das Hungerleiden lange nicht so ungesund wie unangenehm sei. Wie oft schon habe ich mich geärgert über die Agitationsphrase von „der Unterernährung weiter Schichten der Bevölkerung". Es ist nicht wahr! Wir essen alle viel zu viel. Auf vielen Reisen habe ich diesen tiefsinnigen Lehrsatz bestätigt gefunden. Mit Staunen habe ich den chinesischen und malaiischen Kulis zugesehen, wie sie in den Pausen beim Stauen der Schiffsladung ihre Mahlzeit einnahmen: ein bißchen Reis, Tee und ein wenig Pfeffer. Und leben nicht viele hundert Millionen Menschen in Indien an einer Mahlzeit pro Tag? Also!

Sehr nachteilig sind dagegen die Einflüsse, die eine lange Hungerperiode auf den Charakter des Menschen ausübt. Niemand kann so rücksichtslos sein wie ein hungriger Mensch. Niemand ist so schnell bereit, zu zerstören, was er angebetet, und anzubeten, was er zerstört hat. Mord, Totschlag, Meuterei — einerlei. Irgend etwas muß jetzt biegen oder brechen. Eine tolle „Jetzt-kann-kommen-was-will"-Stimmung macht sich breit. Der Aufruhr rumort in allen Köpfen, und es bedarf nur der Rädelsführer, um ihn in die Tat umzusetzen.

Und an solchen Rädelsführern war kein Mangel. Da war der große dicke Jim Mac Kenzie; der Typus eines wildwestlichen Abenteurers. Er hatte sich schon so ziemlich in allen Berufen betätigt; er war Cowboy, Goldgräber, Matrose, Stiefelwichser und wohl auch schon Pferdedieb und Eisenbahnräuber gewesen. In dem großen Indianeraufstand der 80er Jahre hatte er als Freiwilliger gekämpft, und den letzten spanisch-amerikanischen Krieg hatte er als Feldwebel mitgemacht. Seine Weltgewandtheit und die Tatsache, daß er mit seinen zweiundvierzig Jahren etwa zwanzig Jahre älter war wie die meisten von uns, verschaffte ihm einen großen Einfluß. Jim war der

Herrgott in diesem Kreise. Er brauchte nur ein wenig aufzutrumpfen, und wie er sprach, so geschah es, und wie er gebot, so stand es da.

Jims Sekundant in seinen agitatorischen Bemühungen war Bowen, jener kleine, schwächliche, ausgetrocknete Mann, von dem ich schon früher erzählt habe. Der verstand es meisterhaft, mit schmutziger Zunge die Leute zur Raserei aufzustacheln. Er kam direkt von den Philippinen, wo er den Krieg gegen die Insurgenten mitgemacht hatte. — Wenn alle amerikanischen Soldaten in den Philippinen so gewesen sind, wie dieser Bowen, dann wundert es mich nicht mehr, daß sie so viele Jahre brauchten, um mit Aquinaldos Scharen fertig zu werden. — Von allen nutzlosen Geschöpfen, die ich je angetroffen habe, war er das schlimmste. Beständig lag er „krank" in seiner Koje und ließ sich bedienen wie ein Pascha. Dabei war er noch grob und unverschämt und behandelte uns, als ob wir seine Sklaven wären. Wir alle haßten und verachteten ihn, aber seinen Reden hörten wir doch gerne zu, denn er war ein geborener Volksredner mit beißendem Spott und agitatorischem Pathos. Tag und Nacht lag er, wie gesagt, in seiner Koje, die ganz im dunklen Hintergrund des Raumes verborgen lag, und von dort her erschollen seine Jeremiaden wie die Stimme eines Orakels.

„Habt ihr euch mal wieder geschunden, ihr Arbeitstiere?" pflegte er mit höhnischer Stimme zu sagen, wenn die andern von draußen herein kamen. „Und für wen? Für was? Für das Stückchen Brot und für die Blechtasse voll schmutziger Brühe, die man hier Kaffee nennt! Kaffee! Die Schweine wollten so etwas nicht saufen bei mir zu Hause! Ihr seid mir die richtige pflaumensöpfige Gesellschaft! Habt Angst vor eurem eigenen Schatten! Warum macht ihr's nicht wie ich? Meldet euch krank! Seid ihr etwa nicht krank, beim Teufel? Das Fieber kann man euch ja aus den Augen sehen und der Hunger schaut

euch zu allen Knopflöchern heraus. Meinetwegen schindet euch noch länger! Arbeitet! Arbeitet, bis ihr verreckt! — Zittre, meine Seele! wenn ich stark wäre wie ihr! Wenn ich Muskeln hätte wie einer von euch! Ha, dann könnte Johnny Cook einen Tanz erleben! Mit diesem Messer wollte ich seine schmutzige Hundeseele zum Teufel schicken! Aber ich bin krank, todsterbenskrank, und stehe schon mit einem Fuß im Grab."

Und damit fing er an zu husten und zu stöhnen, als ob es jeden Augenblick mit ihm zu Ende gehen sollte.

„Aber den Zahltag," pflegte er regelmäßig mit heiserer Stimme hinzuzusetzen, „den will ich erst noch erleben."

Ja, dieser Zahltag! Der spielte eine große Rolle in seinem traurigen Leben. Irgend jemand hatte ihm eingeredet, daß wir aus irgendeinem Grunde zu Unrecht angemustert wären und deshalb Anspruch auf eine Entschädigung von einem Dollar pro Tag hätten. Macht im Jahr 365 und in dreieinhalb Jahren über 1300 Dollars. Aber mit solcher Bettelsuppe gab sich der gute Bowen noch lange nicht zufrieden. Für die kurzen Rationen — und hatten wir nicht seit der Abfahrt von San Franzisko von kurzen Rationen gelebt? — verlangte er noch einmal einen Dollar für den Tag, ganz abgesehen von den Entschädigungen und Schmerzensgeldern für schlechte Behandlung. So wuchs der Zahltag allmählich ins Ungemessene, und Bowen wurde jeden Tag reicher wie die Magd mit dem Milchtopf in der Fabel. Seine einzige Sorge war nur die, ob die Gesellschaft, der unser Schiff angehörte — nebenbei bemerkt eine der reichsten in San Franzisko — die gewaltigen Summen auch wirklich auf Heller und Pfennig bezahlen konnte. Er hatte sich die Geschichte von dem kommenden Dollarsegen so oft vorgeredet, daß er sie schließlich selber glaubte und auch fast alle anderen davon zu überzeugen wußte. Die armen Kerle rechneten mit dem Geld, als ob sie es schon in der Tasche hätten. Jensen wollte sich davon einen Fischerschoner in Dänemark

und Mike Smith eine Farm im alten Irland kaufen. Wehe aber dem, der es wagte, den leisesten Zweifel an dem kommenden Dollarregen auszusprechen. Er wurde als ein Verräter angesehen. In der Tat: Warum sollte man auch den guten Leuten das Kartenhaus ihrer Phantasie zerstören? Sie waren glücklich in ihrer Unwissenheit und hatten es auf einmal gar nicht so eilig mit der Rückkehr nach San Franzisko. „More days, more dollars", pflegten sie zu sagen. Mehr Tage, mehr Dollars.

Nur der dicke Jim gab sich nicht zufrieden. „Was kümmern mich die Dollars," sagte er oft, „die sind doch alle rund und gehen fort für Whisky und für die Weiber. Es wäre nicht das erstemal. Bin ich nicht mit dreitausend Dollars und den schönsten Vorsätzen aus Mexiko zurückgekommen, und acht Tage später habe ich in Chikago auf der Straße gebettelt? Und hab ich nicht jetzt erst in Frisko, kurz ehe ich an Bord dieses verfluchten Kastens geraten bin, von den free lunch counters gelebt und bei der Heilsarmee geschlafen, nachdem ich drei Tage zuvor mit einem Haufen von tausend Dollars von Nevada heruntergekommen war? Dollars! Die sind gut für einen Dego (Italiener), der daran kleben bleibt bis er eine Gemüsehandlung anfangen kann, oder für einen stinkenden Hundesohn von einem Chinesen, der sie übers große Wasser schafft. Aber was sind die Dollars für unsereins! Nein, Rache ist es, was wir wollen! Hat uns diese glatzköpfige, scheinheilige Bestie nicht drei Jahre lang wie Hunde behandelt? Hat er nicht erst neulich den kleinen Joe so stark gestoßen, daß ihm noch acht Tage später alle Glieder geschmerzt haben? Hat er nicht dem armen Fritz bei Kap Nome zwei Zähne eingeschlagen? Ach, ein verflucht kurzes Gedächtnis habt ihr alle! Und Hansen? Ist er nicht zur Arbeit getrieben worden, als er schon nicht mehr auf zwei Beinen stehen konnte? Wartet nur, bis wir wieder in „Gods own country"[1]

[1] Gods own country = Gottesland. Von den Yankees gern gebrauchte Bezeichnung für die Vereinigten Staaten.

sind und Onkel Sam die Sache in die Hände nimmt. Armer Johnny Cook! Ich möchte nicht in deinen Schuhen stecken!"

So ungefähr lautete die Rede, die Jim alltäglich vor versammeltem Volk hielt. Und nie verfehlte sie ihre Wirkung. Allgemein war man der Ansicht, daß der Kapitän von Glück reden konnte, wenn er mit zehn Jahren Zuchthaus als Strafe für seine Missetaten davon käme. Und diese Meinung schien selbst im Achterteil des Schiffes an Boden zu gewinnen. Fast sah es aus, als ob dem gestrengen Kapitän auf einmal Angst geworden wäre und er nun durch möglichste Milde das Vergangene vergessen machen möchte. Er, der durch drei lange Jahre die Disziplin auf einem hohen Grad der Vollkommenheit erhalten hatte, ließ jetzt die Zügel am Boden schleifen. Er trug eine verdächtige Freundlichkeit zur Schau, und selbst Mr. Johnson schaute nicht mehr ganz so finster drein. Zwar konnte er noch immer mit gleicher Energie sein „turn to, all hands!" aussingen, wenn er morgens nach vorne kam, aber die Leute wußten schon ganz genau, was sie davon zu halten hatten und überlegten sich's erst noch einmal reiflich, ob sie zur Arbeit gehen wollten oder nicht. Und das Resultat dieser Überlegung fiel meistens negativ aus. Für uns fünf Mann, die wir zu der sogenannten Schiffsmannschaft gehörten, blieb in dieser Beziehung allerdings keine Wahl, da wir infolge der Eifersucht mit der übrigen Mannschaft in allen Fragen der Arbeitseinteilung an diesen keinen Rückhalt hatten. Darum brachten wir niemals einen Streik zustande und mußten alle Tage arbeiten. Anders die Eismannschaft. Dort war fast jeden Morgen die gleiche Komödie. Zuerst sahen sie unschlüssig einander an und blickten dann erwartungsvoll zu Jim Mac Kenzie hinüber, was der dazu sagen würde. Und wenn dieser mit seinem Urteil zögerte, da ließ sich schon die grelle Stimme des „kranken" Bowen aus der Ecke vernehmen:

„Menschenskinder! Bei dem Wetter, in solchem Schnee-

sturm wollt ihr den großen Schlitten über die Berge ziehen? Und nichts im Magen als ein bißchen schmutzige Brühe! Das hält ja kein Hund aus! Mag der Kapitän sein Eis selber holen, wenn er welches braucht! — Hol' mich der Teufel, da zieht ja einer schon seine Pelzjacke an! Hast's ja recht eilig, mein Junge! Willst dir wohl einen guten Namen machen?"

Solche Reden verfehlten nie ihren Zweck. Jeder fürchtete sich davor, das Odium eines Angstmeiers oder Verräters auf sich zu nehmen.

Nach einer halben Stunde kam Mr. Johnson gewöhnlich wieder.

„Na, wird's bald? Wo bleibt die Eismannschaft?"

Worauf unweigerlich Mac Kenzies Stimme: „To much wind, Sir!"

„Was? Zu viel Wind? Es ist ja Totenstille draußen!"

„Aber wir haben nichts gegessen. Wir können heute nicht arbeiten."

„Ich hab' auch nichts zu essen und muß an Deck bleiben. Verfluchte Bande von Tagedieben! Wollt ihr arbeiten oder nicht? Ja oder nein?"

Keine Antwort.

„Also Arbeitsverweigerung! — wollen doch mal sehen —"

Dann rannte er jedesmal spornstreichs nach achtern, aber schon nach wenigen Minuten kam er wieder zurück.

„Alle Mann achteraus! Kapitän will euch sehen!"

Und da kam auch schon — weiß vor Zorn — der Kapitän aus der Kajüte.

„Was gibt's schon wieder? Arbeitsverweigerung?" fuhr er die Leute an.

„No, Sir," antwortete dann immer der dicke Jim, der sich stets als Sprecher aufspielte, „wir wollen gerne arbeiten, aber wir können nicht. Zu schwach für schwere Arbeit. Nichts zu essen, Herr."

Und dabei blieb es auch gewöhnlich.

Mit dem Fortschreiten des Winters wurde das Quantum Arbeit, das getan wurde, immer geringer. Geradezu unerschöpflich war man in der Erfindung neuer Ursachen zu neuen Streiks. War es draußen windig, so nahm man das schlechte Wetter zum Vorwand, war es draußen schön, so erinnerte man sich daran, daß laut Seemannsordnung bei halben Rationen nur die dringend notwendige Arbeit zu verrichten war. Selbstverständlich gehörte dann die Arbeit, die gerade getan werden sollte, immer zu den unnötigen, und es gab große Diskussionen zwischen Kapitän und Mannschaft, welche Arbeit als notwendig und welche als nicht notwendig anzusehen war. Es wäre zum Lachen gewesen, wenn die Sache nicht einen so bitterernsten Beigeschmack gehabt hätte. Nichts wurde getan! Sogar das Einwallen des Schiffes mit Schnee wurde als „nicht notwendig" erklärt, und deshalb mußten wir während jenes Winters mehr frieren als in den beiden vorhergehenden zusammengenommen. Vor dem Schiff türmten sich die Schneebänke, aber es wurde kein Weg nach dem Land hindurchgeschaufelt, denn das war ja „nicht notwendig". Bald gebrach es auch an Holz und Süßwassereis, und wir mußten den unreinen Schnee zu Trinkwasserzwecken verwenden.

Kurzum, die Disziplin hatte völlig Schiffbruch gelitten. Es war einfach die Meuterei in Permanenz erklärt. Sogar die Verwaltung des Proviants mußte der Kapitän schließlich aus den Händen geben. Um den Klagen über Bevorzugung von vorn und achtern ein Ende zu machen, wußte er sich nicht mehr anders zu helfen, als daß er den ganzen Fleischvorrat mittschiffs auf den »dry works« aufspeichern ließ, und wenn der Koch seine täglichen Portionen holte, durfte er es nur in Gegenwart von je zwei Zeugen von vorne und achtern tun, die genau aufpaßten, daß keiner zu kurz kam. Aber dadurch wurde das gegenseitige Mißtrauen nur noch gesteigert. Die

Eifersucht wurde immer größer. Haß und Mißgunst fraßen sich immer tiefer in alle Gemüter. Die Dinge trieben mit Riesenschritten einer Katastrophe entgegen.

Es war nur ein Glück, daß noch drei andere Schiffe in der Bucht der Herschelinsel lagen, so daß kein Mangel an Gesellschaft war und die grübelnden Gedanken wenigstens in etwas abgelenkt wurden. Wie ich schon früher erzählt habe, war die ganze Flotte durch den frühzeitigen Einbruch des Winters im Eismeer festgehalten worden. Vor der Baillyinsel lagen noch fünf Schiffe, und außerdem überwinterte in nicht allzu großer Entfernung von uns, bei King Point, neben dem Wrack der »Bonanza«, die kleine »Gjöa«, das Schiff der Amundsenexpedition.

Vögel mit gleichen Federn fliegen immer zusammen. Keines dieser Schiffe war für den Winter verproviantiert, und darum herrschte überall die gleiche Hungersnot. Und das war gut so; es hungert sich leichter in Gesellschaft.

Das alles tat jedoch dem gesellschaftlichen Leben keinen Abbruch. Im Gegenteil! In keinem der beiden vorhergehenden Winter war es so lebhaft zugegangen wie in diesem. In der richtigen Erkenntnis, daß nichts einen knurrenden Magen so schnell zu besänftigen weiß wie gute oder gut gemeinte Musik, wurden allwöchentlich im Missionshaus regelrechte Kammermusikabende veranstaltet. Tanzkurse mit Eskimodamen wurden eingerichtet (allerdings nicht im Missionshaus), und als das Frühjahr wieder ins Land kam, wurden draußen auf dem Eise regelrechte Fuß- und Baseballturniere ausgefochten.

Den Höhepunkt der Saison bildete aber das Theater — das nördlichste Theater der Welt. Und was für eines! Das hätte sich die gute alte Herschelinsel niemals träumen lassen, daß sie es einmal so weit bringen würde! Die Idee war von den Kapitänen ausgegangen, die es ganz gern sehen mochten,

wenn die unruhigen Geister von den brütenden Aufruhrgedanken auf das angenehmere Gebiet der Theaterkunst abgelenkt wurden. Als Musentempel diente das große Storehaus an Land, das ja leider mangels Vorräten schon während des ganzen Winters leer stand. Die verschiedenen Zimmerleute wurden dazu abkommandiert, die Sache „ship shape" zu machen, und siehe da, der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Es war ein richtiges Theater mit großer Bühne und breitem Vorhang, reich geschmückt mit stolzen Sternenbannern und bunten Wimpeln und Signalflaggen. Zum Überfluß fehlte auch nicht eine lange Reihe qualmender Tranlampen, die als Rampenlichter dienten. Über der ganzen Herrlichkeit aber prangte ein mächtiges Schild, auf dem in Riesenbuchstaben zu lesen stand:

„Hershel Island, Grand Opera."

In dem weiten Raum war reichlich Platz für alle weißen und braunen Zuschauer. Allerdings war es anfangs immer etwas kalt, und der rechte Enthusiasmus wollte nicht recht aufkommen. Man begeistert sich nicht bei zehn Grad unter Null im Theatersaal. Aber das hinderte nicht, daß das Theater ungemein populär wurde. Wir waren das Muster eines dankbaren Publikums. Es gab keine Vorstellung, die nicht vor überfülltem Haus in Szene ging. Und warum auch nicht? Der Eintritt war ja frei, und nur zuweilen, wenn die Schauspieler das Bedürfnis hatten, ihre Verluste im Pokerspiel wettzumachen, wurde eine Extragalavorstellung veranstaltet, zu der man ein kleines Eintrittsgeld in Gestalt von einem Viertelpfund Tabak oder einem gleich großen Quantum Zucker entrichten mußte. Das konnte sich jeder leisten und kam dabei immer noch auf seine Kosten. Hat es doch selbst ein berühmter Mann wie Amundsen nicht verschmäht, zuweilen diesen Vorstellungen beizuwohnen.

Der »Doktor« vom »Karluk«, der überall dabei sein mußte, war die Seele dieses Theaters, und er war bei seiner Betriebsamkeit und seiner Vielseitigkeit der richtige Mann am richtigen Platz. Er war Regisseur, Kapellmeister und Theaterdichter in einer Person. Seine Verwegenheit schreckte vor nichts zurück. Er wagte sich mit seinem Ensemble an die schwierigsten Operntexte und verschmähte nicht die abgegriffensten Gassenhauer. An „Künstlern" war ja kein Mangel. Professionelle Jongleure, Taschenspieler, Bänkelsänger — alles war da, und keine Vorstellung verging, ohne daß ein neuer Stern am Theaterhimmel aufgetaucht wäre. International war dieses Theater im verwegensten Sinne des Worts. Englische, portugiesische, deutsche, Kanaka- und Eskimolieder folgten in bunter Abwechslung. Gute und gut gemeinte, humoristische und sentimentale — meistens sentimentale: „When you was sweet sixteen" oder „Sah ein Knab' ein Röslein stehn". Da marschierte die „Wacht am Rhein" neben der „Marseillaise" und „Rule Britannia" neben der „Internationale". Und sie fanden alle die Anerkennung des vorurteilslosen Publikums.

Da an waschechten Niggers kein Mangel war, konnte man sogar minstrelshows inszenieren, für die der Amerikaner eine so große Vorliebe hat.

Darüber kam jedoch auch der lokale Teil nicht zu kurz. Er war sogar die Hauptattraktion. Die Vorzüge der Eskimodamen wurden in unzähligen Versen ins rechte Licht gesetzt.

Als Probe solcher Dichtkunst will ich hier nur den Kehrreim eines der Machwerke bringen, das zum Schlager der Saison wurde.

Tuzi ist ein Liebling,
Süßmaul göttlich fein,
So wie Pech und schön Komoka
Und Sonnschein.

Auch Schwefel möcht' gefallen,
Doch hätt' ich heut' die Wahl,
Wär' Königin vor allen
Die süße . . . . . .

Die Namen der betreffenden Damen sind gesperrt gedruckt. (Der letzte, durch Punkte ersetzte Name der sich eng an ein bekanntes Zitat aus „Maria Stuart" anlehnt, ist im englischen, nur für Matrosen- und Eskimoohren bestimmten Original, so drastisch, daß er sich nur schwer in Druckerschwärze umsetzen läßt.) Dieser poetische Erguß erweckte stets einen Sturm der Begeisterung bei den also besungenen Damen. Sie bildeten sich nicht wenig darauf ein, daß sie im „Hula Hula" (festliche Versammlung) der „Kabelunas" mit Namen genannt wurden. Warum sollte sich auch „Tuzi" nicht darüber freuen, daß sie als Liebling und „Sonnschein", daß sie als göttlich gepriesen wurde? Laut und stürmisch hallten ihre Beifallsrufe durch die weite Halle, und die Säuglinge in der Kapuze schrien jämmerlich dazu und gestikulierten aufgeregt mit den kleinen Händchen.

Das Theater war also ein voller Erfolg. Nicht das geringste konnte in unserer kleinen Welt passieren, ohne daß es im Theater einen Widerhall fand. Alle Feiertage bekamen durch eine Vorstellung die nötige Weihe. Aber die größte Sensation sollte aufgespart werden für den letzten Tag der langen Nacht — den Tag, an dem die Sonne sich zum erstenmal wieder blicken ließe. Es sollte der Höhepunkt der Saison werden. Alles, was Beine hatte in der weiten Umgebung, war an jenem Abend im Theater. Selbst der grimme Jim Mac Kenzie war erschienen. Sonst wollte er nie etwas vom Theater wissen und denjenigen, der ihn in bester Absicht dazu aufforderte, traf regelmäßig ein böses Donnerwetter. Er sei in seinem Leben noch in keinem Theater gewesen und wollte nun in diesem, von allen guten Geistern verlassenen Affenlande nicht damit beginnen. Aber diesmal —

merkwürdig! — konnte der gute Jim gar nicht früh genug hinüber kommen. Auch Kapitäne und Steuerleute waren vollzählig erschienen. Sie saßen in den Frontreihen auf reservierten Sitzen und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Aber was kam, das war nicht erfreulich. Es war eine große Abrechnung der Mannschaften mit ihren verschiedenen Kapitänen, denen der Reihe nach das Sündenregister verlesen wurde. Der Kapitän von der »Jeannette« konnte auf der Bühne das Ebenbild seines eigenen Ichs inmitten eines Harems von Eskimoschönen bewundern, und Frau Kapitän Cook bekam zu hören, daß ihr Gemahl ebenfalls ein großes Interesse für Eskimodamen an den Tag legte. Das also war der Dank für das Theater! Dafür hatte man tagelang die Zimmerleute bei der Einrichtung beschäftigt. Fürwahr! Undank ist der Welt Lohn!

Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß nach diesen Leistungen das Theater auf längere Zeit geschlossen blieb.

So war allmählich der siebzehnte März herangekommen, ein Tag, dem wir alle schon längst mit Hangen und Bangen als einem kritischen Tag erster Ordnung entgegensahen, denn da jährte sich zum vierten Mal der Tag unserer Anmusterung. Die 36 Monate, für die wir uns verpflichtet hatten, waren also abgelaufen und von Rechts wegen wären wir nun frei gewesen.

„Lieber will ich mir die Hand abhacken, als daß ich von dem Tage an noch irgend eine Arbeit tue," sagte Jim, und die anderen pflichteten ihm eifrig bei. Keiner mehr wollte einen Finger krumm machen für Johnny Cook.

Tatsächlich verweigerten auch alle Mann die Arbeit. Aber der Kapitän, der schlaue Fuchs, schien auf die Sache vorbereitet zu sein, und es sah fast so aus, als ob ihm diese neue Meuterei durchaus nicht unangenehm sei.

„Was erwartet ihr nun eigentlich von mir?" sagte er mit höhnischem Lachen. „Nichts mehr arbeiten wollt ihr? Als

Passagiere soll ich euch nach Frisko bringen? Das könnte euch gerade so passen! Ich aber sage euch, daß ihr von heute ab arbeiten müßt, bis ihr schwarz werdet! Was ihr an rechtlichem Anspruch gegen mich zu haben glaubt, das könnt ihr später dem Staatsanwalt erzählen, aber solange ihr hier an Bord seid, habt ihr nichts zu tun, als arbeiten, gehorchen, Maul halten! Verstanden?"

„Ja, aber —" wagte jemand zu sagen.

„Wer hat hier noch etwas zu sagen?" brauste er zornig auf. „Hier gibt's kein Aber! Wer bereit ist, seinen Dienst zu tun, der bleibe hier stehen, und wer das nicht tun will, der stelle sich drüben längs der Steuerbordreel auf."

Nun sahen alle unschlüssig einander an, wie sie immer in solchen Fällen zu tun pflegten, und dann nach dem allmächtigen Jim, was der tun würde. Der aber besann sich nicht lange, sondern ging hinüber nach der Steuerbordseite, und alle folgten ihm wie eine Hammelherde und ließen mich einsam und verlassen als einzigen Arbeitswilligen zurück.

Längst schon hatte ich mich daran gewöhnt, an Bord dieses Narrenschiffes alles für möglich zu halten, aber solche „Meuterei" war mir doch etwas ganz Neues. Die Don Quichote-Courage dieser einfältigen Menschen, die gänzlich wehr- und waffenlos angesichts der bis an die Zähne bewaffneten Bootsteurer revoltierten und sich dann mit Märtyrermiene in Eisen legen und in die Großluke befördern ließen, das war mehr als ich, bei aller eigenen Unvernunft, begreifen konnte. Sicherlich hätte diesen Schritt auch keiner gewagt, wenn er sich nicht gefürchtet hätte vor dem allgewaltigen Jim Mac Kenzie, der grimmige Rache nehmen wollte an jedem, der nicht so tat wie er wollte.

„Mit dir werde ich noch abrechnen," zischte er mich an, als sie ihn abführten, „bist immer ein falscher Hund gewesen!"

Doch mit der Bravadostimmung der „Meuterer" war

es gar bald vorbei. Es war sehr kalt, sehr feucht und sehr ungemütlich dort unten im Laderaum, und darum kehrten die Sünder, einer nach dem andern zurück, und ehe acht Tage vergingen, waren sie wieder alle an der Arbeit. Dem Kapitän aber war sein billiger Triumph in den Kopf gestiegen. Er blähte sich wie ein Pfau und wurde womöglich noch anmaßender wie je zuvor.

„Eure 36 Monate sind abgelaufen, sagt ihr? Um so schlimmer für euch! Wem's hier an Bord nicht mehr gefällt, der mag meinetwegen zum Teufel gehen! Versucht euer Glück draußen auf dem Eis. Ich gebe jedem noch eine Ausrüstung mit auf den Weg, damit er sobald nicht wieder zurück kommt. Froh um jeden, den ich nicht mehr zu sehen brauche. Könnt nun machen wie ihr wollt, aber wer hier an Bord bleibt, der merke sich ein für allemal, daß ich, und nur ich allein, Kapitän an Bord des »Bowhead« bin! Verstanden? — Und was diesen Jim Mac Kenzie anbelangt, der euch alle diese Mucken in den Kopf gesetzt hat, so bleibt er drunten in der Luke in Eisen und kommt mir nicht mehr ans Tageslicht, bis ich ihn in Frisko der Polizei übergeben habe!"

Aber der dicke Jim blieb nicht lange in Eisen. Schon am nächsten Tag war er wieder an Deck und brachte seine Sachen achteraus nach der Messe der Bootsteurer. Er hatte über Nacht Karriere gemacht. Es war genau so gekommen, wie ich es immer geahnt hatte. Der Alte war nicht umsonst dreißig Jahre zur See gefahren. Er kannte mehr als einen Trick. Darum ist es auch gar nicht unwahrscheinlich, daß der selbst den Jim dazu veranlaßt hat, die Leute gegen sich aufzuwiegeln und eine kleine Meuterei vom Zaun zu brechen, damit er später um so rücksichtsloser gegen sie vorgehen könne, wenn sie ihm bei der Rückkehr Schwierigkeiten machen sollten.

Ich aber betrachtete von dem Tage an die blauen Berge, die von dem Festland herüberwinkten, mit ganz neuem Inter-

esse. Hatte er nicht gesagt, er sei froh um jeden, der fort ginge und gäbe ihm noch Proviant mit auf den Weg? Also! Da war ja die Erfüllung des Traumes meiner letzten drei Jahre in greifbare Nähe gerückt. Alaska, das Wunderland, und der Klondike mit seinen Goldfeldern! Und dann das große Nordwestterritorium mit den unermeßlichen Wäldern, den riesigen Seen und den gewaltigen Strömen! Das alles war in meiner Phantasie schon längst zu einem Paradies geworden. Und da sollte ich umkehren mit den andern nach San Franzisko, mich noch länger schinden und plagen, jetzt, da mir das Tor weit offen stand nach diesem Wunderland? Ich sollte eine Gelegenheit zur Erweiterung meiner Kenntnisse von fremden Ländern unbenützt vorübergehen lassen? Das wäre ja ein Verstoß gegen alle Traditionen!

Und wie das Frühjahr ins Land kam und die Sonne täglich wärmer schien, da wuchs — wie immer um diese Jahreszeit — die Reiselust mit jedem Tag. Ich brachte in Erfahrung, daß ein Eskimo namens Roxy eine Reise nach dem Fort Mac Pherson, dem am weitesten vorgeschobenen Posten der Hudsons Bay Compagnie, in Aussicht habe und machte mich schleunigst auf, um diesen Mr. Roxy zu besuchen. Er galt bei den Kang Maleks als eine Art Häuptling; die Nunatamen dagegen behaupteten, er sei verrückt, denn er schaute finster drein und schlug sein Iglu stets etwas abseits von dem anderen auf. Zu den Schiffsleuten hatte er wenig Beziehungen, denn seine »Wahini« hatte nichts Anziehendes. Sie war frühzeitig alt und häßlich geworden im Kampf ums Dasein.

Bei meinem Eintritt begrüßte sie mich freundlich, aber Roxy war so eifrig mit dem Flicken eines Fischnetzes beschäftigt, daß er mich gar nicht bemerkte. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern machte mich gleich daran, den Zweck meines Kommens auseinanderzusetzen.

„Hm, naguruk," brummte er, als ich geendet hatte, „bring

mir das Kaukau, das dir der „big chief" versprochen hat, und ich will dich mitnehmen zu den Kabelunas am Mackenzie."

Wie ruhig und gleichgültig er das sagte. Gerade so, als ob es sich um eine Schlittenfahrt nach unserem Holzplatz drüben auf dem Festland handelte! Auf tausend Einwendungen war ich gefaßt gewesen, aber so — ich konnte es fast nicht glauben, daß er's ernst meinte und daß es doch noch zu der 4000-Kilometerreise kommen sollte, von der ich so lange geträumt hatte!

Kapitän Cook machte große Augen, als ich ihm mein Vorhaben mitteilte, denn er hatte natürlich nicht geglaubt, daß ihn jemand beim Wort nehmen würde. Nach einer gut gespielten Komödie zögernder Bedenklichkeit gab er jedoch seine Zustimmung und rieb sich im geheimen vor Vergnügen die Hände, daß er mich so billig los geworden war. Denn der „Knabe Karl" war ihm schon längst fürchterlich geworden; nicht nur wegen der Affäre in Nome, bei der er sich durchaus nicht einwandfrei benommen hatte, sondern auch wegen anderer Unregelmäßigkeiten, die er sich mir gegenüber hatte zuschulden kommen lassen. Von diesen Taten und Untaten habe ich bisher nichts berichtet, weil das eigentlich nicht zur Geschichte gehört und weil es auch nicht amüsant ist, davon zu schreiben und noch weniger, davon zu lesen. Einmal, während des zweiten Winters, als ich mit Mr. Johnson in einen Boxkampf verwickelt wurde, in dessen Verlauf dieser den kürzeren zog, sperrte der Kapitän mich ins Zwischendeck ein, wo er meine Hände an einem Querbalken an der Decke befestigte, so daß die Füße gerade noch den Boden berührten. In dieser Stellung ließ er mich, bei etwa 15 Grad unter Null, 24 Stunden stehen, weil er mich zwingen wollte, eine förmliche Entschuldigung darzubringen. Natürlich sollte diese Quälerei in aller Heimlichkeit vor sich gehen, aber irgendein Unberufener hat es doch gesehen, und die Kunde wurde ruchbar im ganzen Schiff. Das war natürlich höchst fatal für Johnny Cook, denn von Stund an wurde es von Bowen und all den übrigen See-

advokaten tagtäglich in alle Winde posaunt, daß sie ihn ob dieser Missetat ins Gefängnis bringen würden. Es ist ein böse Sache für einen Kapitän, wenn solche Reden unter der Mannschaft geführt werden. Was ihm aber noch weit unangenehmer war, das war die Tatsache, daß ich selbst, der ich doch am meisten dabei interessiert war, tat, als ob mich das alles nichts anginge. Mit teuflischer Tücke hüllte ich mich stets in tiefstes Schweigen. Das machte den Mann entschieden nervös, und man kann sich denken, daß er gar nichts dagegen hatte, wenn ich mit Roxy über Land gehen wollte. „Vielleicht," so dachte er, „geht er unterwegs zugrunde; aber darüber wasche ich meine Hände in Unschuld, denn er hat's so gewollt. Vielleicht kommt er auch wieder mit heiler Haut nach Frisko, aber immerhin zu spät, um mir noch gefährlich werden zu können. So oder so bin ich den unheimlichen Menschen los."

Mit der versprochenen Proviantlieferung sah es allerdings schlimm aus. Ein Sack Mehl, eine Kanne Sirup, eine Kiste Reis und etwas Büchsenfleisch. Reichlich wenig für eine Wüstenreise von 4000 Kilometer!

An einem Apriltage des Jahres 1906 kam dann endlich der große Tag der Abreise. Eisig kalt fegte der Wind über die Eisfläche und jagte den hartgefrorenen Treibschnee vor sich her. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter." Drüben zwischen den Iglus stand unser schwerbeladener Schlitten und die fünf Hunde lagen bereits angeschirrt im Schnee und heulten zum Steinerweichen. Alle weißen und braunen Bewohner hatten sich vor Avoyuuks Iglu versammelt. Dann gab's ein großes Händeschütteln. Frau Roxy setzte sich an die Spitze des Zugs und rief den Hunden ein ermunterndes „Gu, gu—u" zu; Roxy ließ dazu die Peitsche einmal knallend durch die Luft sausen. Vorwärts ging die Reise.

Mit Roxys Karawane.

Aufbruch zur Reise nach dem Innern. — Eine phantastische Karawane. — Wir machen die Bekanntschaft einer gewichtigen Persönlichkeit. — Die Wahini. — Unser erstes Zeltlager. — Langsames Vorwärtskommen. — Nanako! — Ein idealer Lagerplatz. — Ungebetene Gäste. — Kay Point. — Alte Bekannte. — Böse Zeiten. — Das große Festmahl. — Die vielgeplagten Wahinis. — Allerlei Vergnügungen. — Das „Hula-Hula." — Heidnische Christen. — Das begehrte Mokporah. — Verzweifelte Lage. — Niemals zurück!

Es war spät abends, als wir uns auf den Weg machten, denn in jenen nordischen Gegenden, wo im Sommer das Tageslicht zu jeder Stunde am Himmel steht, werden alle Reisen in diesen Monaten in den Nachtstunden ausgeführt.

Wir kamen nur langsam vorwärts, denn der kalte Südostwind wehte uns gerade ins Gesicht, und die eisenbeschlagenen Kufen des schwerbeladenen Schlittens vergruben sich alle Augenblicke in dem treibenden Schnee. Nur langsam verschwanden die Hütten und Zelte der Eskimos und die Masten und Rahen der Schiffe in der trüben, dämmrigen Schneeluft, bis schließlich nichts mehr zu sehen war, als Eis und Schnee ringsum. Allein auf der endlosen Eiswüste wanderten wir dem Festland entgegen.

Es war ein phantastischer Aufzug, in dem wir durch die Wildnis wanderten, einer Zigeunerbande gut vergleichbar. Der große, schwerfällige Schlitten war bis zum Brechen gefüllt mit den großen und kleinen Dingen, die zu dem Haushalt eines Eskimo gehören. Den meisten Raum nahmen die als Schlafgelegenheit dienenden Renntierfelle ein. Dann kamen das Zelt, das Kochgeschirr, der aus einer Petroleumbüchse gefertigte Ofen, ausgeweidete Seehunde, die als Ölbehälter dienten, ferner Gewehre, Patronen, Pulver, Blei und ganz oben auf dem Haufen als höchster Schatz mein Sack Mehl und die Kanne Sirup. Nicht zu vergessen das Dambrett, das uns durch alle

Fährten und Nöten der langen Reise stets ein treuer Begleiter gewesen ist, denn Roxy war — wie die meisten seiner Landsleute auf der Herschelinsel — ein passionierter Dambrettspieler.

„Wie der Herr, so's Gescherr." Merkwürdig wie die Bagage waren die sie begleitenden Menschen. Wir waren unserer fünf von der Partie. Roxy, seine Gattin, eine ältere Dame mit einem langen, zungenbrechenden Namen, den ich leider vergessen habe, und die wir deshalb kurzweg die »Wahini«, d. h. die Frau, nennen wollen, ferner Roxys Sohn Noipoktuna, dessen junge Gemahlin Mimi, und schließlich als fünftes Rad am Wagen meine Wenigkeit.

Er war ein etwas eigentümlicher Mensch, dieser Roxy, der sich in vieler Beziehung — und um es gleich zu sagen — nicht immer zu seinem Vorteil, von seinen Landsleuten unterschied. Er war verhältnismäßig schlank gebaut und hatte, ganz im Gegensatz zu anderen Eskimos, bei denen alles ins Breite und Verschwommene geht, einen langen, knochigen Kopf mit einem Gesicht, das hager, runzelig und scharf geschnitten war wie das eines Indianers. Die rabenschwarzen Haare hatte er nach Eskimoart gerade ins Gesicht gekämmt, und auf dem Hinterkopf trug er, ebenfalls gemäß der Landessitte, eine Tonsur. Als ob durch alle diese Umstände die wilde Eigenart des Gesichts noch nicht genügend zum Ausdruck käme, hatte er es noch durch zwei weiße Steine „verziert", die zu beiden Seiten des breiten Mundes durch die Unterlippe gesteckt waren. Labretas nennt man die Dinger. Über ihre ästhetische Wirkung läßt sich streiten. Für uns Europäer sind sie gerade keine Augenweide, aber die Eskimos denken anders darüber. Das Tragen solcher Labretas ist sogar ein Vorrecht, das nur immer einzelnen verdienten Männern des Stammes gewährt wird. Ich beeile mich, hinzuzufügen, daß der alte Roxy trotz dieses wenig einladenden Äußeren doch eine gute Seele, und vor allem auch für seine Verhältnisse ein

ungewöhnlich aufgeweckter und begabter Mensch gewesen ist. Er war einer der Häuptlinge seines Stammes, der Vertrauensmann der Mission und sprach mit großer Fixigkeit Pidgin-Englisch. Namentlich der letztere Umstand trug viel zur Erhöhung seines Ansehens bei seinen Landsleuten bei, und er versäumte darum auch keine Gelegenheit, seine Weisheit bei mir an den Mann zu bringen, wenn wir uns in Gesellschaft anderer Eskimos befanden. „S'pos'm you speake me, I speake you, you like 'm nachik."

Dies nur als kleine Probe seines Könnens.

Selbstverständlich vermochte die Wahini neben solchem Gatten nur wie ein Stern siebenter Größe, oder wie der Mond mit geborgtem Licht zu leuchten. Wenn der Gatte im Kreise der Männer von seinen Heldentaten berichtete, da saß sie gewöhnlich bescheiden im Hintergrund und hörte glückstrahlend den Gesprächen zu, und es war, als ob ein Abglanz des Glorienscheines auch auf ihre bescheidene Persönlichkeit herabfalle. Die arme Wahini! Wie oft habe ich sie bedauert, sie und das ganze Geschlecht der Eskimofrauen! Sie war wie Wachs in der Hand ihres Mannes. Ein willenloses Werkzeug, ein Sklave in des Wortes verwegenster Bedeutung! Nie durfte sie eine eigene Meinung haben. Hausschlüssel, Gardinenpredigt und all die anderen Waffen, die ihre weißen Schwestern unter Umständen mit großer Meisterschaft zu handhaben verstehen, waren ihr völlig unbekannt.

Von Naipoktuna und seiner Gemahlin ist nichts Bemerkenswertes hervorzuheben. Die beiden waren typische Feld-, Wald- und Wieseneskimos, d. h. dick und rund, mit kurzen, krummen Beinen, fett und wohlgenährt und dazu ein breites, glänzendes Gesicht mit nie versiegendem Lächeln.

Zum Schluß muß ich noch unsere treuen vierbeinigen Reisegefährten vorstellen, denn auch sie gehörten zur Familie. Sie hießen: Nanmuk, Natschick, Naschikak und Uniakeiak. Eine bös-

artige Gesellschaft von häßlichen, struppigen, widerspenstigen Kötern voll übler Launen und voll teuflischer Tücken. Es dauerte lange, bis wir sie ordentlich in Gang gebracht hatten, denn es war wahrhaftig kein Kinderspiel, den schweren Schlitten über die bei der vorgerückten Jahreszeit schon ziemlich weich gewordene Schneedecke zu schleppen. Um überhaupt vom Fleck zu kommen, mußten wir alle kräftig mitschieben, bis uns der Schweiß aus allen Poren rannte. Von Zeit zu Zeit mußten wir anhalten, um Mensch und Tier eine kurze Rast zu gönnen. Dann hockten wir uns ein paar Minuten lang im Lee des Schlittens auf das Eis, wobei die naßgeschwitzten Kleider im Augenblick zu einer harten, spröden Decke erfroren.

Etwa um Mitternacht kamen wir auf dem Festland an, wo wir unser Lager aufschlugen. Roxy und ich machten uns sogleich an die Errichtung des Zeltes, während die anderen das allenthalben umherliegende Treibholz sammelten. Im Nu hatten wir uns wohnlich eingerichtet. Das Zelt war groß und geräumig; der Fußboden, den wir vorher von dem Schnee gesäubert hatten, wurde mit dicken, warmen Renntierfellen belegt und das brummende Feuer in dem mitgebrachten Blechofen trug dazu bei, die Gemütlichkeit noch zu erhöhen. Auch draußen vor dem Zelt prasselte ein helles, freundliches Lagerfeuer. Über ihm hing von einem Holzgerüst ein großer, rußiger Eimer, in dem die junge Mimi aus Reis und Seehundfleisch eine gar köstliche Suppe bereitete, während die Wahini sich mit der Zubereitung der „Mukpowders", einer arktischen Pfannkuchenart, beschäftigte. Diese werden aus Mehl und Seehundöl hergestellt und sehen in frischem Zustand wunderbar braun und appetitlich aus. Weniger appetitlich ist es allerdings, wenn man der Wahini zusieht, wie sie mit ihren breiten, ungewaschenen Händen den Teig knetet, während die lange Tabakspfeife dabei immer von einer Ecke des Mundes zur anderen wandert. Ist der Teig genügend durchgearbeitet, so werden die einzelnen

Fetzen in die Pfanne mit dem brodelnden Seehundöl geworfen, woraus sie nach einer Weile als braune knusprige Kuchen wieder herausgefischt werden. Indes, solche kleine Äußerlichkeiten vermögen nicht einen richtigen Eismeerhunger zu beeinträchtigen. Keiner von uns war ein Kostverächter, und gar diese Mukpowders waren Ambrosia in unser aller Augen. Auch als nachher die Reissuppe serviert wurde, habe ich der Eskimokochkunst alle Ehre angetan.

Tischsitten wechseln mit den Völkern und Ländern, aber die des Landes der Mitternachtsonne sind so verschieden von denen aller übrigen Länder, daß man sich erst nach längerer Übung darin zurecht finden kann. Nach Türkenart mit verkreuzten Beinen, machten wir es uns auf den ausgebreiteten Renntierfellen bequem. Dann wurde die dampfende Schüssel in der Mitte des Kreises aufgestellt, und jeder griff nun zu mit seinem großen Löffel. Wer sich am besten auf die Hantierung des Löffels verstand, bekam am meisten. Anfangs war ich in dieser Kunst ein erbärmlicher Stümper, aber Übung macht auch hier den Meister. Mit gutem Gewissen kann ich sagen, daß ich es im Lauf der Zeit auch darin zu nicht geringer Fertigkeit gebracht habe. Im übrigen waren wir ja auch nicht an feste Rationen gebunden, wie an Bord des »Bowhead«. Hier konnte man essen, soviel man wollte. Satt essen konnte man sich!! Ach, wie unendlich lange war es schon her, seit ich zum letztenmal satt zu essen gehabt hatte.

„No all 'e same Bowhead!" sagte Roxy zu mir, während er sich mit befriedigter Miene den Mund abwischte.

Nein, wahrhaftig! Hier war es nicht wie auf dem »Bowhead«! Und wenn ich es mir recht überlegte, so fiel der Vergleich sehr zu Ungunsten des »Bowhead« aus. Was hatte man mir nicht alles in den letzten Wochen gepredigt! „Geh' du nur mit den Eskimos! Da wirst du dein blaues Wunder erleben! Da wirst du erst lernen, was Hunger und Not und Elend ist!" Und

nun? Was war denn eingetroffen von diesen bösen Weissagungen? Hier bekam man wenigstens genug zu essen, und man brauchte nicht Angst zu haben, daß man alle Augenblick jemand auf die Hühneraugen tritt. Hier war man frei! Frei wie der Zigeuner auf der Landstraße.

„No all 'e same Bowhead!" lange noch spann ich in jener Nacht den Gedanken aus und lauschte dabei mit halbem Ohr der brummenden Musik des Ofens, der in dem kleinen Raum eine behagliche Wärme verbreitete, ob auch der Wind an den Zeltpfosten rüttelte und voll Ungestüm in das knisternde Lagerfeuer vor dem Zelte fuhr, so daß die roten Funken weit draußen am düsteren Nachthimmel zerstoben.

Erst spät abends am nächsten Tage brachen wir das Lager wieder ab und setzten unsere Reise in östlicher Richtung entlang der Küste fort, aber schon vor Mitternacht, nachdem wir kaum fünfzehn Kilometer zurückgelegt hatten, wurde wieder Rast gemacht. Am nächsten und übernächsten Tag leisteten wir auch nicht mehr, obwohl das Wetter sehr günstig war. Die zurückgelegten Strecken wurden eher noch etwas kleiner. Mir wurde ganz unheimlich zumute, wenn ich mir überlegte, daß wir bei solch' schneckenhaftem Tempo überhaupt nie ans Ziel gelangen würden. Aber der gute Roxy ließ sich durch mein Drängen und Treiben nicht im geringsten aus seiner Gemütsruhe bringen. Wenn ich ihn fragte, wann wir wohl in Fort Mac Pherson ankommen würden, da hatte er nur immer die eine Antwort: „Nanako", das heißt soviel wie: „Komm ich heut nicht, komm ich morgen." Wer je das zweifelhafte Vergnügen gehabt hat, mit den Wilden über Land zu reisen, der weiß ein Liedlein zu singen von der Saumseligkeit dieser Menschen, bei denen der Begriff der Zeit nur eine ganz theoretische Bedeutung hat. Jahre nach den Ereignissen, von denen ich hier berichte, bin ich einmal mit Indianern über die bolivianischen Anden gezogen, und diese unterschieden sich in der Beziehung in nichts von meinen

Eskimofreunden; nur sagten sie nicht „nanako“, sondern „mañana“, aber im Grund genommen kam es aufs selbe heraus. „Zeit ist Geld!“ Das ist ein Sprichwort, das bei dem unzivilisierten Reisenden nicht hoch im Kurse steht. Dafür umsomehr das andere: „Eile mit Weile“, wobei das Wort Weile noch ganz besonders groß zu schreiben.

Über dem wurde es ringsum immer sommerlicher. Bei Tag und Nacht glitzerte der helle Sonnenschein über der weißen Landschaft. Die Schneedecke war weich und schlüpfrig geworden und große Wasserpfützen begannen sich allenthalben auf dem Eise auszubreiten. An den Abhängen der Hügel zeigten sich dunkle, braune Flecken, wo das nackte Erdreich zwischen den Schneefeldern hervorzuschauen begann und überall rauschten helle, silberglänzende Bäche zu Tal, die geschwätzig davon erzählten, daß nun der Sommer gekommen wäre.

Nach einigen Tagen dieser gemächlichen Wanderung gelangten wir im Grunde einer weiten Bucht an die Mündung eines stattlichen Flusses, der mit seinen gelben Fluten das Küsteneis weithin überschwemmte. Dort gefiel es Papa Roxy so gut, daß er trotz meines entschiedenen Protestes eine mehrtägige Rast machte. Es war in der Tat ein idealer Lagerplatz, und hätte ich es nicht so eilig gehabt mit der Reise nach der zivilisierten Welt, so wäre ich mit dem Aufenthalt schon einverstanden gewesen. Die Ufer des Flusses waren übersät mit schönem, trockenem Treibholz, das er von den bewaldeten Ufern des Oberlaufs herabgeführt hatte. Das freundliche Lagerfeuer, ohne das ein gemütliches Zeltleben nicht denkbar ist, brauchte also keinen Augenblick seine prasselnde, knisternde Musik außer Tätigkeit zu setzen.

Daß auch der Topf über dem Feuer nicht zur Ruhe kam, dafür sorgten die massenhaft auftretenden Schneehasen, deren weiches zartes Fleisch eine willkommene Abwechselung in den eintönigen Küchenzettel von Seehundfleisch und Mukpowders

lieferte. Bald stellten sich auch gefiederte Gäste ein. Freche, vorlaute Spatzen, die sich nach Kräften bemühten, uns zu zeigen, daß sie selbst bei den vielen Graden nördlicher Breite noch nichts von ihrer Keckheit eingebüßt hatten. Es war eine Lust, zu sehen, wie die munteren Vögel sich vor dem Kochtopf um die Speisereste balgten. Und manch einer wanderte auch in den Kochtopf und lieferte einen nicht zu verachtenden Geflügelbraten.

Kurzum, es war ein idyllisches Dasein, und man glaubte sich weit entfernt von der öden, traurigen Küste des Eismeers, wenn die helle Frühlingssonne ihr weiches Licht über die Landschaft goß, wenn in der blauen Luft die Vögel ihre Stimme erhoben und das murmelnde Wasser dazu ein Sommerlied sang.

In jenen Tagen wurden wir öfters durch Besuche von anderen umherziehenden Eskimos heimgesucht. Ungebetene und meist auch nicht gerade gern gesehene Gäste sind es gewesen, denn sie zeigten alle eine besondere Vorliebe für Reis und Mukpowders und andere Kabelunaspeise, und unter ihrem gesunden Appetit zerschmolzen unsere Vorräte wie die Schneebälle in der Hölle. Solchen Angriffen gegenüber waren wir völlig machtlos, denn es ist nun einmal des Landes so der Brauch, daß man sein letztes Stückchen Brot mit jedem hergelaufenen Vagabunden teilt. Man kann ja dort nie wissen, ob man nicht morgen selbst am Hungertuch nagt und die Hilfe anderer in Anspruch nehmen muß. Es ist also jedermann auf einen gewissen Kommunismus angewiesen, und das Betteln wird zu einer Art Versicherung auf Gegenseitigkeit.

Nachdem wir uns am Rande des Flusses genügend ausgeruht hatten und der Magen der eintönigen Hasenpfefferkost überdrüssig zu werden begann, setzten wir in dem gewohnten gemächlichen Tempo die Reise fort, bis wir ein hohes, weit ins Meer hinaus ragendes Vorland erreichten, das den Namen Kay Point trägt. Hier trafen wir auf ein großes Eskimolager. Wohl dreißig der niedrigen, bienenkorbartigen Iglus bedeckten

das flache Plateau der steil abfallenden Küste. Man hörte lustiges Kinderlachen und klägliches Hundeheulen, und über dem allem lag der bläuliche Dunst der Lagerfeuer, der von üppigen Mahlzeiten zu erzählen schien. Es tat ordentlich wohl, nach so langer Zeit einmal wieder so viele Menschen und menschliche Behausungen zu sehen.

Als vornehme Menschen schlugen wir etwas abseits, auf einem erhöhten Punkt, unser Lager auf, denn auch unter den Eskimos gibt es „bessere Leute", und warum sollten wir uns nicht zu diesen zählen? Hatten wir doch ein richtiges, viereckiges Kabelunazelt, und war doch sogar ein waschechter Kabeluna mit bei der Partie.

Noblesse oblige! Für große Herren ziemt es sich, daß sie auf großem Fuße leben und ein offenes Haus halten. Roxy war sich dieser Pflicht wohl bewußt, und die Nachbarsleute versäumten nicht, seiner Freigebigkeit die nötige Ehre anzutun. Bald hatte sich das ganze Lager mit Kind und Kegel vor unserem Zelte eingefunden und machte es sich um das lustige Lagerfeuer bequem. Fast alles alte Bekannte von der Herschelinsel. Vor allem Avayuuk, ein alter, grauhaariger Mann mit verwittertem Gesicht, von dem Roxy behauptete, daß er sein Großvater sei. Die Richtigkeit dieser Angabe kann ich natürlich nicht nachprüfen; möglich ist es aber immerhin; der alte Herr sah alt und ehrwürdig genug aus, um der Großvater des Methusalem selber zu sein. Ferner waren anwesend: Uniaktuk, Ululuk, Okiliak und viele andere Leuchten des Stammes. Ja selbst Komoka, der Schwarm aller Bootsteurer und die kleine »Sonnschein«, die unbestrittene „Belle" der Herschelinsel, waren zu diesem mitternächtigen „five o'clock" erschienen. Die schöne Mimi machte die Honneurs mit dem Tee, den sie aus einer Konservenbüchse servierte, während die Wahini im Schweiße ihres Angesichts dem Mukpowderhunger der Gäste gerecht zu werden versuchte.

Ja, es ist etwas Rührendes um diese Eskimogastfreundlichkeit. Sie wird als etwas Selbstverständliches angesehen; sie bedarf keiner Bitte und sie erwartet keine Dankesbezeigungen. Ein jeder fühlt sich berechtigt, seinen besser situierten Mitmenschen in aller Harmlosigkeit auszuplündern, weil er sich in seinem Gewissen darüber klar ist, daß er im umgekehrten Fall auch nicht anders handeln würde.

Zu meiner Schande muß ich allerdings sagen, daß in mir zu viel des zivilisierten Egoisten steckte, als daß ich solche Gastfreundlichkeit mit ungeteilter Freude genossen hätte. Mir wurde ganz unheimlich zumute, als ich mit ansehen mußte, wie am nächsten und übernächsten Tag die Gäste immer wieder kamen und des Schmausens kein Ende mehr war. Als ich mich dann nach langem Zaudern dazu aufraffte, dieser Speisung der 5000 ein Ende zu machen, da mußte ich zu meinem Schrecken bemerken, daß es bereits zu spät war, denn die ganze Herrlichkeit hatte schon ein Ende genommen. Weder Mehl, noch Reis, noch sonst etwas war übrig geblieben, und das blasse Gespenst des Hungers hatte seinen Einzug in Roxys Zelt gehalten.

Ein Paket Tee war noch das einzige, was der Eskimoheißhunger übrig gelassen hatte, und damit mußten wir uns vorderhand über die Not der Zeit hinweghelfen. Wir tranken den Tee möglichst heiß und möglichst stark, um so wenigstens dem Magen die Illusion einer Mahlzeit vorzutäuschen. Da wir keinen Zucker besaßen und immer gleich eine ganze Handvoll Tee für eine Blechdose gebrauchten, schmeckte das Zeug natürlich abscheulich bitter, aber es betäubte wenigstens für den Augenblick den Hunger, und das war die Hauptsache.

Was ich in jenen Tagen dort auf Kay Point an Hunger ausgestanden habe, das spottet jeder Beschreibung. Es war ja nicht das erstemal, daß ich den Hunger kennen lernte, denn im Laufe des letzten Winters war er tagaus, tagein

der grimmige Gast an Bord des »Bowhead« gewesen. Aber was ich nun erleben mußte, das ging doch weit über das gewohnte Maß hinaus. Oft wurde mir schwarz und grün vor den Augen, und ich war nahe daran, vor Entkräftung zusammenzubrechen. In solchen Augenblicken sehnte ich mich zuweilen sogar nach den mageren Fleischtöpfen des »Bowhead« zurück, und ich überlegte mir, ob es am Ende doch nicht besser wäre, dorthin zurückzukehren. Aber dann fürchtete ich mich wieder vor Johnny Cook, ich gedachte der Bootsteurer, die mich mit ihren gelben Augen gar höhnisch mustern würden, und dann erwachte der Trotz und der Eigensinn nur noch mehr. „Nein, ihr Herren Portugiesen," sagte ich mir mit grimmiger Miene, „lieber will ich euch hier in der Wildnis zugrunde gehen, als daß ich euch den Gefallen täte!"

Der übrigen Familie Roxy schien indes die Hungerkur ganz gut zu bekommen. Denn sie waren Philosophen wie alle Eskimos, und ließen sich durch ein bißchen Hunger noch lange nicht in ihrer Gemütsruhe stören.

Während meines Aufenthalts auf Kay Point, der sich, nebenbei bemerkt, sehr in die Länge gezogen hat, habe ich überhaupt die schönste Gelegenheit gehabt, gar manches über die Eskimos und ihre Lebensgewohnheiten zu erlauschen, und ich hoffe deshalb, daß ich die Zeit des Lesers nicht allzu sehr in Anspruch nehme, wenn ich bei diesem, mir so lieben und interessanten Thema noch einen Augenblick verweile. Denn es wird über diese armen Menschen gar vieles geschrieben und geredet, was niemand verantworten kann, und darum gibt es auch bei uns in der gesitteten Welt gar manchen sonst gebildeten und aufgeklärten Menschen, in dessen Augen ein Eskimo nicht mehr ist, als eine komische Figur von kleiner Gestalt, mit einem dicken, trantriefenden, fettglänzenden, mit einer Schmutzkruste überzogenen Gesicht, oder ein naiver Wilder, der sich über eine Schachtel Streichhölzer halb tot lachen und

über eine Stecknadel in Ekstase geraten kann. Dem ist aber durchaus nicht so.

Freilich, für ideale Regungen, wie überhaupt für alle graue Theorie ist der Eskimo nicht zu haben. Er ist ein Materialist bis auf die Knochen. „Was werden wir essen, was werden wir trinken?" das ist die große Frage, die von der Wiege bis zum Grabe sein ganzes Dasein erfüllt. Wie könnte es auch anders sein! Wo fände er die Zeit, an etwas anderes zu denken, er, dessen ganzes Leben nur erfüllt ist von einem einzigen erbitterten Kampf ums tägliche Brot! Man sollte meinen, daß dieser harte Kampf ums Dasein ihm vor allem die Tugend der Sparsamkeit beigebracht hätte; doch dem ist nicht so. Vielmehr lebt er als ein echter Wilder leichtsinnig in den Tag hinein und findet es übergenug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Darum besteht auch sein ganzes Leben aus einer bunten Abwechslung von Perioden, in denen er sich durch übermäßiges Wohlleben den Magen verdirbt, und solchen, in denen die Erinnerung an vergangene und die Hoffnung auf künftige Mahlzeiten seine einzige Speise ist.

In einer der letzteren Perioden befanden wir uns, wie schon erwähnt, auf Kay Point. Der anhaltende Nordwestwind der letzten Wochen hatte das Packeis an das der Küste vorgelagerte sog. Fußeis herangetrieben, und dadurch war weit und breit kein offenes Wasser und somit auch kein Seehund zu sehen. Wenn es aber keine Seehunde gibt, dann ist die Not am größten im Haushalt des Eskimo. Ich habe bereits gesagt, daß die große Hungersnot auch nicht an Roxys Zelt vorübergegangen war. Vorderhand war auch noch kein Ende des Elends abzusehen, da es keinen Zweck hatte, sich vor dem Zurückweichen des Eises nach Seehunden umzusehen. Angesichts dieser Tatsachen blieb nichts anderes übrig, als mit viel Teetrinken und Schlafen die traurige Zeit so gut wie möglich tot zu schlagen. Einer von uns stand aber immer auf Posten auf

der Höhe des Hügels und hielt scharfen Ausguck, ob nicht irgendwo zwischen den anderen Zelten eine Rauchsäule aufstiege, denn wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und wo Feuer ist, da gibt's etwas zu essen, und da durften wir nicht fehlen. Meistens stand aber die erhoffte Mahlzeit in keinem Verhältnis zu dem Aufwand von Rauch und Feuer. Eine Maus, eine Moschusratte, eine Seemöwe, ein Hund oder höchstens ein kleines Häschen schwammen in dem Wasser des Kochtopfs, aber was ist das unter so vielen?

Manchmal aber war der Rauch von glücklicher Vorbedeutung, und wir kamen gerade dazu, wie eine keuchende Wahini einen Seehund hinter sich herschleppte. Dann war Freude im Lager. „Natschik, Natschik, Natschik umalakta!" ging es wie ein Wildfeuer von Mund zu Mund. Alles war im Nu auf den Beinen und eilte hinunter nach dem großen Hula Hulazelt, wo der köstliche Schmaus stattfinden sollte. Dort versammelten sie sich vor dem Eingang und schauten andächtig den Wahinis zu, wie sie mit märchenhafter Fixigkeit den Seehund abhäuteten und zerlegten und dann die leckeren Fleischstücke in den rußigen Eimer warfen, der über dem lustigen Lagerfeuer hing. Aber die Geduld der zu dem Schlachtfest erschienenen Gäste wird zunächst noch auf eine harte Probe gestellt. Vor Ablauf einer Stunde ist an einen Beginn des Schmauses nicht zu denken, denn das rohe oder halbgare Seehundfleisch ist so hart und so tranig, daß es selbst einem Eskimomagen widersteht, und das will viel heißen!

Einstweilen machen es sich die Herren der Schöpfung im Zelte bequem. Mit entblößtem Oberkörper, auf dessen brauner Haut die dicken Schweißtropfen stehen, und in der Hand ein langes, scharfgeschliffenes Metzgermesser, lassen sie sich mit der schwerfälligen Würde eines Paschas auf dem kahlen Sandboden des geräumigen Zeltes nieder. Mit den schwarzen, weit ins Gesicht gekämmten Haaren und mit den gierig flackernden

Augen machen sie in dem dämmerigen Halbdunkel einen unheimlichen, phantastischen Eindruck. Der Laie möchte sie wohl für eine Gesellschaft von Kannibalen halten, die der Verspeisung des Missionars harren. — Endlich ist die Stunde der Tantalusqualen vorüber, und es kommt der große Moment, da die Wahini den im Zelt versammelten Gästen die lang entbehrte Mahlzeit serviert. Auf einem großen Brett bringt sie den duftenden Fleischhaufen herein, den sie in der Mitte des Kreises aufstellt. Der Älteste spricht nun noch schnell ein Tischgebet, währenddessen jeder das größte Stück zu erspähen sucht, und dann kann's losgehen. Mit der einen Hand ergreift jeder das von ihm erkorene Stück, das von den gelben Zähnen gierig erfaßt wird, die andere aber hantiert das große Messer, mit dem immer faustgroße Stücke abgeschnitten werden, die dann in diesem Zustand den Weg alles Eßbaren wandern.

Zuweilen gibt es bei diesen Orgien ganz üppige Mahlzeiten mit reichbesetzter Speisekarte:

Fisch.
Gebratene Moschusratte.
Seehundstew.
Tee.
Mukpowders.
Dessert à l'Eskimo.

Die zuletzt genannte Nummer der Speisekarte besteht aus dem Magen und den Gedärmen des Seehundes nebst Inhalt, die, in kleinen Schüsseln serviert, immer zwischen je zwei Mann aufgestellt werden. Von Zeit zu Zeit tut man sich daran gütlich, um der Speiseröhre die nötige Elastizität bei der Vertilgung des Seehundfleisches zu erhalten. Bei den Eskimos gilt dieses Dessert als besondere Delikatesse, aber ich hoffe, man wird mich nicht einen überempfindlichen Feinschmecker schelten, wenn ich gestehe, daß ich in diesem Punkte

etwas anderer Ansicht war. Mit gutem Gewissen kann ich sagen, daß ich es während meines Eskimodaseins im Verspeisen der unmöglichsten Dinge zu einer ganz ansehnlichen Fertigkeit gebracht habe. Hunde, Ratten, Mäuse, Füchse, Luchse, Wildkatzen, Seemöwen, Walrosse, Eisbären und Walfische habe ich zu verspeisen gelernt, aber trotz alledem konnte ich mich nie so recht mit diesem Dessert befreunden.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß das schöne Geschlecht zu diesen Orgien keinen Zutritt hat. Während der Gatte ganz in den Freuden des Schlachtfestes aufgeht, kauert die Wahini bescheiden im Hintergrund und sättigt sich einstweilen an dem würzigen Fleischgeruch, der sich gar verlockend mit dem Rauche ihrer Tabakspfeife mengt. Nur der Kopf und die Flossen des Seehunds sind ihre unbestrittene Domäne. Aber Seehundsköpfe und Seehundsflossen sind zäh wie Leder und müssen stundenlang kochen, ehe sie halbwegs genießbar sind. Da sitzen dann die armen Wahinis halbe Nächte lang um das knisternde Feuer und löffeln die scharfe Transuppe, und werfen lange, verlangende Blicke in das kochende Wasser im rußigen Kochtopf. Ich kann mir gar keinen grausigeren Anblick denken, als so einen Seehundskopf, der, mit abstehenden Schnurrhaaren und weit hervorgequollenen Augen, beinahe menschlich aus der Tiefe des Topfes hervorschaut.

Arme Wahini! Ihr Joch ist nicht sanft und ihre Last ist nicht leicht. Ihr ganzes Leben ist nur Mühe und Arbeit und nimmer endende Entsagung. Aber sie hat es gelernt, zu leiden, ohne zu klagen. Mit geduldiger Ergebung erträgt sie ihr Schicksal als eine gottgewollte Abhängigkeit. Suffragetten gibt es dort noch nicht, und die Wellen der Emanzipationsbewegung haben noch nicht bis dorthin ihre Kreise gezogen. Freilich, von großer Wäsche und von Scheuerfesten weiß sie nichts. Sie braucht auch keine Kragen zu bügeln und keine Möbel abzustauben, aber es sind andere, nicht minder schwierige Aufgaben, die

ihrer harren. Sie muß die Felle der erlegten Tiere bearbeiten und mit den steifen Rentiersehnen daraus die Kleider zusammennähen. Sie muß mit den Zähnen das Seehundfell gerben und daraus Wasserstiefel anfertigen; sie muß die Hunde besorgen und von weit draußen auf dem Eise den erlegten Seehund hereinschleppen, und bei all diesen Arbeiten trägt sie noch immer das kleine Baby in der Kapuze ihrer Rentierjacke mit sich herum.

„Welch' herzloser Tyrann, so ein Eskimogatte! Ein nichtsnutziger Faulpelz, der sich auf Kosten seiner besseren Hälfte einem süßen Nichtstun hingibt!" So könnte man leicht aus dem Vorhergesagten schließen. Doch das wäre eine falsche Annahme. Ich kann das hier nicht näher ausführen, aber aufs Wort kann man mir glauben, daß auch ihm sein Amt als Ernährer der Familie nicht leicht gemacht wird. Immer ist er von tausend Gefahren umlauert, ob er in kalter Winternacht weit draußen auf der Eisscholle das Auftauchen des Seehunds erwartet, ob er in den Bergen dem wilden Rentier oder dem flüchtigen Bergschaf nachstellt, oder ob er dem König des Nordens, dem Eisbär, seine Fallen stellt.

Von Mühe und Arbeit im Leben der Eskimos habe ich berichtet, und nun möchte ich noch etwas von ihren Spielen erzählen.

Unter anderen „Segnungen" der Zivilisation hat der Weiße dem Eskimo auch das Kartenspiel beigebracht. Gerade die, unter denen ich lebte, waren eifrige Spieler und verlegten sich auch mit Leidenschaft auf das Wetten. Das wäre am Ende ein harmloses Vergnügen gewesen, da die verschiedenen Wettobjekte ja doch immer in der Familie blieben, wenn nicht die Sache ganz folgerichtig so eingerichtet gewesen wäre, daß der Verlierer auch wirklich nicht ungeschoren davon kam. Der Einsatz bestand nämlich aus Patronen, die der glückliche Gewinner nicht etwa einsteckte, sondern die der Verlierer vor den

Augen und unter dem Spott der ganzen Gesellschaft in die Luft verpuffen mußte. Die Wahinis aber mußten bei jedem Schuß ein Hohngelächter anstimmen, und das war der schlimmste Teil der Strafe.

Viel schöner und eigenartiger als das dumme Kartenspiel ist das „Hula Hula", eine Art heidnischer Geisterbeschwörung, wodurch man ein hereingebrochenes Übel zu beseitigen oder ein kommendes abzuwenden sucht. Was immer eine Eskimoseele bedrückt, das findet im Hula Hula seinen Widerhall. Wenn sich z. B. die Seehunde in nicht genügender Weise einstellen, wird ein Hula Hula veranstaltet, um dem Übelstand abzuhelfen, wenn eine Krankheit unter den Hunden ausgebrochen ist, muß das Hula Hula als Doktor herhalten, wenn ein böser Schneesturm die Männer an der Ausübung der Jagd verhindert, so muß das Hula Hula der Not ein Ende machen. Kurz und gut — man ist um Ursachen zu einem Hula Hula nie in Verlegenheit, und das ist auch gut so, denn es ist ein netter Zeitvertreib und sehr dazu geeignet, eine Eskimoseele für ein paar Stunden über die Not der Zeit hinwegzusetzen.

Und nun muß ich den Leser bitten, mich einen Augenblick zu einer Hula Hula-Vorstellung meiner Eskimofreunde auf Kay Point zu begleiten.

Es ist Nacht, und die matten Strahlen der Mitternachtsonne kämpfen mit den Schatten der langen arktischen Dämmerung. Ringsum liegt die Natur verträumt und verschlafen da, aber zwischen den Eskimo-Iglus ist es noch immer lebendig, denn heute Nacht soll das große Hula Hula in Szene gehen. Von allen Seiten strömt es herbei nach dem großen Hula Hula-zelt in der Mitte des Lagers. Auch wir begeben uns dorthin trotz der mißgünstigen Blicke der Eskimos, die bei der Feier lieber unter sich sein wollen. Ein dämmeriges Halbdunkel herrscht unter dem Zeltdach, ein Übelstand, dem die Theaterregie durch die Aufstellung von Tranlampen nach Möglichkeit

abzuhelfen suchte. Dies sind offene, mit Seehundöl gefüllte Holzschalen, mit einem auf dem Öl schwimmenden brennenden Moosstück, das die Stelle des Dochtes versieht. Über den matten Flammen steigt in feinen dünnen Streifen der schwarze Rauch empor, der sich allmählich an der Decke zu dunklen Wolken verdichtet und die Luft mit einem durchdringenden Trangeruch erfüllt, der zum Hula Hula gehört wie der Weihrauch zur Messe. Fast immer ist das Haus vollständig „ausverkauft". Alles, was Beine hat, hat sich zur Vorstellung eingefunden, von den altehrwürdigen, grauköpfigen Stammeshäuptern, die schon seit Jahren nicht mehr das Tanzbein geschwungen haben, bis zu den kleinen Pigenini in der Kapuze der Wahini, das seine ersten Hula Hulastudien macht, indem es mit seinen Händchen die Pantomimen der Tänzerin nachzuahmen versucht.

Plötzlich kommt Bewegung in die Menge. Alles tritt zurück, und unter den bewundernden Blicken tritt die Primadonna in die Arena. Sie hat heute ihren feinsten, mit Wolfsfell besetzten Renntierrock angezogen. Die Kapuze ist mit einem schneeweißen Hundefell verbrämt. Das breite, am Kinn mit blauen Streifen tätowierte Gesicht ist tüchtig eingefettet, und so erglänzt sie in der ganzen Pracht ihrer arktischen Schönheit.

Und nun beginnt der Tanz.

Mit weitausgestreckten Armen führt sie phantastische Pantomimen auf, die sie mit allerlei verschrobenen Bewegungen ihres Körpers begleitet. Von der obersten Haarspitze ihrer Kapuze bis zu den Walroßsohlen ihrer Seehundstiefel ist sie ganz Leben und Bewegung, und nur die bei andern Völkern wichtigsten Instrumente des Tanzes, die Füße, bleiben wie angewurzelt auf dem Boden stehen. Das Publikum begleitet die Pantomimen der Tänzerin mit einem eintönigen Gesang. „Janga, janga, ja—a—a, Ja, ja—a—a—anga." So ertönt es unaufhörlich zum Takte der großen Trommel aus Seehundfell. Mit einem Mal verstummt der Gesang, und die Tänzerin

stimmt ein Solo an, bei dessen Anhören allen Anwesenden das Wasser im Munde zusammenläuft, denn sie singt von Natschiks, Nanmuks, Tuktuks, Kaukau umalakta und anderen Herrlichkeiten, die geeignet sind, ein Eskimoherz mit Wonne zu erfüllen.

Das ist Öl in das Feuer der Begeisterung. „Janga, ja—a—a" fallen sie alle wieder ein mit verdoppelter Kraft, und auch die Tänzerin selber wird mehr und mehr von dem allgemeinen Taumel erfaßt. Der schwere Rentierrock wird ihr zu heiß, und sie wirft ihn von sich. Bald folgen noch andere Kleidungsstücke nach, bis sich schließlich die vermummte Eskimoschönheit in eine kleine Eva verwandelt hat. Und die Zuschauer! Man kennt sie nicht wieder, die gleichgültigen Philosophen! Die sonst so ausdruckslosen Augen glänzen auf einmal vor Freude und vor Sinnenlust.

„Laß die Geige wilder singen,
Wilder schwing das Cymbal du!"

Schneller und schneller wird der Gesang, lauter und wilder erschallen die Beifallrufe: „Akana, akana—a—a, naguruk!" Salome selbst hätte vor dem König Herodes keinen größeren Beifall finden können. Immer heißer wird es in dem Zelt, immer dicker und beißender werden die Rauchwolken, immer unerträglicher der Trangeruch. Es ist Zeit, daß wir uns empfehlen. —

Das Hula Hula ist zweifellos eine alte heidnische Überlieferung mit einer ganz bestimmten Bedeutung für jede Handlung. Was aber der ganze Mummenschanz eigentlich vorstellte, das ist mir nie recht klar geworden, denn es ist für unsereinen sehr schwer, sich in die Denkungsart jenes Volkes hinein zu versetzen. Sicherlich hat die ganze Sache heute schon viel von ihrer ursprünglichen Symbolik verloren, seitdem durch die Mission auf der Herschelinsel die christlichen Gebräuche sich

mehr und mehr eingebürgert haben. Nominell sind sie zwar alle noch Heiden, aber dennoch steckt in ihnen mehr christliche Gesinnung, als in Millionen von amtlich beglaubigten Christen. In Roxys Zelt wurde keine Mahlzeit ohne ein Tischgebet eingenommen, und jedesmal, wenn es Sonntag war, versammelten sich die Honoratioren im großen Hula Hula-Zelt, wo sie sich mit Gebet und Absingen geistlicher Lieder erbauten. Namentlich eine Übersetzung des Heilsarmeeliedes „Ja, Jesus liebt mich", das sie oftmals zu singen pflegten, hat mir sehr gefallen. Sie konnten es so andächtig und feierlich singen:

„Ka mak iana, ka mak iana
Kuli mak junaima."

Rührend war es auch, wenn sie am Schluß der Andacht auf die Knie sanken und die feierliche Weise das Zelt erfüllte:

„Kuianaina, kuianaina — Kojanna, kojanna."

„Und du?" so höre ich den Leser fragen, „was hast du in allen diesen Zeiten getan, während die Männer dem Tode trotzten und die Wahinis im Schweiße ihres Angesichts ihrem Tagewerk nachgingen?" Ich will gerne zugestehen, daß ich mich nicht allzu nützlich gemacht habe, aber das geht jedem gesitteten Menschen so, der unter die Wilden verschlagen wird. Ihm fehlt der praktische Sinn und die unerhörte Vielseitigkeit, die jenem von Kindesbeinen an beigebracht wird. Man denke doch nur, was so ein Eskimo alles können muß! Kein Handwerk gibt es, in dem er nicht nach seiner Art Bescheid wissen und sich mit seinen kunstlosen Werkzeugen behelfen muß. So ist es z. B. mit seinem Amt als Jäger nicht getan, wenn er nicht zugleich ein Büchsenmacher und ein Kugelgießer ist, und wenn er beim Konservieren seiner Beute nicht im Gerberhandwerk Bescheid weiß. Nie darf er am Ende seines Lateins angelangt

sein. Er muß die Vielseitigkeit eines Robinson Crusoe besitzen. Er muß ein Tausendkünstler sein.

Dennoch hat er einen großen Respekt vor den Künsten der Kabelunas; namentlich vor deren größtem, dem Mokporah. Hierunter versteht man einen Brief, sowie überhaupt jedes Schriftstück. Roxy war im Besitz eines solchen Mokporahs das ihm Kapitän Cook mitgegeben hatte, um es nach Fort Mc Pherson zu befördern. Es war sein Stolz und seine Freude. Er verwahrte es in einem Täschchen aus Seehundsfell, wo er seine Patronen, seinen Tabak und andere Kostbarkeiten aufzubewahren pflegte. Oftmals, wenn er gerade nichts Besseres zu tun hatte, kramte er das Mokporah hervor, betrachtete es von allen Seiten und schaute lange und sinnend auf die groben Züge der ungelenken Handschrift. Einmal fiel es dabei ins Wasser, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dieser Schatz verloren gegangen. Aber Roxy rettete ihn im letzten Augenblick und breitete ihn auf der Zeltbahn zum Trocknen aus. Das alles erregte natürlich die Begehrlichkeit der anderen, und als die Kunde ruchbar wurde, daß Roxys Kabeluna sich auf die Herstellung solcher Mokporahs verstand, da war die Nachfrage groß. Ich aber schrieb mit teuflischer Tücke nur immer ein Mokporah pro Tag. Das war dann jedesmal ein großer Augenblick. Kein Richter konnte mit größerer Feierlichkeit ein Todesurteil unterzeichnen, als ich jene arktischen Talismane im Kreise der Wilden, die mit offenem Mund in atemloser Spannung dem rätselhaften Beginnen des Kabelunas zusahen.

Doch dieses Abschweifen auf alle möglichen Dinge wird bei mir allmählich zur üblen Gewohnheit, und es wird deshalb Zeit, daß ich mich etwas mehr an das Thema halte.

Mehr als vierzehn Tage brachten wir auf Kay Point zu; zweifellos die vierzehn hungrigsten Tage meines Lebens. Anfangs wurde wenigstens noch hie und da ein Seehund gefangen, aber gar bald war es auch damit zu Ende, und wir waren

nun ganz auf gelegentliche Seemöwen oder Moschusratten angewiesen, die nicht genug zum leben und kaum zu viel zum sterben lieferten. Ah, welch' beredter Berater ist doch der Hunger! Bei Tag und Nacht verfolgt er sein Opfer mit seiner stillen, nagenden Stimme und läßt nicht eher nach, als bis er seinen Willen bis zum letzten Ende durchgesetzt hat. Er pflanzt Mord und Totschlag in die Köpfe der Besten, er macht die Stolzesten zum Bettler und bricht den trotzigsten Willen. Tausendmal redete er mir dasselbe vor. „Warum? Warum willst du hier mit aller Gewalt durch Hunger und Not zugrunde gehen, wo du doch bloß nach dem »Bowhead« zurückzukehren brauchst, um aller Not ein Ende zu machen?" Ja, warum denn nur? Eigentlich wußte ich es selber nicht, aber von Tag zu Tag fraß sich immer tiefer die eine fixe Idee: Niemals zurück!

Auf Amundsens Spuren.

Unverhoffter Entenbraten. — Allerlei neue Rezepte für die Zubereitung frisch gefangener Fische. — Nordischer Sommer. — Allgemeiner Aufbruch von Kay Point. — In Amundsens Winterlager. — Besuch beim Eismeer-Robinson. — Das unverkäufliche Mehl. — An Bord der Gjöa. — Kühler Empfang. — „Was wollen Sie hier?" — Roxy als Kenner der Kabelunas. — Kapitän Amundsens reiche Gaben. — Große Abschiedsfeier auf Schingle Point. — Aufbruch zur Flußreise nach dem Innern.

Das Eismeer ist das Land der Überraschungen. Es kommt fast immer anders, wie man denkt. Wenn man sich gerade sicher und geborgen fühlt und das ewig drohende Gespenst des Hungers für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt scheint, dann macht gewiß, ehe man's gedacht, ein tückisches Geschick einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, und wenn man andererseits nur Not und Elend um sich sieht und nirgendwo ein Lichtstrahl zu sehen ist, dann ist gewöhnlich das Kaukau am nächsten. So war es auch auf Kay Point.

Als die Not aufs höchste gestiegen war und alle beim mitternächtlichen Hula Hula den bösen Geist zu beschwören suchten, da stürzte auf einmal eine wild gestikulierende Wahini herein. „Ainik kaile! ainik kaile!" rief sie atemlos.

Enten kommen! Wäre eine Bombe in die Versammlung gefahren, so hätte sie nicht überraschender wirken können. Im Augenblick war das Hula Hula vergessen, und jeder hatte nur noch Sinn für das kommende Kaukau. Spornstreichs rannten alle nach Hause zu ihren Gewehren, und im nächsten Augenblick ertönte von allen Ecken und Enden ein knatterndes Schnellfeuer, das unter dem Zug der schreienden, gackernden Wildenten ein grausiges Blutbad anrichtete. Eine stattliche Strecke von Enten war das Resultat der Schießerei, und wir, die wir uns noch vor wenigen Minuten glücklich gepriesen hätten, wenn wir eine Maus oder eine Ratte im Kochtopf gehabt hätten, konnten uns nun auf einmal an einem Geflügelbraten gütlich tun, dessen sich der verwöhnteste Feinschmecker im Waldorf Astoria-Hotel in der 5. Avenüe zu New York nicht zu schämen brauchte! So geht es zuweilen im Leben!

Dieser erste Zug war nur die Vorhut anderer größerer Scharen, die nun in langen Strichen von Süden herangezogen kamen. Dazwischen kamen auch, schwerfällig flatternd, mit trompetenartigem Geschnatter, große, weiße, fettgefressene Gänse, die ihren fetten Körper kaum mehr in der Luft zu halten vermochten. Ja, nun konnten wir auf einmal wieder aus dem vollen wirtschaften, nun würde das Kaukau nie wieder ein Ende nehmen; davon waren wir alle felsenfest überzeugt.

Um das Glück voll zu machen, begann auch noch das Eis vom Lande abzubrechen und öffnete einen breiten, dem Ufer entlang laufenden Spalt, der ein Tummelplatz der köstlichsten Fische war. Das war ein neues Feld der Betätigung für die Wahinis. Starr und regungslos, wie eine Reihe tibetanischer Götzen, saßen sie am Rande des Eisspalts und ließen mit nie

versiegender Ausdauer die Angelleinen auf und ab tanzen. Es ist ein gar eigentümliches, genial ausgedachtes Ding, so eine Eskimofischleine. Sie hat in der Regel vier Haken, die an einem Elfenbeinstückchen befestigt sind, dem man die Form eines kleinen Fisches gibt. Um die Täuschung vollständig zu machen, werden diesem künstlichen Fisch oft noch Augen aus Glasperlen oder Muschelstücken eingesetzt. Durch fleißiges Zucken der Leine läßt man nun das kleine Truggebilde auf und abtanzen, um die Gier der großen Fische zu erregen, genau so, wie man es drunten im Pazifik beim Fischen auf Bonitos tut.

Für die Zubereitung der Fische gibt es viele Variationen im Eskimoküchenzettel. Die gebräuchlichste ist à la sauvage; ein etwas sehr summarisches Verfahren. Man spießt den Fisch auf einen Stock, den man neben dem Feuer in die Erde steckt, und läßt ihn dann wie einen Spießbraten von der Flamme braun und knusperig braten. Wenn es viele Fische gibt, dann kann man oft ein halbes Hundert oder mehr dieser Dinger um ein Lagerfeuer sehen. Beim Kochen des Fisches mit Wasser werden ebenfalls keine großen Umstände gemacht. Man verfährt mit ihm ganz ähnlich wie mit dem Seehund, d. h. man schneidet ihn in Stücke und wirft ihn mit Haut und Haaren in den Eimer über dem Feuer. Schließlich ist der Eskimo auch für rohe Fische kein Kostverächter, namentlich im Hochsommer, wenn der Sonnenschein die Fische verfault und zersetzt. Denn faule Fische, voller Würmer und Maden, sind die besondere Spezialität eines Eskimofeinschmeckers.

Doch beenden wir diesen Ausflug in Frau Roxys Kochbuch und lüften wir nicht weiter den Schleier des Geheimnisses von diesem arktischen Küchenzettel.

Die Ausbeute an Fischen war übrigens sehr reich, und so trat wenigstens einmal das ein, was ich nie für möglich gehalten hätte: ein Überfluß an Nahrungsmitteln im Haushalt des Eskimo. Dieser erfreuliche Umstand kam vor allem den Hunden

zugute; und das war ihnen wohl zu gönnen, denn in den letzten bösen Wochen hatte keiner so viel gehungert wie sie.

Wie bei uns die Schwalben und die Störche, so sind in jenen Gegenden die Enten und Fische die Vorboten des Sommers. Sommer! Ganz plötzlich, ehe man's recht bedacht, war er über uns gekommen mit warmen Winden und mit sonnigen Tagen! Weit draußen auf dem Eise brüteten finstere Wolkenbänke; dumpfe Donner rollten und grelle Blitze zuckten im Westen und auf den Flügeln eines lauen, feuchten Windes kamen die dicken Regentropfen herangefegt und schlugen prasselnd gegen die Zeltwand.

Und dann wieder Sonne. Warmer, freundlicher Sonnenschein bei Tag und Nacht zu jeder Stunde. Über Nacht hatte die Natur ihr weißes Winterkleid ausgezogen. Weithin in der Ebene breiteten sich glitzernde Seen und schwammige Sümpfe, während die Abhänge sich zusehends mit einem grünen Teppich von Moosen und Flechten überzogen. Auch die Blumen fehlten nicht. Kaum war an einer Stelle der fette Humus zutage getreten, da wagten sich auch schon die Schneeglöckchen hervor. Bald kamen noch Veilchen, Vergißmeinnicht, Anemonen und bunte Glockenblumen, deren helles Sommerkleid gar freundlich aus dem grünen Teppich arktischen Mooses hervorleuchtete. Blumen im Eismeer! Das klingt widersinnig und phantastisch, und dennoch muß ich sagen, daß ich noch nie so liebliche Blumen gesehen und mich daran erfreut habe, wie dort oben unter dem Scheine der Mitternachtsonne.

Auch die Tierwelt begann nun richtig lebendig zu werden. Weiße Eismöwen segelten kreischend am blauen Himmel hin, beutegierige Habichte zogen bedächtig ihre Kreise; mürrische Schnee-Eulen wagten sich scheu, mit übernächtigen Gesichtern aus den Höhlen hervor und rollten und blinzelten gar finster mit den großen, runden Augen, geblendet von so viel Licht und Sonnenschein. Vorlaute Spatzen schwirrten geschäftig

umher und lärmten und schwatzten um die Wette mit dem Wasser, das von den Bergen rieselte. Alles war Leben und Bewegung, alles Freude und Sonnenschein, als ob es nie eine lange Winternacht gegeben hätte und der Sommertag kein Ende nähme.

Jetzt war endlich die Zeit zur Weiterreise gekommen. Bisher waren alle Eingeborene auf die Seehunde als einziges Nahrungsmittel angewiesen, und sie hatten sich deshalb alle auf Kay Point versammelt, weil man von diesem hohen und weit vorgeschobenen Küstenplatz die Jagd auf Seehunde am besten betreiben konnte. Nun aber, wo es überall andere Nahrungsmittel in Hülle und Fülle gab, litt es keinen mehr länger auf dem Platz, wo er so große Not gesehen hatte. Ein Iglu nach dem anderen verschwand aus dem Lager, und die schwerbepackten Schlitten machten sich nach allen Himmelsrichtungen davon. Die einen gingen nach der Herschelinsel zurück, die anderen reisten weiter nach Osten zur Mackenziemündung, wo sie dem Fischfang und der Entenjagd obliegen wollten, wieder andere brachen nach den Bergen im Inland auf, wo sie wilde Rentiere zu jagen gedachten. Endlich, nachdem schon beinahe alle anderen ihr Lager abgebrochen hatten, machte sich auch Roxy auf die Reise.

Niemand war hierüber glücklicher wie ich, denn der lange Aufenthalt auf Kay Point hatte wahrlich gar nicht in meiner Berechnung gelegen. Stärker noch als aller Hunger und alle Not hatte mich in jenen traurigen Wochen die brennende Ungeduld gequält, und wie Tag um Tag verging in derselben beschaulichen Ruhe und kein Mensch mehr von Weiterreisen redete, da war allmählich eine desperate Stimmung über mich gekommen. Der gute Roxy bekam in jenen Tagen manches böse Wort von mir zu hören, aber — und das war es, was mich am meisten ärgerte — er regte sich nicht im geringsten darüber auf, sondern wiederholte nur immer sein stets wiederkehrendes

„Nanako". Alles, was er als Gründe für seine Saumseligkeit aufführte, den schlechten Zustand des Eises, den durchlässigen Schnee und die Kraftlosigkeit der Hunde, wollte mir nicht einleuchten, aber im Grunde genommen hat er nicht unrecht gehabt. Gerade im Frühsommer, wenn die Schneedecke weich ist, so daß die Schlittenkufen tief in die schleimige Masse einsinken und selbst die Hunde sich nur mühsam des Einbrechens erwehren können, ist das Reisen auf dem Küsteneis am beschwerlichsten, und man wartet deshalb lieber, bis der Schnee über dem Eise ganz weggetaut und das Wasser durch die Eisspalten versickert ist. Das war nun endlich geschehen und damit war auch der letzte Vorwand, den der bequeme Roxy für ein weiteres Verweilen vorbringen mochte, ein für allemal geschwunden.

Nachdem wir alle unsere Habseligkeiten auf den Schlitten gepackt hatten, sah ich mich noch einmal gründlich um auf dieser Stätte der Not, und dann warf ich noch einen langen Blick hinüber nach Westen, wo weit, weit draußen in der Eiswüste noch immer die Umrisse der Herschelinsel zu sehen waren. Dann aber wandte ich mich schaudernd ab, und mir war, als ob mir alle Kälte des Eismeers in diesem Augenblick durch Mark und Bein gegangen wäre.

Unser nächstes Ziel war das nicht weit im Südosten von Kay Point gelegene Kap King Point. Mit begreiflicher Spannung schaute ich unserer Ankunft an jenem Ort entgegen, denn dort überwinterte ja die Expedition des Kapitäns Amundsen. Ich war gespannt, was der hohe Herr zu meinem Erscheinen sagen würde.

Entlang einer sehr hohen und steilen Küste, die mir von unseren Reisen nach den Walfischgründen noch wohl bekannt war, ging die Reise nach Osten, bis wir auf der niedrigen Sandbank von King Point unser Lager aufschlagen konnten.

Es war Mitternacht, als wir dort anlangten, und eine mitternächtige Stille brütete über der Gegend. Der Platz war

wie ausgestorben. Etwa hundert Faden von der Küste lag im Eise eingefroren ein kleiner, sauberer Kutter, eben dieselbe »Gjöa«, die wir im vergangenen Spätsommer so unerwartet auf der Höhe von Banksland angetroffen hatten. Weiter nach dem Ufer zu lag noch immer das Wrack der »Bonanza«, dem wir im vorigen Jahre, kurz vor dem Einfrieren, einen Besuch abgestattet hatten. Sie schien noch immer gut erhalten, und wäre es nicht für den gekappten Fockmast gewesen, so hätte niemand in ihr ein hilfloses Wrack vermuten können. Wie ich schon früher erzählte, hatte sich die Mannschaft nach dem Schiffbruch mit den Walfischbooten davongemacht, um die Rettungsstation der amerikanischen Regierung bei Point Barrow zu erreichen. Nur Mr Steen, der zweite Steuermann, den zartere Bande an das Eismeer fesselten, hatte es vorgezogen, bei dem Wrack zu bleiben und sich als eine Art Eismeer-Robinson zu etablieren.

Auf den ersten Blick konnte man sehen, daß dieser arktische Robinson seine Rolle mit Geschick und Verstand spielte und daß er seit unserem letzten Besuch die Zeit nicht hatte unbenützt vorüberstreichen lassen. Die ganze Kajüte hatte er im Lauf des Winters herausgebrochen und sich damit am Lande ein stattliches Haus gebaut, denn er war ursprünglich seines Zeichens ein Zimmermann und verstand sich auf solche Arbeiten. Dank der im Schiff zurückgelassenen Vorräte fehlte es ihm auch nicht am nötigen Kaukau, und so führte er denn mit seiner Wahini und dem Eskimobaby ein beschauliches, geradezu ideales Dasein, für einen anspruchslosen Menschen wie er, dem essen und trinken das ganze Leben bedeutet.

Bei den übrigen Weißen in der Gegend hatte er allerdings keinen guten Namen. Man sagte ihm nach, er sei ein richtiger Strandläufer und er sei „squaw crazy", d. h. er sei ganz „verhiesigt", gebe sich mehr als Eskimo denn als Weißer und habe sein Herz hoffnungslos an die Wahinis verloren. Außer-

dem sei er ein großer Geizhals, von dem selbst die Engel nichts geschenkt bekämen. Das war ein Renommee, das für mich nicht viel erwarten ließ, aber was war da zu machen? Nach den vielen Fischen und Seehunden, mit denen mein armer Magen in den letzten Wochen abgespeist wurde, verspürte ich eine große Sehnsucht nach Kabelunakaukau, und irgendwoher mußte ich es mir verschaffen, komme was da wolle. Im Notfall hätte ja Roxy auch noch zehn kanadische Dollars, um dem guten Herzen des alten Sonderlings einen Stoß zu versetzen.

Ungeschickt, wie ich leider bin, kam ich bei meinem Eintritt in das Haus mitten in eine intime Familienszene hineingeschneit. Unser Herr Eismeerrobinson saß in seiner Koje und beobachtete mit stolzer Vaterfreude das Spiel seines kleinen Eskimosprößlings, der sich mit einem tappigen, flaumhaarigen Hündchen umher balgte. Die Wahini saß gleichfalls dabei und rauchte bedächtig ihre lange Pfeife. Durch das runde, mit Messing eingefaßte Bullauge fielen die mitternächtigen Sonnenstrahlen auf den großen Herd im Hintergrund, wo das kochende Wasser im Teekessel lustig brodelte und der entweichende Dampf mit dem losen Deckel eine klappernde Musik vollführte.

Erst nach mehrmaligem Räuspern meinerseits wurde zunächst die Wahini auf mich aufmerksam. „Kabeluna!" rief sie voll Erstaunen. Da sprang Mr. Steen mit einem Satz aus seiner Koje und starrt mich höchst verwundert an.

„Was, beim Teufel, — — was willst du hier? Und wo kommst du her?"

Stotternd berichtete ich ihm meine ganze Leidensgeschichte und bat ihn zum Schluß inständig, mir in meiner augenblicklichen Notlage mit einem Sack Mehl, den ich ja gerne bezahlen möchte, auszuhelfen.

Da schenkte er mir natürlich erst recht keinen Glauben. Er geriet in großen Zorn und war drauf und dran, mich hinauszuwerfen, als Roxy sich noch im letzten Augenblick ins Mittel

legte. Mit seinem breiten, versöhnenden Lächeln, dem auf die Dauer auch der verbissenste Choleriker nicht zu widerstehen vermochte, hatte er bald die Situation gerettet und dem alten Geizhals sogar eine Einladung zum Souper abgebettelt.

Bald saßen wir an einem richtigen Tisch hinter dampfenden Schüsseln, ausgerüstet mit Messern und Gabeln und anderen Attributen der Zivilisation, und zum erstenmal seit langer Zeit fühlte ich mich wieder als Kabeluna. An Hand des „Mokporah", das der Kapitän dem Roxy mitgegeben hatte, gelang es uns zwar, während der Mahlzeit den alten Sünder davon zu überzeugen, daß wir uns nicht auf verbotenen Wegen befanden, aber trotzdem wollte er sich nicht dazu verstehen, uns irgendwie behilflich zu sein.

„Einen Sack Mehl soll ich dir schenken. Was?" sagte er zu mir, „glaubst du etwa, daß die Leute mir etwas schenken? Muß ich nicht jeden Tag schwer arbeiten, um mir etwas zu verdienen?"

„Aber wir wollen ja gar nichts geschenkt haben, Mr. Steen," wagte ich einzuwenden, „wir wollen ja gerne mit barem Geld bezahlen."

„Wie viel habt ihr denn?"

„Zehn Dollars."

„Zehn Dollars!" sagte Mr. Steen verächtlich, „so gut wie geschenkt! Unter fünfzig Dollars gebe ich keinen Mehlsack her in diesem hungrigen Jahre. Und überhaupt — wie kommst du dazu, hier in der Wildnis herumzulaufen? Das tollste, was mir noch jemals vorgekommen ist! Jetzt ist die Sache ja noch nicht so schlimm, aber warte, bis du zwischen die Inseln an der Mackenziemündung kommst! Alles Sumpf und Schlamm und Moskitos — ja, Moskitos! — Ich weiß ein Lied davon zu singen, denn ich bin dort gewesen, und so verunstaltet haben sie mich, daß der Spiegel zerbrochen ist, in dem ich mich betrachtet habe, wie ich glücklich wieder aus diesem Teufelsland

herausgekommen bin. Und ich bin noch wenigstens wieder herausgekommen, wie du siehst. Dich aber werden sie bei lebendigem Leibe fressen. Sei doch vernünftig, du Einfaltspinsel," fuhr er fort mit geheuchelter Besorgnis, „ich weiß ja, daß du ein Dickkopf bist, und gerade deshalb will ich dir nichts geben, damit du dich nicht weiter ins Elend stürzst. Einmal wirst du mir noch dankbar dafür sein."

Kurzum, es war nichts anzufangen mit dem Manne. Am nächsten Morgen wollte ich es mit Kapitän Amundsen versuchen. Vielleicht hatte der ein Einsehen. — —

Etwas ungemütlich war mir doch zumute, als ich meine Eismeertoilette herrichtete, um dem hohen Herrn einen Besuch abzustatten. Es gibt ein altes Sprichwort, in dem viel Lebensweisheit steckt: „Gehe nie zu einem Ferscht, wenn du nicht gerufen werscht". Aber es gibt auch Situationen, in denen alle Sprichwörter und alle Lebensweisheiten zur Bedeutungslosigkeit herabsinken vor dem einen: „Not kennt kein Gebot".

Sonntägliche Stille herrschte ringsum, als ich das Verdeck der »Gjöa« betrat. Von der Gaffel flatterte lustig im Morgenwinde die rote Flagge mit dem Kreuz, und leise und verloren kamen von irgendwo unten im Schiffsraum die Klänge einer Ziehharmonika: „Ja, wir lieben dieses Land."

Wie hier alles so hübsch sauber und ordentlich war! Wie das helle Braun und Weiß des neuen Anstrichs an den Decksaufbauten glänzte und wie das frisch polierte Braßwerk funkelte und schimmerte im Lichte der frühen Sonne! Und wie sauber das frisch gescheuerte Deck, so daß einem ordentlich leid tat, mit den schmutzigen Füßen darauf herumzutreten! Wie ordentlich alles auf seinem Platze stand! Alles wie aus der Schachtel! Wie anders war hier doch alles, als auf einem schmutzigen, tranigen Walfischfänger! Ich fühlte mich gar nicht zu Hause.

Noch war ich ganz in diese Betrachtungen versunken, als

auf einmal ein schlanker Mann mit blondem Spitzbart vor mir stand. Er schaute mich einigermaßen verwundert an.

„Good morning, sir," sagte er auf Englisch mit jenem sonderbar singenden Tonfall, den der Skandinavier nicht verleugnen kann, „Sie wünschen?"

„Ich möchte Kapitän Amundsen sprechen."

„Der bin ich selber," antwortete der Herr mit dem blonden Spitzbart, „what can I do for you? — was kann ich für Sie tun?"

In diesem Augenblick vergaß ich die ganze schöne Rede, die ich mir ausgedacht hatte.

„Ich — ich möchte einen Sack Mehl kaufen!" platzte ich heraus. Kapitän Amundsen schaute mich verwundert an.

„Wie? was?" fragte er wieder, „einen Sack Mehl wollen Sie kaufen? Ja, eigentlich führen wir hier keine Spezereihandlung. Wenn ich etwas davon entbehren könnte, würde ich es gern umsonst abgeben, aber wir haben selbst kaum mehr genug, um uns in den nächsten Monaten durchzubringen, und einen fehlenden Sack Mehl kann man hierzulande für das schönste Geld nicht wieder bekommen. Wollen einmal sehen, was sich tun läßt."

Mit diesen Worten führte er mich den Weg die steile Treppe hinunter nach der Achterkajüte. Es war ein wohnlich ausgestatteter Aufenthaltsort, diese Kajüte der »Gjöa«. Für Schiffsbegriffe sogar vornehm und für Eismeerverhältnisse einfach luxuriös. Mit wahrer Andacht hingen meine Augen an den soliden Möbeln, dem Sofa, dem Schreibtisch und dem wohlgefüllten Bücherschrank; alles Dinge, die mir in den letzten drei Jahren nur noch zuweilen vorgeschwebt hatten wie ein Traum aus einer längst vergangenen Zeit. Bilder und Spiegel zierten die Wände. Aus dem Hintergrund schaute über zwei gekreuzten norwegischen Flaggen ein Bild von Frithjof Nansen hervor, und darunter stand in großen Buchstaben zu lesen:

„Alles für Norwegen."

An dem Tische saß, in die Lektüre eines Buches vertieft, ein großer, kräftiger Mann, der mit seinem wallenden, rotblonden Vollbart einen bedeutend arktischeren Eindruck machte, wie Kapitän Amundsen. Diesen kannte ich noch von einem vorübergehenden Aufenthalt auf der Herschelinsel her. Es war Leutnant Hansen von der dänischen Marine, der erste Offizier der Expedition. Bei unserem Eintritt sprang er auf und schaute abwechselnd bald Kapitän Amundsen, bald meine Wenigkeit mit verwunderten Blicken an.

„Woher kommen Sie nun eigentlich, wenn man fragen darf?" sagte Kapitän Amundsen, während er mir mit einladender Handbewegung einen Stuhl anbot.

„Von der Herschelinsel —"

„So, so," meinte er nachdenklich und wechselte einen bedeutungsvollen Blick mit seinem ersten Offizier, „und wo geht nun die Reise hin?"

„Nach Fort Mac Pherson vorerst, und von dort so weit wie möglich."

Wieder sahen sich die beiden mit vielsagenden Blicken an.

Dann erzählte ich den ganzen Hergang der Sache, aber ich merkte wohl, daß man mir sehr wenig Glauben und noch weniger Vertrauen schenkte. Kapitän Amundsen fragte noch dies und das, aber am Ende war es doch wieder dieselbe Geschichte, wie bei dem Mr. Steen. Zur Rückkehr nach dem Schiff wollte man mir gerne behilflich sein, aber die Reise nach dem Fort — das sei Unsinn, reiner Unsinn!

Damit war ich entlassen.

Als ich mit solch traurigen Nachrichten und ohne das geringste Kaukau nach Roxys Iglu zurückkehrte, da war natürlich große Enttäuschung, aber Roxy, der in seinem unerschütterlichen Optimismus alle Dinge immer von der angenehmen Seite betrachtete, meinte, die Sache sei gar nicht so schlimm. Wenn wir nur ein paar Tage warten wollten, dann würde

der fremde Kapitän schon ein Einsehen haben. Er kenne die Kabelunas. Die machten es immer so!

Und es war so gut wie sein Wort. Zähneknirschend mußte ich zusehen, wie man sich für ein paar Tage häuslich niederließ und die Weiterreise vorderhand auf die lange Bank geschoben wurde. Warum sollte man auch so schnell wieder weiterreisen? Es gab doch genügend Kaukau an diesem Platze! An Fischen war Überfluß vorhanden und die Sümpfe und Moräste etwas weiter in Innern waren sogar ein ganzes Entenparadies. Wenn man die hohe Uferbank hinaufkletterte, dann konnte man eine weite, wellige Ebene überschauen, die förmlich übersät war mit größeren und kleineren Wassertümpeln, in denen es sich zahllose Wildenten und andere Wasservögel wohl sein ließen. Dort oben auf einem Hügel am Rande der Uferbank, wo man einen wunderbaren Ausblick über das weite Meer genoß, lag unter dem Schatten eines mächtigen Holzkreuzes ein Grab. Ein einsames, stilles, stimmungsvolles Grab. Mit weißen Kieselsteinen war der Name in den Sand geschrieben und ein Strauß verwelkter Vergißmeinnicht lag darauf. „Wijk" lautete der Name. Es war das jüngste Mitglied der Expedition, das sie vor einigen Wochen dort begraben hatten.

Endlich — auch eine Eskimosaumseligkeit hat einmal ein Ende! — rüsteten wir uns zur Weiterreise nach Osten, um unser Boot zu erreichen, das in der Nähe der Mackenziemündung vergraben war und mit dem wir die Reise flußaufwärts fortsetzen wollten. Wir waren alle in ziemlich gedrückter Stimmung, als wir unsere sieben Sachen zusammensuchten, denn wir gedachten der bösen Zeiten, die uns noch bevorstanden. Aber als wir eben vor dem Fortgehen noch eine starke Tasse Tee tranken, erschien mit einem Mal das breite, gutmütige Gesicht des ersten Offiziers der »Gjöa« in der Zelttür.

„Der Kapitän wünscht Sie zu sprechen," sagte er.

Nichts Gutes ahnend ging ich hinüber, denn ich glaubte

nicht anders, als daß Roxy irgendetwas angestellt hätte, für das ich nun eine Strafpredigt zu hören bekäme. Aber statt des erwarteten Unwetters wurde mir eine große und angenehme Überraschung zuteil. An der Steuerbordseite des Verdecks war ein stattlicher Haufen von Konservenbüchsen in bunten, verlockenden Etikettierungen aufgetürmt, und der kleine Mani, der zur Expedition gehörige Eskimojunge, war dabei, nach Kapitän Amundsens persönlicher Anweisung noch immer neue Konservenbüchsen aus der offenen Luke herauszuschaffen.

Kapitän Amundsen empfing mich diesmal sehr freundlich. Er lächelte ein wenig, als ich die ausgebreiteten Schätze mit neidischen Blicken betrachtete.

„Hier können Sie sich auswählen und mitnehmen so viel Sie wollen," sagte er mit einer umfassenden Handbewegung auf all die ausgebreiteten Reichtümer. Sprachlos vor Erstaunen schaute ich auf die vielen schönen Dinge, die nun alle mir gehören sollten. Büchsen mit konserviertem norwegischem Lachs, Hummern, Fischfrikandellen, Pemmikan und Preßgemüse. Schade, daß man nur einen kleinen Teil davon mitnehmen konnte. Wir taten indes unser Möglichstes im Verstauen der Schätze auf dem ohnehin schon ziemlich überladenen Schlitten, und als gar nichts mehr darauf wollte, nahm die Wahini noch ein paar Büchsen Fischfrikandellen in der Kapuze mit. Dann verabschiedeten wir uns von unserem freigebigen Gönner.

Nur einmal seither habe ich Roald Amundsen wieder gesehen, und das war in der Münchener Tonhalle, als er vor einem erlesenen Publikum über seine Südpolreise berichtete. Damals habe ich mir einmal ums andere die Augen gerieben, weil ich ihnen nicht trauen wollte: dieser glattrasierte Herr in elegantem Frack und weißer Binde, war das wirklich derselbe Mann in der Pelzjacke mit dem blonden Bart und den rauhen, teergeschwärzten Händen, den du dort oben gesehen hast? Wie sich die Zeiten ändern!

Wir hatten nun keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir noch rechtzeitig die Mündung des Mackenzieflusses erreichen wollten, denn die Eisdecke befand sich in denkbar schlechtem Zustand, und es war nur noch eine Frage von wenigen Tagen, ehe sie völlig zusammenbrechen würde. Überall zeigten sich breite Risse und Spalten, aus denen gewaltige Wassermassen hervorquollen, wenn der schwerbeladene Schlitten darüber hinweggeschoben wurde. Zuweilen rannte der Schlitten mit voller Wucht in solchem Eisspalt fest, und kostbare Stunden vergingen, ehe man ihn wieder flott bekommen konnte. Das schlimmste Hindernis aber waren die dünnen, spitzen Eisnadeln, mit denen die ganze Eisdecke geradezu übersät war. Für die Hunde wurde die Reise dadurch zu einem Spießrutenlaufen trotz der Seehundsfellpantoffeln, die ihnen die vorsorgliche Wahini für die Gelegenheit angefertigt hatte.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir zur Zurücklegung dieser letzten Strecke von King Point nach der Mackenziemündung benötigten. Wenn ich heute daran zurückdenke, so kommt es mir vor, als ob es lange Tage und Nächte gewesen sind, und doch haben wir die ganze Strecke bewältigt, ohne einmal ein Lager zu errichten. Unzählig waren die Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten: bald mußte man einen gewaltigen Umweg machen, um einen besonders breiten Spalt im Eise zu umgehen, bald war die Eisdecke dünn und durchsichtig wie Glas und bog sich unter der Last des Schlittens wie eine Lederdecke, während zu beiden Seiten das Wasser aus tausend Poren zugleich hervorquoll. Das waren gefährliche, atemberaubende Momente. Dann wieder stieg für ein paar Stunden ein dicker, schwerer Nebel aus dem Wasser hervor und erschwerte die Orientierung. Lange noch hatten wir das hohe und steile Kap King Point vor den Augen, und länger noch stand, als eine weithin sichtbare Landmarke, das große schwarze Kreuz auf

dem Grabe am düsteren Nachthimmel. Es war, als ob man gar nicht vorwärts käme.

Todmüde gelangten wir endlich an die Mündung des Mackenziefluss̈es an einer Stelle, die von den Walfischfängern den Namen Shingle Point erhalten hat. Eine Sandbank, die sich hier weit ins Meer hinein erstreckt, ist stets ein beliebter Sommeraufenthalt der Eskimos, weil dort in dem frischen Flußwasser die Fische sich immer in großen Mengen aufhalten. Auch bei unserer Ankunft war die Sandbank mit Zelten bedeckt, und viele Eskimos kamen uns entgegen und halfen uns, unsere sieben Sachen durch den Wasserstreifen zu schaffen, der das Land von dem Eis trennte, und unser Zelt zwischen den anderen aufzuschlagen. Es waren wieder alles alte Bekannte, mit denen wir schon auf Kap Point zusammen waren: Eiaki, Avoyuk, Uniaktuk, Ululuk und wie sie alle heißen mögen. Bald saßen sie wieder alle zusammen um unser Feuer wie damals auf Kap Point und hielten Teevisite. Aber es war diesmal kein feierliches, würdevolles Gelage mit wenig Kaukau, wenig Worten und ernstem, bedächtigem Pfeifenrauchen, wie es dort gewesen war, sondern es gab ein lustiges Schwatzen und Schmausen, wobei das von Kapitän Amundsen gestiftete Kaukau besondere Beachtung und ungeteilten Beifall fand. Auch unsere Gäste kamen diesmal nicht mit leeren Händen. Geschäftig eilten die Wahinis hin und her und schafften in großen Holzgefäßen ganze Haufen von weißglänzenden, dampfenden Fischen herbei. Andere servierten in einem Blecheimer hartgesottene Eier. Es waren große appetitlich aussehende, grün und weißgefleckte Eier. Die meisten waren allerdings nicht mehr ganz frisch, und nicht wenige schon in einem vorgeschrittenen Zustand der Fäulnis Aber das tat dem Appetit keinen Abbruch. Ich weiß nicht, wie viele Eier die Familie Roxy an jenem Tage vertilgt hat, aber wenn ich es wüßte, würde ich mich doch hüten, dies hier bekannt zu geben. Es ist nicht gut, wenn man in den Ruf eines

Vielfraßes gelangt. Auch „Muk-tuk" wurde hier in Massen vertilgt. Es stank hundert Meter gegen den Wind, denn es stammte von dem schon halb in Verwesung übergegangenen Körper eines Walfisches, der im vergangenen Sommer hier bei Shingle Point an Land gespült worden war.

Doch nun bin ich glücklich wieder bei „dem Thema" angelangt. Essen und Trinken, das ist das A und O dieser Gesellschaft. Ich weiß sehr wohl, daß es bei dem satten, zivilisierten Menschen keinen guten Eindruck macht, wenn man immer von solchen Dingen redet, und ich kann es deshalb nicht über mich bringen, in meiner Erzählung weiter fortzufahren, ohne vorher ein Wort der Rechtfertigung an den Leser gerichtet zu haben. Wenn das kulinarische Gebiet einen so großen Raum in meiner Geschichte einnimmt, so kann ich mich trösten mit allen denen, die vor mir von ihren Erlebnissen im Eismeer berichtet haben, denn ihnen ist es auch nicht besser ergangen. Mehr als irgendwo anders ist dort das Essen der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Nahrungssorgen überwuchern alle anderen. Sie sind es, die den Menschen von morgens bis abends beschäftigen, die tagaus tagein sein ganzes Denken in Anspruch nehmen, und darum ist es auch unausbleiblich, daß sie bei dem Erzähler eine große Rolle spielen, wenn er später von seinen Abenteuern berichtet.

Doch ich will mich nun mit einem guten Vorsatz gewaltsam von diesem verlockenden Thema abwenden und in kurzen Worten etwas von dem politischen Verhältnis und der Stammesgliederung der Leute erzählen, mit denen ich hauste. Es ist ein großes und interessantes Gebiet, wohl würdig der Bearbeitung durch einen Gelehrten. Ich will jedoch nur ein paar Andeutungen darüber geben, schon deshalb, weil ich nichts von diesen Dingen verstehe und mir auch trotz der besten Gelegenheit niemals Mühe gegeben habe, in die Geheimnisse dieses Wirrsals von Sippen und Kasten und Klassen einzudringen. Um so schlimmer

für mich, wenn ein gelehrter Fachmann auf diesem Gebiet diese Blätter in die Hand bekommen sollte. „Honny soit qui mal y pense!“

Soweit bei den Eskimos überhaupt ein Nationalgefühl lebendig ist, bezeichnen sie sich bei den Namen der jeweiligen Stämme, denen sie angehören. In der Gegend der Mackenziemündung, wo sich diese Erzählung abspielt, gibt es deren zwei: die Nunatamen und die Kang-Maleks, wozu dann noch einzelne Messinkas treten, die von den Walfischfängern aus der Beringstraße heraufgebracht wurden. Worin nun eigentlich die Verschiedenheit liegt zwischen den einzelnen Stämmen, ist schwer zu sagen. Äußerlich kann man es einem Eskimo wirklich nicht ansehen, ob er Nunatama oder Kang-Malek ist. Der Unterschied liegt mehr im Charakter, und da muß ich dem Nunatama unbedingt den Vorzug geben, selbst auf die Gefahr hin, noch nachträglich das Mißfallen Roxys zu erregen, der selber ein verbissener Kang-Malek gewesen ist. Sie sind fleißiger und betriebsamer und sind erfahrener in den Künsten der Kabelunas. Ihr Häuptling Manitscha war sogar ein richtiger Gentleman-Eskimo, und seine Frau nähte die Fellkleider auf einer echten Singer-Nähmaschine. Dafür sind aber die Kang-Maleks viel stolzer und unabhängiger und gehen lieber zugrunde, als daß sie sich z. B. zu Dienstleistungen für die Weißen hergäben, wie die Nunatamen es zu tun pflegen.

Wenn sich draußen auf dem Eise die Seehunde zahlreich blicken lassen, wenn die Hügel von Rentieren und Bergschafen wimmeln, wenn es Fische, Enten, Hasen und Moschusratten gibt, kurzum, wenn das Kaukau reichlich fließt, dann treibt die Eifersucht, die Mißgunst und der blasse Neid zwischen den beiden Stämmen die schönsten Blüten. Dann sind die Beziehungen abgebrochen zwischen Nunatamen und Kang-Maleks, und einer meidet des andern Iglu, wie man die Gosse meidet, wenn man über die Straße geht. Wenn aber einer Unglück gehabt hat

auf der Jagd und er hat keinen Kaukau mehr, womit er sein Leben fristen könnte, dann geht er in das erste beste Iglu, und jeder teilt gern seinen letzten Bissen mit ihm und fragt nicht danach, ob er Nunatama oder Kang-Malek wäre.

Und wenn dann wieder einmal — wie das so oft passiert — die große Hungersnot auf allen lastet, dann versammeln sie sich alle in großem Kreise um ein gemeinsames Feuer — Das Elend liebt Gesellschaft! — und trinken Tee und rauchen Tabak und erzählen von den vergangenen schönen Zeiten und träumen von dem vielen Kaukau, an dem man sich in einer besseren Zukunft für die Not der Stunde entschädigen wird, und alles ist wieder ein Herz und eine Seele, und alle Stammesunterschiede sind verblaßt und vergessen über der gemeinsamen Not.

Auch hier auf Shingle Point — so hieß der Ort, wo wir uns jetzt befanden — begann angesichts des vielen Kaukau die gegenseitige Eifersucht schon wieder üppig ins Kraut zu schießen, und das war gut so, denn dadurch sah sich Roxy veranlaßt, seinen Aufenthalt bedeutend abzukürzen.

„Nunatamen zu viel lieben Kabeluna Kaukau," erklärte er mir am nächsten Morgen im Vertrauen, während er die Vorbereitungen zur Abreise traf.

Von hier ab sollte die Reise zunächst durch das Delta des Mackenzie flußaufwärts gehen, und zwar mittels Boot, da der Fluß schon seit längerer Zeit aufgebrochen war. Roxy hatte deren zwei in Shingle Point liegen, die er im vergangenen Herbst, vor dem Zufrieren, im Sande neben der Flußmündung vergraben hatte, zusammen mit noch vielen anderen Booten der übrigen Eskimos, denn dieser Platz, wo im Frühjahr das Eis stets zuerst aufbricht, wird von ihnen allen als Winterhafen benutzt. Das eine von Roxys Booten, das wir aus dem Sande herausgruben, war ein Umiak, d. h. ein großes, schwerfälliges, flachbodiges Kanoe aus Walroßhaut, wie sie bei den Eskimos allgemein gebräuchlich sind. Das andere aber war, wie ich zu

meiner großen Freude feststellte, ein tadelloses Umejuruk, d. h. ein richtiges Walfischboot mit Mast, Segeln, Riemen, Paddeln und allem anderen Zubehör. Zwei Tage verbrachten wir damit, die Planken von dem Sande zu reinigen, und nachdem wir von dem betriebsamen Manitscha, dem Nunatamenhäuptling, etwas weiße Farbe, etwas Terpentinöl und etwas Petroleum erbettelt hatten, wurde die ganze Herrlichkeit mit einem neuen Anstrich versehen. Das Segel wurde am Baum festgemacht, der Bootsmast aufgerichtet und die Flagge mit den Sternen und Streifen gehißt. Mit kritischen Augen hatte uns das ganze Lager zugesehen, aber als die Arbeit beendet war, da gab es nur eine Stimme des Lobes: es sei alles sehr fein; ganz wie ein Kabelunaschiff!

Niemand aber betrachtete das kleine, schmucke Fahrzeug mit größerer Freude wie ich, denn nun war ja endlich Aussicht auf schnelleres Vorwärtskommen. Mit solchem Boot — das wußte ich noch aus meiner Walfischfängerzeit — konnte man bei günstigem Wind hundert englische Meilen pro Tag zurücklegen. Es konnte also nicht mehr gar so lange dauern, bis wir auf Fort Mac Pherson ankamen. Roxy versicherte mir denn auch, daß wir in höchstens zehn „Sinik"* dort sein würden. Zehnmal noch müßten wir ausschlafen, dann wäre es so weit.

Dann kam die Stunde der Abreise. Alle Bewohner hatten sich unten auf der Sandbank eingefunden und improvisierten zum Abschied ein großes Hula Hula unter dem weiten Zelt des blauen Abendhimmels, wo der dumpfe Ton der großen Trommeln weithin übers Wasser rollte und das eintönige „Janga, ja—a—a—a—" am gegenüberliegenden Ufer ein lautes Echo weckte.

Dann wurde das bißchen Gepäck mitsamt den Hunden an Bord gebracht, und ein kräftiger Stoß mit dem Bootshaken brachte uns vom Lande klar. Die abendliche Seebrise fuhr

* Sinik = Schlaf.

rauschend in das breite Segel und entführte uns schnell von der Stätte unserer Leiden.

Endlich war es also so weit! Noch einmal erlebte ich in jenem Augenblick die tausend merkwürdigen Schicksale, die in den letzten drei Jahren an diesen wilden Küsten über mich hereingestürmt waren, und dabei überkam mich ein sonderbares Gefühl, etwa wie jenes, das den alten Opiumraucher erfaßt haben mußte, als er der engen Gasse, in der er so oft als ein hungriger, verlorener Vagabunde einhergeirrt war, die bitteren Worte entgegenschleuderte: „Fahr' wohl, Oxfordstraße, steinherzige Stiefmutter!" Und dann schweifte der Blick über die blaue Fläche des endlosen Meeres und über die mächtigen Eisfelder, die ruhig und majestätisch darüber hinglitten.

Da merkte ich erst, daß ich trotz aller bösen Schicksale oder vielleicht gerade deshalb, ein Stück meines Herzens in jenem wilden Lande zurückgelassen hatte.

Lange noch, während wir flußaufwärts glitten, winkten und riefen unsere Freunde auf der niedrigen Sandbank. Ein letzter Gruß von dem kalten, sturmgepeitschten Meere, von der starren, steinigen Küste, vom Lande der Mitternachtsonne. —

Des Teufels Paradies.

Ein ungemütlicher Erdenwinkel. — Aufbruch nach dem Innern. — Die zudringlichen Moskitos. — Der wohlschmeckende Kabeluna. — Mühsame Schiffahrt — Die Wahin an der Arbeit. — „Kaukau pischak!" — Wir erreichen die Baumgrenze. — Eskimokartoffeln. — Der eßbare Nähfaden. — Hungrige Tage. — Das gespensterhafte Elentier. — Indianerbesuch. — Am Ufer des Mackenzie. — Neue Gefahren. — Ankunft auf Fort Mac Pherson.

In der Hölle bin ich natürlich noch nie gewesen, dafür aber an Orten, die schon auf dieser Erde dem Begriff einer Hölle so nahe kommen wie irgend möglich. Ich bin in der sal-

zigen Wüste Atakama gewesen, wo es nur einmal in jedem Schaltjahr regnet; ich habe mich in den höchsten Regionen der bolivianischen Anden aufgehalten, wo die grausame Bergkrankheit den Menschen alle Augenblicke zu ersticken droht; ich habe mich einmal im Roten Meer als Heizer betätigt, aber von allen diesen bösen Plätzen, an die mich im Laufe der Jahre ein wanderndes Geschick verschlagen hat, ist mir keiner in so böser Erinnerung geblieben wie das Delta des großen Mackenzie, von dem ich nunmehr erzählen will. Weit ins Meer hinaus ist es der Mündung des gewaltigen Flusses vorgelagert in einer Breite von etwa sechzig englischen Meilen und auf eine Länge von reichlich hundert Meilen in der Richtung nach dem Inland. Dieser ganze weite Komplex ist weder Wasser noch Land, sondern ein schier unentwirrbarer Irrgarten von Inseln, Sümpfen, Sandbänken und gewaltigen Schlammassen. Der festere Boden ist überwuchert von undurchdringlichen Weidenbüschen, und wo am Rande des Wassers ein schmaler Saumpfad zu sehen ist, da ist der Boden so weich, daß man ganz unbemerkt bis über die Ohren darin versinken kann. Fürwahr, des Teufels Paradies! Und an Teufeln ist kein Mangel! Milliarden und aber Milliarden von gierigen, kleinen Moskitoteufeln durchschwirren die dumpfe, muffige Atmosphäre. Als eine schwarze, summende, ruhelose Wolke schweben sie über dem stagnierenden Wasser der engen Kanäle, und wenn ein Mensch oder sonst ein lebendes Wesen sich blicken läßt, fallen die kleinen Peiniger über ihn her wie ein schwarzes Gespenst. Weithin ist dieses Mackenziedelta berüchtigt und wird deshalb von den Eingeborenen nur sehr selten besucht und dann nur zur Winterzeit, wenn die kleinen Teufel im Sumpf schlafen.

Anfangs, während wir von Shingle Point flußaufwärts segelten, machte die Gegend allerdings noch einen angenehmen Eindruck. Der Flußarm war breit, und eine frische Seebrise hielt das Wasser in lustiger Bewegung. Zwei oder dreimal

kamen wir auch an Zelten von Eskimos vorbei, die hier der Jagd oblagen. Neben jedem Zelt war ein Gerüst aus Treibholz zu sehen, an dem Tausende von Fischen zum Trocknen aufgehängt waren. Ein solcher an der Sonne gedörrter Fisch hält sich viele Monate, ohne ganz zu verderben. Zwar ist sein Fleisch schwarz und unappetitlich, dabei trocken und ohne jeden Geschmack. Außerdem eine Brutstätte unzähliger Würmer und Maden, aber das tut nichts zur Sache, so lange es bloß Kaukau ist.

Bei günstiger Brise segelten wir während der Nacht flußaufwärts, bis wir gegen Morgen eine kleine Anhöhe erreichten, wo mehrere Nunatamafamilien ihre Iglus aufgeschlagen hatten. Dort machten wir Rast bis zum Abend und bewirteten unsere neuen Freunde mit unserem Kaukau, wofür diese sich mit köstlichen Lachsen revanchierten, die sie in dem klaren Bach, der dort in den Fluß mündet, gefangen hatten.

So hielten wir eine lukullische Mahlzeit an den Ufern des Mackenzie in unserem ersten Lager im Inland. — Wie anders hier alles war als draußen an der Küste! Und wieviel schöner! Hier, wo die rauhen Winde nicht mehr so ungestüm das tolle Spiel ihrer Kräfte entfalten konnten, war die Natur schon viel weiter vorgeschritten. An Stelle der kümmerlichen Moosvegetation war eine zusammenhängende Grasdecke getreten, und die Veilchen und Vergißmeinnicht, die dort draußen sich nur schüchtern hervorwagen und unter dem eisigen Hauch des Nordwinds bald wieder verblassen, erhoben hier stolz ihre Köpfe und freuten sich ihrer stillen Schönheit. Ja, selbst der Himmel war nicht mehr so trüb und grau, sondern leuchtete in einem klaren Blau, das sich weit drinnen im Lande in dem dunkleren Blau der fernen Berge verlor.

Hier war es gut sein!

Doch gegen Abend, als die Brise nachließ, wurde die Sache anders. Leise summend kamen einzelne Moskitos über das

Wasser geflogen, und ehe ich mich's versah, waren es Tausende und aber Tausende. Man konnte sich ihrer kaum noch erwehren. Um vor ihrem Ansturm wenigstens einigermaßen geschützt zu sein, mußten wir das Lager mit Feuern umgeben, die beständig mit frischem Gras gefüttert wurden, um Rauchentwicklung hervorzubringen, denn Rauch ist das einzige Abwehrmittel, das diesen Quälgeistern einigermaßen imponiert.

Am Abend, zur Zeit unserer Weiterreise, war es völlig windstill geworden, und die schwarze Wolke von Moskitos, die über dem schlammigen Wasser brütete, erfüllte die Luft mit unheimlichem Summen. Das war kein schönes Reisewetter; am liebsten wären wir auf unserem Lagerplatz unter dem Schutze des Rauchfeuers geblieben, aber die Zeit drängte, denn unsere Gastfreundschaft hatte schon wieder den größten Teil unseres Kabelunakaukau gekostet. Es blieb also nichts anderes übrig, als den Kampf mit den kleinen Teufeln aufzunehmen.

Der nun folgende zweite Reisetag im Delta des Mackenzie wird bis an das Ende meiner Tage in meiner Erinnerung fortleben als ein Spießrutenlaufen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Mit vermummten Gesichtern und Händen saßen wir im Boot und hörten dem unheimlichen Summen zu, das allmählich auch die stählernen Eskimonerven anzugreifen begann. Jeder hatte vor sich ein Blechgefäß mit einem Rest der glimmenden Kohlen des Lagerfeuers nebst einem Haufen von Gras und Moos, womit er die kleinen Quälgeister fernzuhalten versuchte. Dies gelang nur teilweise, denn sobald ein gelegentlicher Luftzug den Rauch zur Seite wehte, brach sofort eine ganze Wolke in die Bresche. Dazu kam, daß meine Wenigkeit — wie ich leider bald bemerken mußte — ein besonders bevorzugtes Angriffsobjekt war. Die kleinen Feinschmecker mochten wohl denken, daß ein Kabeluna als Abwechslung im Küchenzettel gar nicht zu verachten wäre.

Da es vollkommen windstill war, konnte man die Segel nicht gebrauchen, aber Riemen und Paddels nahm man aus Bequemlichkeit nicht zur Hand. Wozu hatte man denn die Hunde und die Wahinis! Mochten die sich für unser Vorwärtskommen abmühen! An einer langen Leine schleppten die Hunde vom Lande aus das Boot, und die Wahini mußte, wie bei den Schlittenreisen, vor den Hunden herlaufen, um ihnen den Weg zu zeigen. Das war keine leichte Arbeit. Bald waren die Ufer steil und unzugänglich, und die arme Wahini mußte durch tiefes Wasser waten, um sie zu umgehen, bald mußte sie durch undurchdringliches Weidengebüsch mühsam ihren Weg bahnen. Meist aber war es flacher, schlammiger Boden mit einer ganz dünnen Erdkruste, in der selbst die Hunde einbrachen. Und die Wahini hat es fertig gebracht, sich stundenlang über Wasser zu halten auf einem Terrain, in dem jeder andere im Schlamm versunken wäre. Die breiten, geflochtenen Schneeschuhe, die sie an den Füßen trug, waren zu großen Lehmklumpen geworden, aber unverdrossen wanderte sie weiter und balancierte das Gewicht des Körpers kunstvoll von einem Bein auf das andere.

Je weiter landeinwärts wir gelangten, desto enger wurde der Flußarm, desto träger floß das schlammige Wasser. Die Moskitos aber wurden womöglich noch zahlreicher und noch zudringlicher wie zuvor.

Gegen Morgen gelangten wir wieder zur Mündung eines Baches, dessen kristallklares Wasser direkt von den Bergen kam. An dieser Stelle hatte Roxy schon öfters gerastet und wußte viel Schönes zu erzählen von den köstlichen Fischen, die den Bach bevölkerten und von den Hasen, die an seinen Ufern hausten.

Das war gerade der Lagerplatz, den wir suchten.

Aber ach, von Hasen war nirgendwo etwas zu sehen, und so oft wir auch das Fischnetz einholten — es blieb leer. Wir

hielten also mit dem wenigen, was uns noch übrig geblieben war von Kapitän Amundsens Kaukau, eine karge Mahlzeit und setzten dann unsere Reise flußaufwärts fort, und zwar unter denselben widrigen Verhältnissen, nur noch etwas müder und hungriger und um eine Hoffnung ärmer als zuvor.

Mit einem der im Eskimoleben gar häufigen Sprünge waren wir einmal wieder vom größten Wohlstand ins tiefste Elend gesunken. Sieben fette Tage hatten wir mit vollen Händen gewirtschaftet, und nun sollten ohne den geringsten Übergang die sieben mageren beginnen. Mit dem Proviant, von dem man stillschweigend vorausgesetzt hatte, daß er unerschöpflich sei, war es schon wieder zu Ende, und auch von anderem Kaukau war — selbst vom Eskimogesichtspunkt aus — nichts mehr vorhanden. Die Sache begann schon wieder eine bedenkliche Wendung zu nehmen!

Glücklicherweise frischte an jenem Abend der Wind etwas auf, sodaß die Moskitos sich nicht mehr gar so lästig bemerkbar machten. In der Nacht setzte sogar eine ordentliche Brise ein, die wir mit dem Bootssegel nach Möglichkeit ausnutzten. Bei jeder der vielen Windungen des Flußarms trafen wir allerdings eine tote Ecke, wodurch viel Zeit verloren ging, aber trotzdem kamen wir ein gutes Stück vorwärts. Das war deutlich an der umgebenden Landschaft zu erkennen, die zusehends einen festeren Eindruck machte. Entlang der Ufer war fast überall an Stelle des durchlässigen Schlammes ein haltbarer Untergrund von festem Erdboden getreten, der mit dichtem Weidengestrüpp bestanden war.

Und noch ehe wir am nächsten Morgen unser Lager bezogen, trat ein anderes Ereignis ein, das uns aufs deutlichste zu Gemüte führte, daß wir uns allmählich wieder der zivilisierten oder wenigstens der lebendigen Welt zu nähern begannen. Ganz ohne vorherige Warnung ging plötzlich eine große Bewegung durch die Gesellschaft, und sie improvisierten eine

Art Hula Hula, über dem das Boot beinahe zum Kentern kam. Sprachlos vor Erstaunen schaute ich dem Beginnen zu und fürchtete ernstlich für ihren Verstand. „Kannst du nicht sehen? Hast du keine Augen? Große Bäume!" fragte Roxy, indem er mich am Arm faßte.

Bäume! Es dauerte lange, ehe meine schlechten Kabeluna-Augen den Gegenstand der Freude entdeckt hatten, aber dann gab es keinen im ganzen Boot, der über den Anblick begeisterter gewesen wäre als ich. Ja, wahrhaftig! Es waren wirkliche Bäume, die sich dort am südlichen Horizont schwarz und gespensterhaft vom nächtlichen Himmel abhoben. Lang und dürr, wie Hopfenstangen, sahen sie aus, die jemand wahl- und ziellos zwischen die Büsche hineingesteckt hatte. Wilde, zerzauste Gesellen, eine Feldwache trotziger, kampfgewohnter Vorposten im Reiche der Pflanzen, über deren lange, dünne Reihe der rauhe Eismeerwind tagtäglich die Parade abhält. Nein, schön sahen sie nicht aus, aber es waren doch immerhin Bäume! Wie lange war es doch her, seit ich zum letztenmal einen Baum gesehen hatte? Drei und ein halbes Jahr!

Vergessen war nun alle Not, der Hunger, die Müdigkeit und beinahe selbst die Moskitos, denn dort drüben unter den Bäumen winkte das Schlaraffenland! Dort brauchte man nicht mehr mit dem Brennmaterial zu geizen und aus nassem Treibholz und zähen Weidenzweigen ein mühsames Feuer unterhalten. Und Wild sollte es dort in hellen Haufen geben — so wenigstens versicherte der ewig optimistische Roxy.

Die Bäume schienen in der klaren Luft nur zwei bis drei Meilen entfernt, aber es verging Stunde um Stunde, ohne daß wir merklich näher gekommen waren. Erst gegen Mittag erreichten wir die Baumgrenze und schlugen unter dem Schatten eines knorrigen Fichtenbaumes, der von einer hohen Uferbank weithin ins Land ragte, unser Lager auf. Er war ein wilder, wetterzerzauster Geselle, dieser Fichtenbaum. Die Baumkrone

fehlte vollständig, und nur an der dem Eismeer abgewandten Seite des Stammes waren kümmerliche Astansätze zu bemerken. Die dicken, silberglänzenden Moosbärte, die ihn bekleideten, gaben ihm ein altehrwürdiges, patriarchalisches Aussehen.

Unser Lagerplatz schien gut gewählt, denn das sandige Ufer war bedeckt mit Spuren von Großwild, die von dem Busch nach dem Wasser führten. Allenthalben waren Elentierspuren zu sehen, untermischt mit den Abdrücken der breiten, ungeschlachten Bärentatzen. Aber Roxy und Naipoktuna, die mit großen Hoffnungen in den Busch gezogen waren, kehrten zurück mit langen Gesichtern und der traurigen Kunde: „Kaukau pischak". Offenbar hatte sich das Wild aus Furcht vor den Moskitos vom Wasser weg in den Busch zurückgezogen. Wie sehr die Tiere unter dieser Plage leiden mußten, das ließ sich deutlich aus den Spuren lesen, die wohl hundertmal ins Wasser führten und von dort wieder ans Land. Eine ganze Tragödie erzählen diese Spuren: wie das Tier voll wahnsinniger Verzweiflung nach dem Wasser rast, dort für einen Augenblick Erlösung findet und wie die gierigen Blutsauger mit verdoppelter Wut auf ihr Opfer stürzen, wenn der Kopf wieder über der Wasserfläche auftaucht. So wiederholt sich das grausame Spiel wohl tausendmal, bis das gequälte Tier entweder dem Ansturm erliegt oder weit drinnen im Busch einen Zufluchtsort sucht.

Während die anderen der Jagd oblagen, hatte ich es vorgezogen, im Lager zurückzubleiben, da ich als Jäger (mit meinen schlechten Augen) nicht zu gebrauchen bin. Ich zweifle daran, ob ich eine Herde von Heuspeichern treffen könnte, wenn sie mir vor die todbringende Büchse kommen würden. Dafür machte ich mich nützlich am Fischnetz, ein Geschäft, für das ich durch meine dreijährige Walfischfängerzeit besonders qualifiziert schien. Oh, welch wichtige, erwartungsvolle Augenblicke es waren, wenn ich das Netz einholte, um nach dem Fang zu sehen!

Wie dann alle zitternd vor Erwartung umher standen und die triefenden Maschen des Netzes mit gierigen Augen verschlangen! Werden Fische darin sein? Werden wir ein Nachtessen bekommen oder werden wir wieder hungrig schlafen gehen müssen? Wohl zwanzig Mal wiederholte sich der Auftritt an diesem Tage, aber immer mit dem gleichen Erfolg — pischak! Da saßen wir nun in der Wildnis, eine Gesellschaft von fünf Köpfen und nicht so viel als ein einziger kleiner Fisch zwischen ihnen. Aber wir waren noch nicht am Ende unseres Lateins. Wir gruben „Eskimokartoffeln" aus: dicke, knollige Wurzeln, die überall in Massen vorkamen. Die alte Wahini aber kramte aus ihrer Nähkiste die Renntiersehnen hervor, mit denen sie die Fellkleider zu nähen pflegte. So hielten wir an Wurzeln und Renntiersehnen eine karge Mahlzeit und warfen dabei verstohlene Blicke auf die umherschnüffelnden Hunde, und jeder legte sich im stillen die Frage vor, ob man morgen wohl Nannuck oder Naschikak zuerst verspeisen sollte. — Trotz des schönen trockenen Treibholzes, das allenthalben umher lag, machten wir kein Feuer. Bettler, die in Lumpen gehen, vermissen auch die Knöpfe nicht. Warum also sollten wir Feuer machen, wenn's nichts zu kochen gab?

Ich will es mir und dem Leser ersparen, auf die Leiden der nun folgenden Hungertage im einzelnen einzugehen. Wurzeln und Renntiersehnen bildeten fortan unsere Hauptnahrung, und nur zuweilen sorgten eine einsame Schnee-Eule, eine Moschusratte oder ein gelegentlicher Fisch für etwas Abwechslung. Unsagbar traurig waren diese Tage. Zollweises Sterben! Beinahe mit mathematischer Sicherheit ließ sich der Zeitpunkt ausrechnen, bis zu welchem Mensch und Tier unter diesen Umständen überhaupt noch auszuhalten vermochten. Und dann — — ein Grauen überkam mich zuweilen, wenn ich daran dachte, was uns dann bevorstand; das traurigste Geschick, das den Wanderer überfallen kann: verhungern am Wege!

Eines Tages, nachdem wir etwa eine Woche lang in unserer bedächtigen Weise immer flußaufwärts gereist waren, wurde jedoch unsere Geduld aufs glänzendste belohnt. Es gab wieder Fische! Nur zur Beruhigung des Gewissens hatten wir an jedem Lagerplatz das Netz ausgesetzt, denn an Fische wagten wir im Ernst nicht mehr zu glauben. Als ich aber an jenem Morgen nach alter Gewohnheit das Netz hereinholen wollte, da zerrte und riß es gewaltig an den Maschen. Doch nicht um ein Königreich hätte ich losgelassen, ehe das Netz mit der ganzen Beute — ein Dutzend stattlicher Weißfische — neben mir im Sande lag. Zur selben Zeit kamen auch Roxy und Naipoktuna jeder mit einem Bündel Moschusratten aus dem Busch zurück, und nun war alle Not vergessen. Selbst für die Hunde fiel einmal wieder eine Mahlzeit ab. Ein lustiges Freudenfeuer wurde entzündet, und jeder machte es sich darum bequem, in der einen Hand einen gekochten Fisch, in der anderen eine dampfende Moschusratte.

Das war der Lagerplatz, von dem wir schon lange geträumt hatten. Hier wollten wir uns am Rande des klaren Baches für die Leiden der vorhergegangenen Hungertage schadlos halten. Vielleicht winkte sogar noch größere Beute. Das Ufer war nämlich bedeckt mit frischen Spuren, die auf die Anwesenheit von Großwild hindeuteten. Namentlich die der Elentiere waren überaus zahlreich. Noch nie — außer im Zoologischen Garten — hatte ich ein Elentier gesehen, und ich war darum nicht wenig begierig auf den Zeitpunkt, da sich mir dieser Riese im Tierreich „in Freiheit dressiert" vorstellen würde.

Dieser Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen, und zwar in einer Weise, die der Lust nach weiteren derartigen Abenteuern ein für allemal ein Ende setzte. Es war etwa um Mitternacht. Ich war gerade dabei, nach dem Netze zu sehen, das etwa zehn Minuten von unserem Zelte entfernt ausgesetzt

war, als ich vor mir im Sande deutliche Elentierspuren wahrnahm, von denen bei meiner letzten Anwesenheit noch nichts zu sehen war. Da überkam mich ein Gruseln: „Wenn jetzt ein Elentier käme" — — Noch hatte ich den Gedanken nicht ausgedacht, als ich hinter mir ein gewaltiges Platschen und Schnauben vernahm. Nichts Gutes ahnend, drehte ich mich um und sah vor mir ein gewaltiges Elentier, das sich mühsam aus den Fluten heraufarbeitete. So also sah es aus! In tausend wachen und schlafenden Träumen hatte ich mich mit diesem Tier beschäftigt, aber so sehr es dabei in meiner Phantasie an Größe gewonnen hatte, so blieb das alles doch weit zurück hinter dem, was ich hier in Fleisch und Blut vor mir sah. Nicht wie ein irdisches Wesen, sondern wie eines jener unheimlichen Gespenstertiere aus grauer Vorzeit erschien es mir in jenem Augenblick. Die langen, stelzenartigen Beine, der kistenartige Körper, der darauf ruhte, der unförmige Kopf mit dem semitischen Gesichtsausdruck und vor allem das gewaltige Geweih, dessen scharfe Kanten unheildrohend vom nächtlichen Himmel abstanden — das alles ließ nichts Gutes vermuten. Meine Lage war in der Tat äußerst gefährlich, denn ich hatte keinerlei Waffen bei mir, und wie die Dinge lagen, wären sie mir auch zum Verderben geworden, denn ein Schuß, der nicht den augenblicklichen Tod des Tieres zur Folge gehabt hätte, wäre mein sicheres Ende gewesen.

Wie lange ich in dieser peinlichen Lage verharrt habe, weiß ich nicht; wahrscheinlich sind es bloß Sekunden gewesen, aber in meinen Gedanken verzerrten sie sich zu Ewigkeiten. Und während dieser für mich langen Zeit verwandte dieses Ungeheuer keinen Blick seiner stieren, blutunterlaufenen Augen. Möglich, daß in seinem dumpfen Gehirn etwas wie Respekt vor den Herren der Schöpfung oder Mitleid mit meiner hilflosen Persönlichkeit aufgekommen war. — Tatsache ist, daß es sich Schritt für Schritt rückwärts zu konzentrieren begann.

Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß mir bei jedem dieser Schritte ein Stein vom Herzen gefallen ist. Schon war es hart am Rande des Buschwaldes angelangt, als der dumpfe Knall aus Roxys schwerer Büchse die Stille der Wildnis durchdröhnte. Einen Augenblick stand das Tier wie angewurzelt; dann aber senkte es den Kopf zum wütenden Angriff. Nie wieder habe ich in solcher Lebensgefahr geschwebt. Noch heute ist mir nicht völlig klar, wie das Unheil noch im letzten Augenblick abgewendet werden konnte. Naipoktuna war zur rechten Zeit erschienen und hatte meinen wütenden Gegner durch einen Schuß ins Auge getötet. Mitten im rasenden Lauf hielt das Tier inne und warf den Kopf zurück mit einem gellenden, übernatürlichen Schrei, der in den Buschwäldern am jenseitigen Ufer ein schauriges Echo fand. Dann aber ging ein fröstelndes Zittern durch den Körper, und die gewaltige Masse sank leblos in sich zusammen.

Ich muß gestehen, daß dieses Elentier mich tüchtig in Schrecken versetzt hatte, und erst als seine Seele längst in den glücklichen Jagdgründen angelangt war und sein mächtiger Körper sich unter den Händen der Wahinis in zarte Beefsteaks und saftige Braten verwandelte, hatte ich den Schrecken wieder einigermaßen überwunden. Hier war endlich „Kaukau angenini"! Wer dachte jetzt noch an die hinter uns liegende lange Fastenzeit! Tag und Nacht wurde gebraten und geschmaust, wie nur Menschen schmausen können, die seit Wochen an Wurzeln und Rentiersehnen ihr Leben gefristet haben.

Gerade war das Schlachtfest richtig im Gange, da erschienen zwei vollbesetzte Kanoes auf dem Flusse. Sie reisten flußabwärts, eine Tatsache, die, ebenso wie die Bauart der Kanoes darauf schließen ließ, daß die Insassen keine Eskimos waren, sondern Itkali-Indianer. Sie mochten den Braten gerochen haben, denn sie hielten gerade auf unser Lager, wo sie ihre Kanoes auf den Strand zogen und sich ohne weiteres um

unser Feuer scharten. Sie waren selbst über die primitiven Kochkünste der Eskimos erhaben. Jeder nahm einen großen blutigen Fetzen von dem Elentierfleisch und hielt ihn so lange über das Feuer, bis er angewärmt war. Dann verspeiste er ihn à la tartare. Ihr Appetit konnte selbst einen Eskimo mit blassem Neid erfüllen. Die armen Teufel schienen seit einem halben Jahre nichts Ordentliches mehr gegessen zu haben. Sie waren überhaupt ein prosaisches Völkchen. Nichts von der stolzen, gravitätischen Art, von der wir so gerne in den Indianergeschichten lesen! Sie rauchten keine Friedenspfeife; sie führten keine tiefsinnigen Gespräche im Rate der Männer über die Stärke der Büffel, über die Schnelligkeit der Mustangs und über den weißen Vater in Washington. Der „schwarze Falke" entbot nicht erst den Gruß seines Stammes, und er sagte auch nicht: „Die Söhne der Wälder sind willkommen in den Wigwams der Brüder vom Lande der Mitternachtsonne. Uff, ich habe gesprochen."

Sie taten nichts von alledem. Eines aber taten sie nach bestem Wissen und Gewissen: sie halfen uns bei der Vertilgung des Elentieres. Trotz des unerschöpflich scheinenden Vorrats wurde uns schon wieder Angst um die Zukunft. Da außerdem hier — wohl infolge des umhergespritzten Blutes — die Moskitoplage unerträglicher war als je, machten wir uns auf die Weiterreise. Einen Teil des Fleisches nahmen wir mit ins Boot, und den Rest überließen wir unsern indianischen Freunden, die, wie es schien, gegen Moskitostiche gänzlich immun waren.

Wenige Tage später kamen wir aus dem Gewirr von Kanälen im Delta heraus, und vor uns breitete sich der Mackenzie in seiner ganzen, gewaltigen Größe. Es war ein erhabener Anblick. Wohl die wunderbarste Szenerie, die mir je vor Augen gekommen ist. So weit das Auge reichte, konnte man die gelben Fluten sehen, wie sie sich in eilendem Lauf zu Tal wälzten und sich brüllend an den hohen Uferbänken brachen.

Hier am Rande des großen Stroms machten wir noch einmal eine längere Rast, um einen Vorrat an Brennholz zu sammeln, denn von nun an sollte die Reise bis zur Mündung des Peel River bei Tag und Nacht weiter gehen. Als wir die Weiterreise wieder aufnahmen, wehte ein starker Gegenwind, gegen den wir nur mühsam aufkreuzen konnten. Wir hielten uns ziemlich weit vom Ufer entfernt, um die ganze Kraft der Brise auszunützen.

Wie köstlich rein und frisch die Luft dort draußen auf dem offenen Strombett war! Und kein einziger Moskito! Ringsum nichts als die gelben, rauschenden Fluten und nur weit, weit in der Ferne, dicht unter dem Horizont, entlang der beiden Ufer die schwarze zackige Linie der Fichtenwälder, die sich scharf von dem düsteren Grau des Himmels abhob. Und über allem das geheimnisvolle Schweigen der Wildnis, das in seiner bedrückenden Größe beinahe selbst zu etwas Greifbarem wurde. Fürwahr, eine Fahrt durchs Märchenland!

Bald begann die Brise umzuspringen und ging in einen kräftigen Nordwest über, der direkt von achtern in unsern Segel fuhr. Das war natürlich sehr erfreulich; aber infolge der schnellen Fahrt rannten wir uns alle Augenblicke in einer Sandbank fest und mußten mitunter stundenlang bis zum Hals im Wasser waten, um das Boot wieder flott zu bekommen. Keinen Augenblick konnte man sich vor solchen Zwischenfällen sicher fühlen, da in dem trüben Wasser weder Untiefen noch Sandbänke zu erkennen waren.

Nach drei Tagen etwa erreichten wir die Mündung des Peel River, dessen Lauf wir nun flußaufwärts folgen mußten, um nach Fort Mac Pherson zu gelangen. Sobald wir in die Mündung eingelaufen waren, war es mit der Brise vorbei, und die Reise mußte in der altgewohnten Weise mit Hunden, Wahini und Schleppleine fortgesetzt werden. Das war wieder eine harte Geduldsprobe, so nahe am Ziel. — Hier waren

wenigstens die Ufer nicht mehr so schlammig wie drunten im Delta. Dafür aber waren sie bis hart ans Wasser mit dichtem Buschwerk bedeckt, in dem sich überall der Schrei der Schneeadler vernehmen ließ, der sich wie klägliches Kinderweinen anhörte. Manch einer, der über dem Fluß seine Kreise zog, ist in unseren Kochtopf gewandert. Überhaupt war hier kein Mangel an Nahrungsmitteln. Es gab Hasen und Moschusratten, und in dem klaren Wasser der vielen Nebenflüsse wimmelte es von Fischen, namentlich Hechten von unglaublicher Größe und vor allem fand sich ein ganz eigener, im Nordwestterritorium häufiger Fisch, den der Kanadier inconnu nennt.

Endlich tauchten auf einer hohen Uferbank die Blockhütten von Fort Mac Pherson auf. Fast konnte ich das Glück nicht fassen. War es denn möglich, daß ich doch noch angelangt war in dem Mekka aller meiner Träume? Es war ja allerdings kein überwältigender Anblick, dieses „Fort". Etwa ein Dutzend kleiner Blockhäuser in einer Waldlichtung und mitten drin eine mächtige Fahnenstange, von der die rote Flagge Englands im Winde wehte.

Ein Haufen neugieriger Indianer hatte sich auf der Sandbank am Fuße des steilen Ufers versammelt, denn in jener hinterwäldlichen Ansiedlung ist selbst die Ankunft eines Eskimobootes ein Ereignis. Als wir auf das sandige Ufer auffuhren, kamen vier weiße Soldaten, die, wie sich nachher herausstellte, zur kanadischen »North West Mounted Police« gehörten, auf uns zu. Sie schienen sehr erstaunt, einen Kabeluna zu sehen.

„Englishman?" fragten sie wie aus einem Munde.

„No, Sir, German," antwortete ich lakonisch.

Bei dieser Antwort flog zwar ein Schatten der Enttäuschung über ihre Gesichter, aber der Sergeant fand sofort wieder den richtigen Ton.

„That's all right," sagte er treuherzig, „shake hands,

old boy, verflucht will ich sein, wenn mir jemals schon so etwas vorgekommen ist!"

Dann nahmen sie mich mit nach ihrem Blockhaus, das noch sehr primitiv eingerichtet war, denn sie selbst waren erst vor wenigen Monaten dahin versetzt worden. Aber Männer in der Wildnis pflegen wenig Ansprüche zu machen, und ich war ja in dieser Beziehung auch nicht verwöhnt. Es wurde also eine richtige kleine Festlichkeit veranstaltet. Kabelunaspeise wurde aufgetragen und Whisky mit Soda dazu getrunken. Aus dem Hintergrund des Raumes ließ sich sogar die Stimme eines Phonographen vernehmen. Der war made in Germany; er konnte die Stimme des Hauptmanns von Köpenick nachahmen, die Lustige Witwe konnte er herunterrasseln, und mit seiner knarrenden Stimme konnte er singen: „Trink' mer noch e Tröppchen!"

Die zivilisierte Welt begann schon ihre Schatten vorauszuwerfen . . .

Auf dem Mackenzie.

Fort Mac Pherson. — Stolze Indianer. — Mr. Firth: eine gewichtige Persönlichkeit. — Gutherzige Soldaten. — Die allmächtige Hudsons Bay Compagnie. — Ankunft des »Wrigley«. — Wieder Seemann. — Schwierige Schiffahrt. — Abenteuerliche Schiffskameraden. — Ungewohnte Arbeit. — Ein seltsames Land. — Der sichtbare Polarkreis. — Erlauchte Passagiere. — Der Große Sklavensee zeigt sich von der schlechtesten Seite. — Eine »Portage«. — An Bord des »Graham«. — Eine üble Gesellschaft. — Der verhängnisvolle Tomahawk. — Das gute Ende eines bösen Abenteuers. — Kahnfahrt auf dem Athabaska. — Nur noch hundert Meilen von der Eisenbahn.

Das also war das berühmte Fort Mac Pherson! Eine winzige Insel inmitten des endlosen Meeres der Fichten- und Birkenwälder. Wald, Bäume, Gestrüpp und Busch überall. Nur nach Westen, über den breiten Peel River hinweg, hat

man eine freie Aussicht über ein bewaldetes Hügelland bis hinüber zu der blauen Bergkette, die die Wasserscheide mit dem Stromgebiet des Yukon bildet. Die eigentliche Ansiedlung liegt auf einem Plateau, das sich in einer Höhe von dreißig bis vierzig Metern über dem Wasserspiegel des Flusses ausbreitet. Dort wohnt die ortseingesessene Bevölkerung der Umgegend, während die Fremden auf dem schlammigen Ufer des Peel River, einer fürchterlichen Brutstätte für Moskitos, ihr Zelt aufschlagen müssen. Dies gilt vor allem für die Eskimos, mit denen die Indianer, die dort zu Hause sind, nicht auf dem besten Fuße leben. Nichtsdestoweniger verschmähten es die Herrschaften nicht, von ihrem Olymp herabzusteigen und uns zu besuchen. Man sah ihnen an, daß sie hungrig waren, aber ach, auch bei uns war nichts zu holen. Nur von unserem Tee war noch immer vorhanden, und dieser übte eine große Anziehungskraft auf unsere Gäste aus. Mit der gegenseitigen Verständigung hatte es allerdings seine Schwierigkeiten, da keiner des andern Sprache verstand; aber das tat der Gemütlichkeit weiter keinen Abbruch. Nur Roxy zeigte sich auch hier wieder auf der Höhe. Er konnte auch diese Sprache sprechen, mit gewohnter Fixigkeit. Und unsere Gäste schienen ihn alle gut zu verstehen, denn sie hörten sehr interessiert zu, und bei manchem seiner Worte brachen sie in ein wieherndes Gelächter aus. Vielleicht ist das alles doch nur Spiegelfechterei gewesen, weil sie es mit ihrem Gastgeber nicht verderben wollten.

Es waren Iktali-Indianer, wie diejenigen, die wir unten im Delta angetroffen hatten. Sie durchschweifen jahraus, jahrein auf ihren Jagdzügen den Busch entlang dem Peel River. Im Hochsommer aber finden sie sich auf dem Fort ein, wo sie ihre erbeuteten Pelze gegen Mehl, Tee und andere Kabeluna-herrlichkeiten umtauschen. Diese Zeit war nun gekommen, und der Platz bedeckte sich mehr und mehr mit ihren Zelten. Einige Bessergestellte wohnten sogar in richtigen Blockhäusern,

die denen der Weißen in nichts nachstanden, was zwar nicht viel sagen will. Namentlich das Haus, das den Soldaten als Wohnung diente, war noch in einem sehr primitiven Zustand. Außer diesem gab es noch ein Missionshaus ohne Missionar und eine kleine Holzkirche ohne Pfarrer.

Bei weitem das anspruchsvollste Gebäude aber — wenn man in diesem Zusammenhang überhaupt von Ansprüchen reden kann — war das Haus des „Faktors" der allmächtigen Hudsons Bay Compagnie. Ein stattliches Gebäude, umgeben von großen Lagerschuppen, und das ganze eingefaßt von einem dicken, wohl drei Meter hohen Palisadenzaun — ganz so, wie man's in den Indianergeschichten liest.

Der Faktor auf solcher Station ist „Lord high everything else", wie die Engländer zu sagen pflegen. Er ist ein kleiner Herrgott; sein Wort ist Befehl, und er hat es in der Hand, einen jeden Fremden ohne Umstände auszuweisen. Darum ist es auch Pflicht eines jeden neu Zugereisten, sich baldigst bei dem hochmögenden Herrn zu melden.

Mir war etwas bange zumute, als ich mich auf den Weg zu ihm machte. Wie, wenn er Roxy befehlen würde, mich wieder nach der Herschelinsel zurückzubringen? Aber der alte Herr mit dem grauen Bart — Mr. Firth war sein Name — war kein Unmensch. Er ließ mich geduldig ausreden, bis ich ihm meine ganze Angelegenheit auseinandergesetzt hatte. Dann rückte er seinen Sessel neben dem Ofen zurecht und steckte seine während meiner Erzählung ausgegangene Pfeife wieder an. „Junger Mann," sagte er, „Sie haben mehr Glück gehabt als Verstand. Es ist ein Wunder, daß Sie heil aus der Affäre hervorgegangen sind; aber was wollen Sie nun hier tun? Hier gibt es keine Arbeit und keinen Verdienst, und darum muß ich einen jeden wieder abschieben, der aufs Geratewohl hierher kommt. Aber mit Ihnen will ich eine Ausnahme machen, weil Sie der erste weggelaufene Matrose sind, der je vom

Eismeer hierher gekommen ist. Wollen sehen, was sich machen läßt. Nächstens kommt der Dampfer vom Großen Sklavensee und da werde ich ein Wort für Sie einlegen, daß man Sie mitnimmt, d. h. wenn er kommt. Er macht nur eine Reise im Jahr, und oft ist er schon unterwegs von einer Sandbank festgehalten worden und hat uns hier den ganzen Sommer vergebens in Erwartung gehalten. Es kann also leicht möglich sein, daß Sie hier bis zum nächsten Sommer auf ihn warten müßten. Zwar gibt es noch einen kürzeren Weg, direkt über die Berge nach dem Klondike, aber den finden Sie nicht und wenn Sie auch noch so oft durchs Mackenziedelta gereist sind."

Mit gemischten Gefühlen hatte ich dieser Rede zugehört. Also ein Dampfer kam bis in diese weltverlassene Gegend, und dieser Dampfer würde mich am Ende gar noch mitnehmen nach der zivilisierten Welt! Das war ja kaum zum Ausdenken! Wenn er aber nicht käme! Mich überlief es abwechselnd mit kalten und heißen Schauern, wenn ich mir das alles vergegenwärtigte.

Doch was half alles Überlegen? Hier hieß es nur warten und sich vorsehen, daß man in der Zwischenzeit nicht zu sehr vom Hunger geplagt würde. Zu diesem Zweck mußte ich mich mit den Soldaten gut stellen, denn der beste Freund des Vagabunden ist stets der Soldat. Trotz seines blutdürstigen Handwerks hat er ein weiches, kindliches Gemüt, das gern milde Gaben verabreicht, um so mehr, als solche Mildtätigkeit ja nicht seine eigene Tasche berührt. Nun waren ja diese vier Mann, die dort stationiert waren, keine Tommy Atkins von der gewöhnlichen Sorte, sondern Soldaten der berühmten North West Mounted Police, einer Elitetruppe, die mit Recht der Stolz des britischen Königreiches ist, aber sie machten sich trotzdem einen Sport daraus, mich gut zu beherbergen und meinen hungrigen Magen wieder herauszufüttern. Und dabei blieb

für die Familie Roxy immer noch genug übrig zu einer Mahlzeit, die ich heimlich fortschmuggeln mußte, damit die Indianer nichts davon merkten, denn sonst wären Roxys die Besucher überhaupt nicht mehr los geworden.

In dem Gefühl angenehmer Sättigung, das ich seit einem Jahr nicht mehr recht gekannt, hatte ich jetzt Zeit und Muße, mich an meinem neuen Aufenthaltsort umzusehen. Täglich kamen neue Indianerhorden, und das Plateau über der hohen Uferbank bedeckte sich mehr und mehr mit ihren Zelten. Diese Zelte sind lange nicht so solide wie die der Eskimos. Während diese ihre Behausungen stets möglichst niedrig und in der Form abgerundet halten, damit die immerwährenden Stürme keine Angriffspunkte finden, baut der Indianer, bei dem im Schutze seiner Wälder solche Vorsichtsmaßregeln sich erübrigen, möglichst hoch und spitz. Ein Gerüst von Stangen wird am unteren Teil notdürftig mit Fellen bekleidet, während der obere Teil unbedeckt bleibt, um das Abziehen des Rauches zu ermöglichen. Denn Feuer muß der Indianer haben, auch wenn er nichts zu kochen hat. Bei Tag und Nacht ist sein Zelt erfüllt von dem beißenden Rauch, der wenigstens die lästigen Moskitos fernhält, die hier eine fast ebenso große Plage waren wie drunten im Delta.

Manche Stunde habe ich bei solchem Indianerfeuer gesessen und dem Gebaren dieser Menschen zugesehen, wenn ich auch von ihren Reden so gut wie nichts verstanden habe. Sie sind übrigens lange nicht so redselig wie die Eskimos. Meist hockten sie schweigend im Kreise und schauten in den Kochtopf über dem Feuer, in dem das Wasser lustig brodelte und zischte. Wenn es beinahe verdampft war, ging eine Squaw mit einem irdenen Behälter nach dem Fluß und füllte den Topf wieder auf. Ein raffinierter Selbstbetrug, denn selten war etwas Eßbares im Topf, und der Hunger schaute aus aller Augen heraus. Sie machten überhaupt einen heruntergekommenen,

zigeunerhaften Eindruck. Auf Schritt und Tritt konnte man die Verwüstungen beobachten, die der Verkehr mit den Weißen bei ihnen angerichtet hatte. Die guten alten Sitten der Vorfahren, an denen der Eskimo trotz aller äußeren Einflüsse mit großer Zähigkeit festhält, hatten sie längst aufgegeben und dafür die der Europäer auf schlechte Weise nachgeäfft. Sie konnten rauchen und trinken, sie konnten tanzen nach Kabelunamode und fluchen wie ein Sackträger im Hafen von London. Sie waren auch Christen. Gut presbyterianisch. An der alten, kleidsamen Tracht — der Lederjacke mit den langen Fransen — schienen die Jüngeren offenbar keinen Gefallen mehr zu finden, denn sie stolzierten umher in Rock und Weste und einem gewaltigen grauen Filzhut, den sie in dem Store in Hudsons Bay Compagnie zu Apothekerpreisen erstanden hatten.

Den größten Teil der Schuld an diesen unerfreulichen Zuständen tragen die Agenten der Compagnie, die den armen Leuten diese nutzlosen Dinge aufschwatzen und sich schwer dafür bezahlen lassen, was die Hauptsache ist. Eine Konkurrenz gibt es nicht — die Compagnie ist allmächtig. In den letzten Jahren hatte zwar die im Stromgebiet des Mackenzie ansässige katholische Mission mit Erfolg begonnen, das Monopol zu durchbrechen, aber die Compagnie wußte sich zu helfen. Sie gab in reichem Maße Kredit und fesselte dadurch die Eingeborenen an sich, die nun alle bis über den Hals in Schulden steckten; 50—1000 „Skins" betrugen ihre Rechnungen. Das „Skin" ist die allgemein gebräuchliche Zahlungseinheit im Gebiet der Hudsons Bay Compagnie. Ein kanadischer Dollar = zwei Skins. Der Name geht zurück bis in die ersten Zeiten der Besiedelung. Damals war kein Bargeld vorhanden, und da die Compagnie nicht immer die Naturalien zur Verfügung hatte, mit denen sie die von den Indianern erstandenen Felle bezahlen konnte, so mußte sie zur Fabrikation von eigenem Gelde schreiten. Zu diesem Zweck schnitt man die Biberfelle

in kleine Stücke, die mit dem Stempel der Compagnie versehen wurden. Ein solches Stück Biberfell nannte man ein „Skin" (Fell). Diese eigenartigen Schecks sind längst schon außer Kurs, und alle Zahlungen werden mit dem richtigen allmächtigen Dollar ausgeführt; aber der Mensch ist bekanntlich in nichts konservativer als in der Benennung der Münzeinheiten, mit denen er rechnen muß, und darum rechnet man dort auch heute noch ganz allgemein mit Skins.

Wenn man die Schuld einiger dieser Indianer beim wirklichen Wert nennen würde, d. h. nach dem, was er dafür zu liefern hat, so würde sie noch bedeutend über 1000 Skins anschwellen, denn die Preise, die der Agent für die Pelze bezahlt, sind lächerlich gering, und was er für seine Waren fordert, ungeheuerlich hoch. Ein Sack Mehl: 100 Skins, ein Hut: 50 Skins usw. Dagegen: ein Fuchsfell: ein Skin, ein Marderfell: zwei Skins. Ist es da ein Wunder, wenn der in Anspruch genommene Kredit immer höher steigt?

Der Indianer findet jedoch nichts Ungerechtes in dieser Behandlung. Seit Menschengedenken weiß er nichts anderes, als daß man sich im Sommer auf dem Fort versammelt und der Agent von den mit dem Dampfer neu angekommenen Schätzen nach Gutdünken, gleichsam als Belohnung, einem jeden so viel oder so wenig aushändigt, wie ihm gerade gefällt. Damit kann er sich wenigstens ein paar gute Tage machen, ehe er sich wieder auf lange, hungrige Monate in den Busch zurückzieht. Wenn aber das ersehnte Dampfboot und mit ihm das Kaukau ausbleibt, dann ist die Enttäuschung groß.

Und fast schien es, als ob ein tückisches Geschick uns eine solche Enttäuschung bereiten wollte. Täglich hockten wir am Rande der hohen Uferbank und schauten sehnsüchtig flußabwärts; aber Tag um Tag verging, ohne daß die ersehnte Rauchwolke auftauchte. Was mich anbetrifft, so hatte ich schon längst alle Hoffnung aufgegeben, denn in den letzten unglückseligen

Jahren hatte ich mir eine pessimistische Denkungsart angewöhnt. Ich war fest überzeugt, daß ich das war, was die Seeleute einen Jonas nennen, und daß deshalb alle Dinge, in die ich mit verwickelt war, eine böse Wendung nehmen mußten.

Doch ich hatte eine zu schlechte Meinung von mir selbst gehabt. Eines Nachts wurde ich mitten aus dem Schlafe aufgeschreckt durch einen wahren Hexensabbat von Freudenschüssen, die die Ankunft des langerwarteten Dampfkanoes verkündeten. So wie ich ging und stand, lief ich hinunter, um den willkommenen Anblick zu genießen.

Und richtig! Da lag er, der Dampfer! Zwar lange nicht so groß, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, sondern kaum größer wie eines der Fährboote im Hamburger Hafen, aber es war doch immerhin ein Dampfer, der für mich vielleicht die Brücke sein würde nach der zivilisierten Welt!

Ein Weißer, der mit dem Dampfer angekommen war, begrüßte mich; ein noch junger Mann mit breitem, rötlichblondem Vollbart. „Mein Name ist Wilhelmar Steffanson," stellte er sich mir vor mit einer förmlichen Verbeugung. Teufel! Solche Höflichkeit hatte ich lange nicht erlebt! Ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben.

„Sie sind wohl hier zu Hause?" forschte der höfliche Herr weiter.

„Das gerade nicht, ich komme nämlich von der Herschelinsel."

„Von der Herschel . . ., was?" fragte er voll Erstaunen.

„Geradeswegs von dort, ich bin Walfischfänger gewesen dort unten."

„Sehr interessant; in der Tat!" rief der andere aus, „von der Herschelinsel! Dorthin will ich nämlich auch, sobald es sich ermöglichen läßt. Ich will dort unten die Mikkelsen-Expedition antreffen, der ich mich als Ethnologe anschließen werde. Ich hoffe, daß wir in diesem Jahre auf Banksland überwintern können."

„Auf Banksland!" rief ich voller Entsetzen, „das wäre nicht nach meinem Geschmack."

„Ja, sind Sie denn schon einmal dort gewesen?" fragte Mr. Steffanson mit ungläubiger Miene.

„Natürlich," antwortete ich, „schon viel zu oft für meine Bedürfnisse. In den letzten drei Jahren bin ich in jedem Sommer dort gewesen."

Da machte der Naturforscher große Augen.

„Wirklich?" sagte er begierig, und nun mußte ich ein ganzes Schnellfeuer von Fragen aushalten betreffs der wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse jenes Landes, über Klima, Jagd, Eisverhältnisse und tausend andere Dinge.

Jahrelang habe ich von Mr. Steffanson nichts mehr gehört, bis ich eines Tages, als ich ihn längst vergessen wähnte, von seinen ferneren Schicksalen las. Nach dem Scheitern der Mikkelsenexpedition, die in jenem Jahre bei Kap Returnrif, halbwegs zwischen Point Barrow und der Herschelinsel überwinterte, war er auf eigene Entdeckungen ausgezogen und hatte in der Nähe von Prinz Albertland einen Stamm „weißer Eskimos" entdeckt. Im Sommer 1913 rüstete er dann eine neue Expedition aus, mit der er das im Norden der Beaufortsee aller Voraussicht nach vorhandene Land entdecken wollte.

Von dem traurigen Ende dieser Reise habe ich bei einer früheren Gelegenheit schon erzählt.

Mr. Steffanson ist, wie man sieht, eine Respektsperson geworden seit unserem Zusammentreffen auf Fort Mc Pherson. Damals, ich muß es gestehen, bedauerte ich ihn aus tiefster Seele, wie ich auch heute noch jeden bedauere, der sich dazu aufmacht, die schönen Jahre seines Lebens in der großen Eiswüste zu verbringen. Nicht Menschen- noch Engelszungen könnten mich je wieder überreden, dahin zurückzukehren. Nach Süden stand all mein Denken und Sinnen, und ich kam mir bereits wie ein Fremder vor in diesem Lande.

Es traf sich gut, daß Mr. Andersen, der chief factor der Hudsons Bay Company, also gewissermaßen der Generaldirektor, sich selbst an Bord des Dampfers befand. Er fiel vor Erstaunen fast vom Stuhl, als er meine Geschichte hörte.

„Mr. Jackson!" rief er dem Kapitän zu, der eben in die Kajüte hereinkam, „wissen Sie, wo dieser Mensch herkommt? Er kommt von der Herschelinsel! Weiß der Teufel! ich habe in vielen Ländern Vagabunden und durchgebrannte Seeleute gesehen, aber hier oben sind wir bisher davon verschont gewesen. In zwanzig Jahren ist dies der erste, den ich hier antreffe."

„Schon gut," fuhr er beschwichtigend fort, als ich eine gekränkte Miene machte, „da Sie nun einmal hier sind, müssen wir Sie auch wieder herunterbringen. Sie haben's verdient, daß wir Ihnen keine Steine in den Weg rollen. — Können Sie noch einen Mann gebrauchen, Kapitän?"

Der Kapitän brummte etwas in seinen Bart, und ich war angenommen. Der Weg nach der zivilisierten Welt war frei! Klar bis nach Edmonton!

Als ich den Fuß an Land setzte, um meine Sachen zu holen, stand der alte Roxy vor mir. Über all den neuen Erlebnissen hatte ich den Verkehr mit meinen Eskimofreunden etwas vernachlässigt, aber Roxy schien durchaus nicht gekränkt. Mit breitem, behäbigem Grinsen streckte er mir die Hand hin: „Pagmamme pischak Herschel Island." Da wurde mir doch wehmütig zumute in dem Gedanken an den Abschied von diesen Wilden, mit denen zusammen ich so manches erlebt und die mir in ihrer rauhen, ungeschliffenen Art so viel Gutes erwiesen hatten. Noch einmal, wie schon so oft, setzten wir uns um den rußigen Kessel über dem knisternden Feuer und tranken noch einmal zusammen den bitteren Tee und verspeisten dazu die tranigen Mukpowders. Nachdem ich ihnen dann geholfen hatte, das Zelt und die anderen Habseligkeiten im Boot zu verstauen, heißten Roxy und Naipoktuna das Segel, und die Wahini

schob mit dem Bootshaken vom Lande ab. Lange noch, während das Boot flußabwärts glitt, winkten die Wahinis, und lange noch tönte weithin über das Wasser das steinerweichende Klagelied von Nanmuk, Natschik, Naschikak und Umiakaik, die sich wie toll gebärdeten und immer wieder auf die Reling sprangen, um nach dem Kabeluna zurückzusehen, der nun nicht mehr mitgehen wollte. Und der Kabeluna schaute noch lange dem Boote nach, bis es nur noch als ein kleiner, weißer Fleck auf der Wasserfläche zu sehen war, und selbst als es schon lange um eine Biegung des Flusses verschwunden war, ruhten die Augen noch wie gebannt auf den gelben Fluten und schweiften dann über die schwarzen, scharf gezackten Umrisse der Fichtenwälder hinweg weiter und weiter in die Ferne, wo sich grau in grau am nördlichen Horizont der düstere Eismeerhimmel malte.

In jenem Augenblick habe ich sogar ein klein wenig Heimweh verspürt nach dem Eismeer, nach der Herschelinsel. —

Wenige Stunden später befand ich mich schon mitten auf dem Strom, an Bord des kleinen Dampfers, der schnaubend und fauchend seinen Weg durch das schlammige Wasser wühlte. Schon waren die niedrigen Blockhäuser hinter dem Busch verschwunden, und nur noch von ferne war die rote Flagge Old Englands zu erkennen, die von dem hohen Flaggenmast lustig im Winde flatterte. Noch einmal ertönte die schrille Stimme der Dampfpfeife, und im nächsten Augenblick war auch dieses letzte Wahrzeichen unseren Augen entschwunden. Wieder war für ein ganzes Jahr der dünne Faden zerrissen, der diesen letzten Außenposten des britischen Reiches mit der übrigen Welt verbindet.

Schnell ging es nun den Peel River abwärts, dem großen Mackenzie entgegen. Wie bekannt mir noch jede Ecke dieses vielgewundenen Stromes war! Hier, ja an dieser Stelle hatten wir vor kurzem einen glorioſen Fischzug gemacht! Dort drüben bei der knorrigen Fichte hat ein großer Hecht das Netz

zerrissen; dort an dem seichten Ufer ist die Wahini bis über die Kniee im Schlamm versunken; weiter unten bei der Hecke mit den wilden Rosen haben wir einen Adler verspeist, und dort in der Waldlichtung, da hatte Nanmuk — wer hätte ihm jemals so etwas zugetraut — beinahe einen Hasen gefangen! — Was? Schon der Mackenzie? Man reist schnell mit dem Dampfkanoe!

Einsam und unbekannt, fern von dem großen Menschengewimmel, zieht der Mackenzie seine Bahn. Keine Felder begrenzen seine Ufer, keine Städte und Dörfer spiegeln sich in seinen Fluten; keine Mühle, kein Elektrizitätswerk hat sein Wasser in seinen Dienst gezwungen. Nichts gibt es hier in weitem Umkreis als die endlosen Wälder und die gelben Fluten, deren Rauschen gar harmonisch zusammenklingt mit dem Brausen des Windes in den Gipfeln der Baumriesen. „Seht mich nur an, ihr kleinen Menschen!" so scheint er zu sagen, „ich kümmere mich nicht um euere Ansicht. Es ist mir ganz einerlei, ob ich im Bädeker einen Stern habe oder nicht! Denn ich bin noch einer von der alten Sorte! Ich bin der Mackenzie! Ich bin etwas ganz anderes wie andere Ströme!"

Nachdem wir den Strom erreicht hatten, ging es nur noch sehr langsam vorwärts, denn die Strömung war teilweise so stark, daß die Maschine nur mit Mühe dagegen anzukämpfen vermochte. Aber schlimmer noch war der niedrige Wasserstand, da man beständig Gefahr lief, auf eine Sandbank aufzulaufen. In dem riesigen Flußbett, in dessen Mitte man kaum noch die beiden Ufer erkennen konnte, gab es nur einen engen, vielgewundenen Kanal, der genügend Tiefgang besaß. Selbst der Kapitän getraute sich nicht, sein Schiff durch diese Kanäle zu steuern, sondern mußte sich gänzlich auf seine beiden indianischen Lotsen verlassen, die von ihrem Stand auf der Brücke aus der Färbung des Wassers, die für uns Laien überall von gleichem trostlosem Gelb war, den Lauf der tiefen Rinne erspähten.

Die Besatzung bestand, außer dem Kapitän, nur aus Indianern oder doch Halbblutindianern. Eine Musterkarte aller Stämme, die im Nordwest-Territorium wohnen: Kiowas, Crees, Chipewyans und „Sklaven", so genannt, weil sie beim Großen Sklavensee zu Hause sind. Es war nicht leicht, die einzelnen Stämme zu unterscheiden; meinem ungeübten Auge erschienen sie sich alle einander ähnlich. Aber trotzdem standen sie sich so fremd gegenüber wie gänzlich verschiedene Völker. Auch hatten sie keine eigene Sprache, um sich miteinander zu verständigen; ein Punkt, in dem sie noch viel von den Eskimos lernen können. Sie haben sich eine Art Esperanto aus englischen und französischen Brocken zusammengebraut; erstere von dem Agenten der Kompagnie, letztere von den im Oberlauf des Stromes zahlreich angesiedelten, bretonischen Jesuitenmissionaren aufgeschnappt. Anfangs hatte ich Schwierigkeiten, mich in dem Gestrüpp dieser lingua franca zurecht zu finden, aber bald fand ich doch den Zusammenhang der Dinge.

Weniger leicht war es, sich mit den Sitten und Gebräuchen dieser Menschen abzufinden. Sie leben womöglich noch spartanischer wie die Eskimos. Die Hauptnummer auf dem Speisezettel war für sie „Muskwa", das Fleisch des schwarzen Bären, der dort in den Wäldern häufig ist. Um die Mittagszeit schleppte der Koch einen riesigen Fetzen Bärenfleisch herbei, das der Heizer mit seinem langen Feuerhaken aufspießte und in das Feuer unter dem Dampfkessel hielt, so daß es lustig brodelte und sich bald mit einer dicken Ruß- und Aschenkruste überzog. Dann schnitt man sich ein Stück ab und verspeiste es aus der Hand. —

Stolz lieb ich mir — den Indianer! Sie ließen sich nicht befehlen. Zu jeder Zeit und Unzeit lungerten sie auf dem Verdeck umher und trugen ein Wesen zur Schau, das man unter zivilisierten Menschen als entschieden anmaßend bezeichnen würde. Wenn aber wirklich eine Arbeit zu tun war,

so waren sie stets bei der Sache. Ein- bis zweimal täglich liefen wir eine durch eine Flagge kenntlich gemachte Stelle an, gewöhnlich an der Mündung eines Nebenflusses, wo fleißige Hände einen Haufen Brennholz für die Maschine aufgestapelt hatten, die immer in rasender Hast — denn in anderem Tempo kann der Indianer nicht arbeiten — an Bord geschafft wurden. Bei jeder neuen Anlegestelle hatte man Gelegenheit, den Fortschritt der Natur zu beobachten, der in südlicher Richtung zutage trat. Die wetterzerzausten Fichtenstämme begannen mehr und mehr zu verschwinden, und Wälder von schlanken, eleganten Edeltannen, aus denen da und dort der silbergraue Stamm einer Birke hervorleuchtete, traten an ihre Stelle. Die prachtvollsten Himbeeren wuchsen am Waldesrand, aber man konnte sich ihrer nicht in behaglicher Ruhe freuen, nicht so sehr der Moskitos wegen, als auch deshalb, weil unversehens Meister Petz erscheinen und blutige Rache für diesen Einbruch in seine Domäne nehmen konnte.

Große Arbeit winkte immer beim Erreichen eines Forts; dann mußten die Vorräte auf die hohe Uferbank und von dort in die Lagerschuppen getragen und die Ballen mit den Pelzen nach dem Schiff heruntergeholt werden. Glücklicherweise gelang es mir oft, mich von dieser Arbeit zu „drücken". Unser Kapitän pflegte nämlich bei jedem Agenten damit zu renommieren, daß er einen waschechten Walfischfänger aus dem Eismeer unter seiner Mannschaft habe. Da aber Neuigkeiten in jener Gegend so selten sind wie die Störche im Januar, und deshalb das kleinste Ereignis sofort zu einer Sensation wird, so war ich auf jedem Fort stets der Gegenstand der Beachtung und das Objekt einer langen Unterhaltung, in der ich vom »Bowhead«, von Walfischen, von Kapitän Amundsen und von Roxy und der Wahini erzählen mußte. Denn in jenen einsamen Gegenden nehmen die Menschen noch Interesse an den Geschicken ihrer Mitmenschen. Oft noch in späteren Jahren, wenn ich

mich zuweilen einsam gefühlt habe inmitten des hastigen Treibens einer Weltstadt, habe ich zurückgedacht an jene gastfreundlichen Menschen in dem wilden Nordland, denen auch der fremde Mensch noch etwas mehr ist als nur eine Bewegung im Wege.

Die Tage reihten zu Wochen, und aus den Wochen wurden Monate, und noch immer nahm die Wildnis kein Ende. Eintönig rauschte der Fluß talabwärts in seiner majestätischen Wildheit. Düstergrau wölbte sich der Himmel darüber. Noch immer zog sich entlang der beiden Ufer die endlose Linie der Tannen- und Fichtenwälder, schwarz wie die Nacht, und scharf sich abhebend vom helleren Hintergrund, wie eine einzige lange Theaterkulisse. An einigen Stellen, wo der Fluß ein Hügelland oder eine Gebirgskette durchbrach, gestattete die Natur auch einen Einblick hinter die Kulissen, aber es war doch immer noch dasselbe Bild: Wald und wieder Wald. Oftmals lagen die grauen Rauchwolken der Buschfeuer darüber, und wenn der Wind vom Land her wehte, wälzten diese sich in den Fluß und brüteten auf dem Wasser; ein dicker, beißender Nebel. Nichts von den Spuren menschlicher Tätigkeit! Nur ab und zu ein Kanoe aus Birkenrinde, langsam stromabwärts gleitend, und selten, ganz selten, ein einsamer Wigwam am Rande des Waldes, nur erkennbar durch die dünne, bläuliche Rauchsäule, die kerzengerade über den Baumkronen aufsteigt.

Es würde zu weit führen, wenn ich noch weiter im einzelnen von meinen Erlebnissen auf jener langen Flußreise reden wollte, oder wenn ich mit der Miene des Sachkenners berichten wollte über ein Land, das mir keinen tieferen Einblick gewährte als ein Film, der an der flimmernden weißen Wand vor den Augen des Zuschauers vorüberhuscht.

Es ist ein wildes, eintöniges Land und doch ein Land voll eigenartiger Stimmung. Freilich, im Sommer, wenn alles Sumpf ist und die Moskitos das große Wort führen, ist von

Schönheit nicht viel zu merken, aber ein wahres Märchenland muß es sein, wenn die geheimnisvolle Stille der Winternacht darüber ruht, wenn die Nordlichter am frostigen Himmel ihr Wesen treiben, wenn die stolzen Tannen gleich lebendigen Weihnachtsbäumen mit einem dicken Zuckerguß überzogen sind und der schimmernde Rauhreif von Baum zu Baum die glitzernden Fäden spinnt.

Unser Augenmerk war natürlich auf die verschiedenen, entlang des Stromes errichteten Forts gerichtet, zu deren Verproviantierung der Dampfer ausgesandt war. Das erste derselben war das etwa vierhundert Kilometer weiter flußaufwärts gelegene Good Hope. Wie Fort Mc. Pherson blickt es von einer hohen Uferbank herunter. Viel bedeutender wie das Fort der Compagnie ist die dicht daneben befindliche Niederlassung der französischen Jesuitenmission: ein Komplex freundlicher, weiß getünchter Häuser, Kirche, Schule und Werkstätten, die mit verriegelten Türen verträumt und verlassen dalagen, denn es war Sonntag. Eine idyllische Atmosphäre der Sonntagsruhe lag über dem Ganzen. Von dem kleinen Turm der Kapelle tönte das Gebimmel eines hellen Glöckchens. Ein Trupp himmelblau gekleideter Indianermädchen wanderte zu zwei und zwei zur Frühmesse. Ein ehrwürdiger Pater mit schwarzer Kutte und noch schwärzerem Vollbart erging sich im Garten.

Ja, im Garten! Staunend betrachtete ich diese Wunderdinge. Erbsen und Bohnen schlängelten sich an den Stangen, hellgrüne Salatköpfe leuchteten in der Sonne. Und neben dem Garten gab es gar einen Acker, auf dem sich lange Reihen blühender Kartoffelstauden hinzogen!

Wie lange hatte ich keinen Kartoffelacker mehr gesehen! Fast tat es mir leid, diesen schönen Ort so schnell wieder verlassen zu müssen.

Wenige Meilen flußaufwärts überschreitet man den Polarkreis. Es ist, als ob die Natur um diese imaginäre Linie

wüßte, denn gerade an dieser Stelle rücken die Ufer nahe aufeinander und bilden ein Tor von überwältigender Großartigkeit. „The ramparts" — die Wälle, nennt man die finsteren, steil ansteigenden Felsen, die zu beiden Seiten wie mächtige Pfeiler das Flußbett umsäumen. Die sonst so träge vorübergleitende Wasserfläche verwandelt sich hier in einen brodelnden, zischenden Strudel, in dem das schwer gegen die reißende Strömung ankämpfende Schiff Gefahr läuft, an den Klippen zu zerschellen. Die „Sans Saultschnellen" nennt man diese Stelle; sie ist für die Schiffahrt die gefährlichste im ganzen Strom — ein wahrer Hexenkessel.

Weiterhin waren die Entfernungen zwischen den Forts etwas geringer. Das nächste war Fort Norman an der Mündung eines Flusses mit wunderbar kristallklarem Wasser, das aus dem weiter östlich zwischen den Bergen gelegenen Großen Bärensee kommt; dann Fort Wrigley, ein neuerrichtetes Fort, das nur aus einem Blockhaus und einem als Agenten ansässigen Halbblutindianer bestand.

Schließlich kam Fort Simpson, der Hauptplatz des Mackenziedistrikts, in Sicht, bei dessen Anblick ich die tröstliche Gewißheit hatte, bereits 1000 englische Meilen von der Herschelinsel entfernt zu sein. Dieses Fort liegt auf einer Halbinsel, die auf der einen Seite von dem noch immer über eine englische Meile breiten Mackenzie, auf der anderen von dem nicht minder stattlichen Liardfluß gebildet wird.

Hier, am Zusammenfluß mehrerer schiffbarer Ströme, konzentriert sich der ganze Verwaltungsapparat der Hudsons Bay Compagnie. Hier haben auch die katholische und die evangelische Mission ihr Hauptquartier. Darum macht der Platz auch einen ganz wohlhabenden Eindruck. Hinter hübschen Landhäusern breiten sich üppige Gemüsegärten, strotzende Kartoffeläcker und wogende Roggenfelder. Alles wohl eingezäunt mit starkem Stacheldraht zum Schutze gegen die Tiere

des Waldes. Selbst Kühe gibt es dort; große, langbeinige, schwarzgetupfte Holsteinkühe, die dem Fremdling mit großen Augen nachsehen, ohne sich in dem beschaulichen Geschäft des Wiederkäuens stören zu lassen. Eine friedliche, geruhsame Atmosphäre der Landwirtschaft liegt über der Gegend. Die einzigen Störenfriede in dieser Idylle waren die Moskitos, die die armen Tiere in ganzen Wolken umschwärmten.

Dank der Arbeit der Mission war hier auch schon ein gewisser Grad von industrieller Entwicklung zu beobachten. Eine große Sägemühle stand unten am Wasser nebst einer Möbelfabrik und einer Schiffswerft, auf deren Helling sich der Neubau des Dampfers »Sainte Marie« befand, der demnächst vom Stapel laufen sollte. Alle diese Arbeiten wurden fast ausschließlich von dazu erzogenen Indianern verrichtet. Es ist eine wahre Freude, die Indianerkinder zu beobachten, wie sie so sauber und gesittet zur Kirche gehen. Und es ist nicht bloß äußerer Schein. „Bete und arbeite", heißt es bei ihnen, wobei das letztere Wort besonders groß zu schreiben ist. Alle Zöglinge müssen ein Handwerk lernen oder sich in der Landwirtschaft nützlich machen. Schade nur, daß bei den meisten so wenig von dem mühsam beigebrachten Kulturfirnis vor den Stürmen ihres rauhen Lebens standhält. Sobald sie der strengen Zucht entwachsen sind, laufen sie wieder in den Busch und sind wilder wie zuvor. Ein Indianer bleibt eben doch ein Indianer.

Drei Tage hielten wir uns auf Fort Simpson auf und mühten uns mit den Mehlsäcken, die wir nach den Lagerschuppen brachten, und mit den Ballen der wertvollen Pelze, die wir nach dem Schiff transportierten.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Passagiere bedenklich vermehrt. Schneeballartig war sie angewachsen bei jedem Fort, das wir angelaufen hatten, bis nun die äußerste Grenze des Fassungsvermögens des kleinen Dampfers erreicht war. Eine

drangvoll fürchterliche Enge herrschte allenthalben. In der Kajüte, auf dem Verdeck, unter der Back — wo nur irgendein Plätzchen frei war, hatte sich jemand mit seinen Schlafdecken eingerichtet. Und es waren nicht etwa gewöhnliche Hans und Karls, sondern zum größten Teil Respektspersonen, die etwas galten im Gebiet der Hudsons Bay Company! Da war der Bischof der protestantischen Mission; ein ehrwürdiger Herr mit langem, weißem Bart und patriarchalischem Benehmen; ferner ein katholischer Prior, mehrere Missionare, Agenten der Company, die einen Urlaub antraten; zwei Offiziere der berittenen Nordwestpolizei, ein Gelehrter, der von einer Forschungsreise kam, und, nicht zuletzt, ein leibhaftiger kanadischer Minister! Wir befanden uns also in guter Gesellschaft.

Einige Tage später tauchte um eine Biegung des Flusses Fort Providence auf, schon von weitem erkenntlich durch die blauweißrote Trikolore, die, allen tatsächlichen Verhältnissen zum Trotz, von dem hohen Flaggenmast der katholischen Missionsstation wehte. Bei Fort Providence ergießt sich das Wasser des Großen Sklavensees in den Mackenzie, um von hier die lange Reise nach dem Eismeer anzutreten. Von dem hohen Ufer, auf dem die Stationsgebäude liegen, hat man eine herrliche Aussicht auf den See, dessen blaue Fläche sich endlos weit erstreckt. Man glaubt, am Ufer des Meeres zu stehen.

Blau und freundlich war am nächsten Morgen der See. Über dem Wasser lag der glitzernde Schein der aufgehenden Sonne und über den Himmel segelten weiße Windwölkchen, die die frische Seebrise vor sich herjagte. Wie köstlich sie sich anfühlte nach dem langen Aufenthalt in der dumpfen, moskitobrütenden Atmosphäre in den finsteren Wäldern!

Wir hielten Kurs auf Fort Resolution an der Mündung des Sklavenflusses. Bald hatten wir das Land außer Sicht gelassen, und ringsum war nur noch Himmel und Wasser zu

sehen. Es war, als ob man irgendwo auf dem weiten Meere wäre und nicht auf einem weltverlassenen See inmitten der großen Waldwüste.

Inzwischen hatte sich die Brise gelegt, und eine regungslose Stille brtüete über der weiten Wasserfläche. Das kleine Schiff begann bedenklich zu rollen in einer hohen Dünung. In der Ferne wetterleuchtete es gewaltig. „Wir werden einen Sturm bekommen," sagte der Kapitän.

„Einen Sturm?" wiederholte ich, offenbar mit etwas geringschätziger Miene. Was man wohl hier unter einem Sturm verstand? Wo sollte er denn herkommen in dieser Wasserpfütze? „Lachen Sie nur!" sagte der Kapitän. „Ihnen werden die Augen noch aufgehen, ehe wir drüben sind!"

Wie zur Bekräftigung seiner Worte durchzuckte ein greller Blitz die immer düsterer werdende Atmosphäre, und in der Ferne ließ sich das dumpfe Grollen des Donners vernehmen. Mit unheimlicher Schnelligkeit kam das Wetter über uns; eine Orgie von Blitzen und Donner und ein prasselndes Regenwetter, wie man es sich im berüchtigten Mallpassat unter dem Äquator nicht schlimmer wünschen kann. Alle andern Geräusche waren erstickt unter dem Heulen des Windes und dem Rauschen des Regens. Das schlimmste kam aber erst, nachdem der Regen nachgelassen hatte. Eine See! Nicht hoch sich auftürmend zu imponierender Höhe wie auf dem weiten Meer, sondern kurz und abgerissen, an tausend Stellen zugleich aufspringend wie eine Meute boshafter, kleiner Kläffer. Zwei oder drei Sturzseen brachen immer zu gleicher Zeit über die Reling und schlugen polternd gegen die Bordwand, als ob sie diese in Stücke schlagen wollten.

Kaum eine halbe Stunde dauerte das Wetter, und schon wieder schien die Sonne stechend durch eine merkwürdig gelblich-fahle Atmosphäre. Dann kam eine neue Bö herangebraust mit neuem Regen, neuem Blitz und neuem Donner.

Und so ging es stunden- und stundenlang. Das wilde Heer der phantastischen Wolkenfetzen jagte über den Himmel, und die rasenden Böen peitschten das Wasser zu immer wilderer Erregung.

Ich bedauerte die Passagiere, die wir an Bord hatten. Auch für sie gab es kein trockenes Plätzchen, da das Wasser durch das undichte Verdeck überall eindrang. So blieb ihnen nichts anderes übrig, als ruhig an Deck zu bleiben und Nässe, Kälte und Seekrankheit über sich ergehen zu lassen. Der Minister kauerte mit aschfahlem Gesicht unter der Back und hatte gar nichts Autoritatives mehr an sich, und der Bischof strich den langen, weißen Bart, an dem das Wasser herunterrieselte.

Gegen Mitternacht hatte das Wetter sich endlich ausgetobt. Die Sterne funkelten freudig, als ob nichts geschehen wäre. Auch die See beruhigte sich unglaublich schnell, und als die Sonne aufging, spiegelte sie sich wieder in einer klaren Wasserfläche, in der nur noch in einer leichten Dünung die Erregung der Sturmnacht nachzitterte. Ich aber habe seither einen gewaltigen Respekt vor dem Großen Sklavensee.

Zwei Tage später gingen wir in der Mündung des Sklavenflusses bei Fort Resolution vor Anker. In diesem Flusse ging es dann weiter aufwärts bis nach Fort Smith, wo die bereits über 3000 Kilometer lange Wasserreise ein vorläufiges Ende hatte, denn von hier ab ist der Strom auf eine Strecke von 30 Meilen derartig mit Klippen und Stromschnellen durchsetzt, daß an eine Schiffahrt nicht zu denken ist. Die Güter müssen daher ausgeladen und über Land nach einem anderen Dampfer gebracht werden, der jenseits der Stromschnellen darauf wartet. Solche Umgehungswege von Stromschnellen oder anderen Hindernissen nennt der Kanadier „Portage". Sie sind die einzige Art von Kunststraßen im Nordwest-Territorium, wo sonst nur die Flüsse und Seen als Verkehrswege in Betracht kommen.

Die Ochsenwagen warteten auf dem Fort schon auf unsere Ankunft, aber da mir diese Art des Reisens zu langsam schien, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Doch bald fand ich heraus, daß es ein großer Unterschied ist, ob man auf einem deutschen Waldweg oder aber auf einem grundlosen Fahrweg des Nordwest-Territoriums eine Fußtour unternimmt. Der ganze Weg war ein Labyrinth von Sümpfen und Morästen und grundlosen Wassertümpeln und obendrein noch eine Hölle von Moskitos. Mehr tot als lebendig, entstellt von Moskitostichen und über und über mit Schlamm bedeckt, kam ich nach vierundzwanzig Stunden am anderen Ende an.

Dort lag auch wirklich schon der andere Dampfer, der »Graham«. Er war wohl noch einmal so groß wie der brave »Wrigley«, der uns von Fort Pherson heraufgebracht hatte.

Auch bei dem Kapitän dieses Dampfers legte Mr. Anderson ein Machtwort für mich ein, so daß er versprach, mich mitzunehmen bis nach Fort Mac Murray, wo die Schiffahrt auf dem Athabaska ein Ende hat. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als endlich die mächtigen Schaufelräder sich in Bewegung setzten und weithin das schlammige Wasser aufwühlten. Ja, nun waren die schlimmsten Klippen umschifft! Nun war kein Zweifel mehr möglich. Noch in diesem Sommer würde ich in Edmonton ankommen!

Wieder ging es tagelang weiter auf dem endlosen Strom, bis sich die weite Fläche des Athabaskasees vor uns auftat. Wieder wie beim Großen Sklavensee ein herrliches Bild von blauem Himmel und blauem Wasser, das sich gegen Norden in endlose Fernen ausbreitete. An der Einmündung des Sklavenflusses liefen wir das Fort Chippewayan an; bei weitem das schönste Fort, das ich bisher gesehen.

Dann ging die Reise weiter durch den Athabaskafluß, der von Süden hier in den gleichnamigen See mündet.

Die Mannschaft des »Graham« konnte übrigens keinen Vergleich aushalten mit der des »Wrigley«.

„Nehmen Sie sich in acht vor den Kerlen," hatte mir der Kapitän gesagt, „mit der Bande ist nicht gut Kirschen essen."

Und er hat recht gehabt. Es war eine faule, feige, verlogene, streitsüchtige Gesellschaft. Alle waren Indianer und Halbblutindianer, und sie waren gerade zivilisiert genug, um gehörig frech zu sein. Vor allem ein herkulischer Cree-Indianer, der eine Art Aufseherposten bekleidete, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um mir, dem einzigen Weißen der Mannschaft, seine Autorität deutlich zum Bewußtsein zu bringen. Das führte zu einer Prügelei, in deren Verlauf der Indianer über einen Holzstoß stolperte und sich dabei eine häßliche Wunde über dem Auge und obendrein noch den Spott der anderen zuzog. Von Stunde an ging er rachebrütend umher und sann auf Mittel und Wege, um den verhaßten Weißen möglichst schnell in die glücklichen Jagdgründe zu befördern. Er war auch nicht lange in Verlegenheit um einen Vorwand. Als ich mir einmal erlaubte, seinen Anordnungen zu widersprechen, erfaßte er schnell wie der Blitz eine auf dem Verdeck liegende Axt und schleuderte sie wie ein Tomahawk nach meinem Kopf. Mit genauer Not verfehlte das Wurfgeschoß sein Ziel und bohrte sich dafür tief in den linken Arm, wo es eine breite Wunde verursachte, die das Fleisch bis auf den Knochen bloßlegte. Wahrlich, am guten Willen zum Totschlag hat es ihm nicht gefehlt!

Doch er hatte das Böse gewollt und das Gute geschaffen. Diese böse Wunde ist für mich der Schlüssel zu allerlei Annehmlichkeiten geworden, von denen ich mir nie hätte träumen lassen. Nachdem ein Offizier der „Mounted Police", der sich etwas auf Chirurgie verstand, die Wunde zugenäht hatte, wurde ich in die beste Kajüte gebracht, wo ich seit Jahren zum erstenmal wieder in einem wirklichen Bett schlafen durfte, unter der

Obhut zweier Krankenschwestern, die mich mit Fleischbrühe und Jamaikarum versorgten und sich überhaupt bemühten, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

Und doch war nicht alles lautere Freude. Jetzt, wo ich nichts mehr zu tun hatte, blieb mir reichlich Zeit, um grübelnden Gedanken nachzuhängen. Was wollte ich nun eigentlich in Edmonton ohne einen Pfennig in der Tasche und mit dem verwundeten Arm, so daß ich nicht imstande war, meinen Lebensunterhalt zu verdienen? Das war ein böser Ausklang meiner bis jetzt so glücklich verlaufenen langen Reise!

Während ich noch über meinem Mißgeschick brütete, kam Mr. Kelly, der Sekretär des Schiffes, herein und setzte sich auf den Rand meines Bettes. „Well," sagte er ohne Umschweife, „was werden Sie nun in Edmonton anfangen? Geld haben Sie nicht, arbeiten können Sie vorderhand noch nicht, aber leben müssen Sie doch! Hier im Athabaskagebiet ist es ja weiter nicht schlimm; hier nehmen die Leute noch Interesse an ihren Mitmenschen, aber drunten in Edmonton, da heißt es immer erst bezahlen, und deshalb haben wir daran gedacht, Ihnen mit ein paar Dollars auszuhelfen."

Mit diesen Worten überreichte er mir einen sehr liebenswürdigen, von allen Passagieren unterzeichneten Brief und ein Bündel von Dollars, die ich mit erstaunten Augen abzählte: zehn — zwanzig — fünfzig — hundert Dollars! „Nehmen Sie's nur an!" sagte Mr. Kelly, den ich sprachlos anstarrte, „nur keine falsche Scham! Es kommt nicht alle Tage vor, daß wir hier einem Eismeerreisenden auf den Weg helfen müssen."

Während der nächsten Tage, die wir noch auf dem »Graham« zubrachten, lebte ich wie ein Gentleman. Ich, der ich noch eben erst Holz gespalten und Lasten getragen hatte wie jeder Jean, Jaques und Josephe unter den Indianern, lag nun den lieben, langen Tag auf dem Promenadendeck und spielte Schach mit dem Bischof, politisierte mit dem kanadischen

Minister und hielt einem vornehmen Publikum lange Vorträge über das Land der Mitternachtsonne.

Doch es ist das Los der schönen Tage, daß sie ein allzu schnelles Ende nehmen. Ehe man's gedacht, waren wir in Fort Mac Murray angelangt, wo Menschen und Waren in flache Lastkähne, sogenannte Scows, verladen wurden, da die vielen Stromschnellen von dort ab eine Weiterfahrt mit dem Dampfer unmöglich machten. Das Reisen mit solcher Scow flußaufwärts ist außerordentlich langweilig und beschwerlich. An jedem Boot wird eine lange Schleppleine befestigt, an der je etwa ein Dutzend Indianer angespannt sind, die es vorwärts schleppen, wie wir das bei den Hunden in Roxys Boot gesehen haben, nur noch unter größeren Schwierigkeiten, weil die Ufer viel höher und steiler sind und die Vegetation viel üppiger ist. Oftmals ist die Strömung so stark, daß immer mit der ganzen Mannschaft ein Boot nach dem andern über die reißende Stelle geschafft werden muß. Das sind jedesmal gefährliche, atemberaubende Momente, weil man nie wissen kann, ob die Leine dem ungeheuren Druck nachgeben und dann das Boot mitsamt dem Steuermann an den Klippen zerschellen würde.

Nicht zum wenigsten für die Passagiere war diese Art des Reisens äußerst aufreibend. Fast alle waren Angestellte der Mission oder der Compagnie, denen nach langjährigem Aufenthalt in der Wildnis ein Urlaub von wenigen Monaten gewährt war, und denen deshalb die Zeit doppelt kostbar war. Zu den Passagieren, die schon von dem Mackenzie gekommen waren, hatten sich noch andere aus dem Athabaskagebiet gesellt, darunter Frauen und Kinder, so daß das ganze einem Familienausflug glich. Wir machten immer nur kurze Tagesreisen. Vor Sonnenuntergang wurde schon Rast gemacht und das Lager für die Nacht hergerichtet. Etwas abseits vom Wasser, in einer Lichtung des herrlichen Waldes, wurden die Zelte er-

richtet und ein mächtiges Lagerfeuer angezündet, um die wilden Tiere fernzuhalten.

Drei Wochen lang zogen wir in diesem beschaulichen Tempo durch die Wildnis. Mit dem Fortschreiten in südlicher Richtung belebte sich die Gegend. Wir passierten zahlreiche Kanoes aus Birkenrinde; einzelne Wigwams, und sogar hier und da primitive Blockhäuser unternehmender weißer Ansiedler tauchten auf. Einmal begegnete uns ein von Süden kommender Kahn, in dem sich ein Graf Hammerstein befand, der sich nach Fort Mac Murray begab, wo er eine Konzession von Petroleumfeldern besaß.

Endlich kam „Athabaska-Landung", der Endpunkt unserer langen, langen Reise in Sicht. Hier wurden die Kähne ausgeladen; die Reisegesellschaft löste sich auf, und jeder suchte so schnell wie möglich eine Reisegelegenheit über Land nach Edmonton zu finden. —

Da stand ich nun einmal wieder ganz verlassen und überlegte mir, was ich zunächst beginnen wollte. Athabaska-Landung war damals schon, für wildwestliche Begriffe, ein kleines Städtchen aus Wellblech und Brettern. Es gab auch Kaufläden und mehrere Gasthäuser dort, aber, obwohl ich es sehr nötig hatte, mir allerlei nützliche Dinge zu kaufen, blieb ich doch eine ganze Weile unschlüssig stehen mit meinen hundert Dollars. Ich war so verstört durch den plötzlichen Szenenwechsel und durch die lange Entwöhnung so unbeholfen im Verkehr mit Geschäftsleuten geworden. Vor einem Gasthaus stand ich lange in tiefem Nachdenken. Konnte man sich wirklich so ohne weiteres an diese weißgedeckten Tische setzen?

Der Wirt, der vor der Tür stand, kam mir endlich zu Hilfe.

„Komm herein", sagte er freundlich und brachte mir ein Glas Bier. „Hast Du Geld, Johnny?" fuhr er fort in richtigem Pidgin-Englisch, denn nach meinem braungebrannten

Gesicht und meiner wildwestlichen Kleidung hielt er mich für einen Halbblutindianer.

„Ja, Herr," antwortete ich, „ich habe Geld."

„Allright," sagte er befriedigt, „wenn Du Geld hast, dann ist's gut; hast Du aber kein's, so kannst Du hier nichts bekommen."

So saß ich denn nach undenklich langer Zeit einmal wieder bei einer zivilisierten Mahlzeit, der ich auch alle Ehre angetan habe.

Ein alter Farmer, der mit mir am Tische saß und meinen Appetit mit steigendem Interesse bewunderte, fragte mich, wie Farmer das zu tun pflegen, ganz ausführlich nach dem Woher und Wohin.

„Also, nach Edmonton wollen Sie?" fragte er, als seine Neugierde einigermaßen befriedigt war, „da können Sie gleich morgen mit meinem Wagen fahren. Ich verlange nur fünf Dollars für die Reise. In drei Tagen sind wir dort!"

Im Wilden Westen.

Ankunft in Edmonton. — Die ungastlichen Gastwirte. — Der »Grüne Shamrock«. — Das Paradies der Dollarjäger. — Im Schnellzug. — Nachtlager auf den Denkmalstufen. — Kriegsrat im Dschungel. — Der überlistete Expreßzug. — Auf der »Blindbagage«. — Abenteuerliche Fahrt. — Das kanadische Indien. — Die verlockenden 30 Silberlinge. — Wieder am Meer. — Neue Reisegelüste. — Ankunft bei »Onkel Sam«. — Die neueste Sensation. — Die freigebigen Reporter. — Nach Kalifornien.

So sind wir endlich wieder angelangt am Anfang der zivilisierten Welt, und damit von Rechts wegen auch am Ende dieser Erzählung. In langen Kapiteln habe ich den geduldigen Leser über ein großes Stück dieser Erde geführt. Wir sind durch lange Wochen über die blauen Fluten des endlosen Stillen

Ozeans gerollt. Hinter der heulenden Hundemeute vor Roxys Schlitten sind wir miteinander über die Schneefelder des Landes der Mitternachtssonne gewandert, wir haben gar manche Nacht am Lagerfeuer gesessen, am Rande der stillen Seen, in denen sich die gewaltigen Riesen der unendlichen Waldwüste des fernen Nordwest-Territoriums spiegeln. Nach so vielen Erlebnissen inmitten der großen und freien Natur will es mir fast wie eine Versündigung erscheinen, wenn ich noch ein wenig von dem erzähle, was ich im weiteren Verlauf der Reise inmitten eines Landes der Autos und Straßenbahnen erlebt habe. Indes, die Versuchung ist groß. Die geschwätzige Feder läuft von selber fort, und ich fürchte, ich werde sie nicht zum Stillstand bringen, bis wir wieder drunten im guten, alten Frisko, in Thomas Murrays Kneipe, das bessere Ende an den bösen Anfang dieser Geschichte knüpfen können.

Wir hatten die Gefahren der Wildnis überwunden. Hinter uns lagen die wüsten Wälder und um uns breiteten sich viele Felder von reifem Korn, das sich leise wiegte im Winde der weiten Prärie. Gegen Mittag rumpelte unser Wagen durch die breiten, staubigen Straßen der Vorstadt Edmontons. Wir fuhren in einen Farmhof, wo der Fuhrmann seine Pferde ausschirrte.

„Da wären wir!" sagte er. „Wenn Sie geradeaus weitergehen, kommen Sie nach der Hauptstraße. Es gibt dort ein gutes Gasthaus: ‚the green shamrock." Dort sind Sie gut aufgehoben. Ich kenne die ‚missis' noch von Old Ireland her. Sie ist ein tüchtiges, altes Mädchen und kocht ‚irish stew' wie ein Engel." Ich versprach, zu tun, wie mir geheißen und machte mich auf den Weg nach der Stadt.

Mein erster Gang war nach dem Bahnhof. Ihn mußte ich zuerst sehen! Wohl eine Stunde lang stand ich auf der Brücke, die über die Bahn hinwegführte, und schaute hinunter auf das stählerne Meer der blanken Schienen und auf die langen

düsteren Wagenreihen, die darauf umherstanden, und hörte auf das Rumpeln der rollenden Räder und das Klirren der Ketten der aufeinanderstoßenden Wagen und auf das grelle Pfeifen der Lokomotive, das in meinen Ohren klang wie die süßeste Musik.

So erfüllt war ich von diesen Bildern, daß ich darüber ganz vergaß, mich nach einem Unterkommen für die Nacht umzusehen; eine Unterlassung, die ich nachher sehr bereute, denn als ich mich endlich dazu aufraffte, war es bereits zu spät. Zwei Stunden lang rannte ich nach den Schildern „rooms to let" oder „board and lodging", aber immer mit dem gleichen Mißerfolg. Schon wurde es dunkel. Vor dem Bahnhof zwischen den Schienen blitzten die roten und grünen Weichenlichter auf. In der Hauptstraße brannten die elektrischen Bogenlampen. Die Heilsarmee kam mit fliegenden Fahnen und großem Halleluja herangemarschiert. Eine Gesellschaft von Mormonen in langen Bratenröcken predigte zu den „Heiden". Irgendein Weltverbesserer stand an der Straßenecke auf einer Seifenkiste, und unter dem Scheine einer qualmenden Pechfackel, die lebhaft an die „Cressets" des »Bowhead« erinnerte, verkündete er dem umherstehenden Publikum seine neue Lehre. — Wie närrisch diese Menschen waren! Wie kalt und herzlos! War es nicht empörend, wie gleichgültig, beinahe feindselig, sie aneinander vorübergingen! Wie mißtrauisch diese Wirtsleute mich begafften, mich, den armen Teufel mit den verstaubten Kleidern, dem verbrannten Gesicht und dem Arm in der Binde! Diese unerhörte Interesselosigkeit! Da war es dort oben in der Wildnis doch anders gewesen! Da war meine Ankunft an jedem neuen Platz ein kleines Ereignis gewesen. Dort nahmen die Leute noch Anteil an dem Schicksal ihrer Mitmenschen. Aber hier — das wußte ich nun plötzlich — hier bist du nur ein Rädchen an der großen Maschine, ein Staubkorn in der weiten Wüste, ein Tropfen nur in dem endlosen Meer!

Unsagbar niedergeschlagen, mit heißem, fieberndem Kopf und mit Gliedern, die sich wie Bleigewichte anfühlten, schleppte ich mich durch die Straßen, bis ich auf einmal im matten Schein einer Straßenlaterne eine Inschrift las, die mir bekannt vorkam. Ja, richtig, es war der »Grüne Shamrock«, von dem mir der Fuhrmann so viel Gutes erzählt hatte — anscheinend ein Gasthaus letzter Güte. In seinem Äußeren hatte es viel Ähnlichkeit mit dem »Blauen Anker« unseligen Angedenkens. Hier wie dort derselbe Zustand der Verwahrlosung. Vor dem Hause stand, an den Laternenpfahl gebunden, das gesattelte Pferd eines verspäteten Zechers. Es schien schon lange dort zu stehen, denn es hatte bereits ein großes Loch gescharrt in den tiefen Sand der Straße. Als ich nach einigem Zögern zur Tür hereintreten wollte, kam gerade ein Mann heraus, der gewaltig schwankte und schließlich mit mir zusammenrannte.

„He, Fremder!" fuhr er mich an, „andere Leute wollen auch noch auf der Straße gehen! — oder suchst du gar Händel? Das kannst du haben! I am a fighting man! Mein Name ist Patty Ryan von County Cork — irländisch bis auf die Knochen! Hast du etwas dagegen! Nein? Ich wollte dir es auch nicht geraten haben! Ich suche gerade jemand, dem ich das Genick brechen will!"

Und dabei schüttelte er voll grimmer Gebärde die große Faust vor meinem Gesicht. So gut es ging, beruhigte ich den streitsüchtigen Sohn der grünen Insel und verschwand in der Tür.

Auch drinnen im Lokal sah es nicht gerade vielversprechend aus. Man war beim Nachtessen. An den langen, wachstuchüberzogenen Tischen reihten sich, Kopf an Kopf, die wettergebräunten Gesichter unter den breitkrämpigen Cowboyhüten. Es war ein großes Geklapper von Messern und Gabeln. Ein Kellner in ehemals weißer Jacke rannte geschäftig hin und her. Alle Augenblicke hielt er in seinem

eilenden Lauf inne, und von der Mitte des Saales brüllte er mit dröhnender Stimme eine Bestellung nach der Küche.

„Ja, Sie können hier übernachten," sagte die wohlbeleibte Dame, die hinter der Bar ihres Amtes waltete, „aber erst will ich den Dollar sehen!"

Ich tat sogar noch ein Übriges und bezahlte gleich sechs Dollars voraus für die ganze Woche, denn so lange wollte ich hier in Edmonton bleiben und mich von den Anstrengungen der Reise erholen. Das hatte ich mir längst vorgenommen. Überhaupt was hatte ich mir nicht alles versprochen von diesen ersten Tagen in Edmonton! Wie wollte ich mich da schadlos halten für alles, was ich in den letzten Jahren entbehrt hatte! Wenn ich droben an den Ufern des Mackenzie nichts zu essen hatte, dann tröstete ich mich mit den Braten, die ich in Edmonton verspeisen würde, und wenn ich in der Nacht keinen Platz hatte, wo ich mein Haupt hinlegen konnte, da pflegte ich mir zu sagen: in Edmonton kannst du schlafen.

Und nun war ich angelangt in diesem Mekka aller meiner Träume, und obendrein noch mit einer Anzahl Dollars, die mir diesen Luxus in greifbare Nähe rückten, und dennoch fühlte ich mich so unglücklich wie noch nie. Am Tage irrte ich plan- und ziellos durch die Straßen, und in der Nacht verscheuchte ein heißes Fieber den Schlaf. Richtig krank war ich.

Es war eine sehr unzeitgemäße Krankheit, die mir so plötzlich alles Interesse an meiner Umgebung geraubt hatte, denn in Edmonton gab es damals gerade allerlei Eigenartiges zu sehen. Die Stadt stand schon seit Wochen im Zeichen eines „boom", eines jener hysterischen Gemütszustände, die von Zeit zu Zeit die amerikanischen Städte, namentlich im fernen Westen, mit der Gewalt eines Naturereignisses heimzusuchen pflegen. Eine Periode, in der das Wort „Dollar" noch größer geschrieben wird wie gewöhnlich, in der selbst die armen Leute von Millionen träumen, in der keiner mehr von

dem Ertrag seiner ehrsamen Arbeit leben, sondern über Nacht ein gemachter Mann werden möchte.

Gewaltig war die Stadt aufgeblüht in den letzten Jahren. Noch vor kurzem, ehe die kanadische Regierung das umliegende Land — die heutige Provinz Alberta — dem Zustrom der Einwanderer eröffnet hatte, war hier nur ein weltverlassenes Fort der Hudsons Bay Compagnie, nicht anders wie irgendeines der Forts, die wir im Stromgebiet des Mackenzie kennengelernt haben, und jetzt stand an dessen Stelle eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern. Schon streckten zwei Bahnlinien von Süden und Osten ihre stählernen Arme aus, bis zu diesem fernsten Punkte, und eine dritte — die große Grand Trunk Pacific — war bereits in nächste Nähe vorgerückt.

Da ließ sich wohl noch eine weitere, großartige Entwicklung erwarten, und der grenzenlose Optimismus, der alle Bewohner des fernen Westens beherrscht, sah in diesem Prärie-städtchen bereits ein künftiges Winnipeg, ja sogar ein Chikago! Und sie ließen nicht lange auf sich warten, die gierigen Dollarjäger! Jeder Zug brachte neue Scharen; ein buntes Gemisch aus aller Herren Ländern. Große, schlanke, sonnverbrannte Yankees, die ihre schönen Farmen in Minnesota und Dakota zu Spottpreisen verkauft hatten, um in dem neuen Lande ihr Glück zu machen, Engländer, richtige Londoner Taugenichtse, denen noch der Hunger von Whitechapel aus den bleichen Gesichtern schaute, und daneben Türken, Griechen, Polacken, Deutsch-Russen usw. Sie alle spekulierten, je nach Vermögen, in Land. Selbst die ärmsten Arbeiter legten ihre sauer verdienten Groschen in Hausplätzen an, die ihnen die zungenfertigen Agenten der schwindelhaften Abzahlungsgeschäfte aufschwatzten. Wer aber vernünftig war, der belegte eine „Heimstätte" von 160 Acker bestem Farmland, das die Regierung einem jeden unentgeltlich zur Verfügung stellte. Drei Jahre mußte allerdings der Besitzer auf seinem Lande aushalten,

ehe es endgültig in sein Eigentum überging; andernfalls fiel es wieder an den Staat zurück. — Eine harte Bestimmung, die schon manchen um seine Heimstätte gebracht hat.

Geradezu phantastisch — nach europäischen Begriffen — sind die Löhne, die den Arbeitern dort zur Erntezeit bezahlt werden. Fünf Dollars und mehr täglich bei freier Station. Aber diese fünf Dollars müssen auch verdient sein, in schwerer Arbeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und die Sonne geht dort schon um zwei Uhr des Morgens auf.

Doch zurück zu meinen eigenen Erlebnissen! — Gepeinigt von Fieber und Unruhe, war mir schon nach drei Tagen das Leben in Edmonton derart zur Qual geworden, daß ich die im Reiseplan vorgesehene Ruhewoche mitsamt dem vorausbezahlten Kostgeld im »Grünen Shamrock« im Stich ließ und mich wieder auf die Reise machte: Nach Süden! Vorerst wollte ich die Stadt Calgary erreichen, wo die Edmontonlinie von der Hauptlinie der kanadischen Pazifikbahn abzweigt.

So saß ich denn nach langer Zeit zum ersten Male wieder in dem ledernen Polstersessel eines Pullmanwagens. Ich kam mir ganz sonderbar vor: Wie das alles vorüberhuschte! Der graugrüne Buschwald, die weite Prärie, das wogende Meer der reifen Roggenfelder. Und längs der Bahnlinie die breite, staubige, endlos lange Landstraße, umsäumt von ebenso endlosen Stacheldrahtzäunen. — Ich mußte an Roxys Schlitten denken, hinter dem wir so langsam und bedächtig durch die Wildnis gewandert waren.

Nicht satt sehen konnte ich mich an diesen ungewohnten Bildern, bis schließlich die Nacht herbeikam und mit ihr die gräßlichen Fieberschauer, die mir in den letzten Tagen so sehr zugesetzt hatten. Das ungewohnte Rütteln und Schütteln des Zuges tat noch ein übriges, um meinen Kopf in einen wüsten Zustand zu versetzen. Immer bösartiger wurde das Fieber. Heftig preßte das Blut nach dem heißen, trockenen

Kopf. Wütend hämmerte es gegen die Schläfen und zermarterte das Gehirn mit tausend zerrissenen Bildern, die ich längst vergessen glaubte.

„There goes flukes!“ hörte ich den Steuermann aussingen.

„Klar von der Jolle! Seid ihr des Teufels, Kerle?“

„Stern all! Stern all!“

„Christe madonna!“

Dann sah ich mich auf dem Eisfeld hinter dem Hundeschlitten; dann wieder in Roxys Zelt bei der kargen Mahlzeit von Moschusratten und Rentiersehnen; dann auf dem kleinen Dampfer inmitten der wüsten Sturmnacht auf dem Großen Sklavensee. — Das alles schoß mir blitzartig zu gleicher Zeit durch den Kopf. Alle die bösen Dinge, die ich erlebt hatte, wollten sich wieder in Erinnerung bringen, und alle die sonderbaren Menschen, die ich gesehen, gaben schnell noch einmal ihre Visitenkarte ab, während der flinke Expreßzug schneller und schneller den südlichen Zonen entgegen schnaubte.

„Calgary! Calgary!“ Eine rauhe Stimme brüllte mir diese Worte ins Ohr, und die kräftige Faust des Schaffners schüttelte mich gewaltig. „Sind Sie taub, Mann?“

Mechanisch tappte ich hinaus ins Freie, wo mich der kalte Wind überfiel wie ein wildes Tier. Das trug auch nicht zur Besserung meines Zustandes bei. Der ganze Bahnhof begann sich vor meinen Augen im Kreise zu drehen, der Boden wurde unsicher unter den Füßen, und nur mit Mühe konnte ich mich an einem Pfeiler festhalten.

„Was wollen Sie hier?“ fuhr mich die rauhe Stimme eines martialischen Schutzmannes an.

„Ich — ich bin krank,“ brachte ich mühsam hervor.

„Ja, ja, das kennt man schon!“ sagte der Schutzmann und schob mich nicht eben sanft auf die Straße.

Mit dem besten Willen kann ich nicht sagen, was weiter in jener Nacht mit mir geschehen ist. Jedenfalls bin ich viel und lange umhergeirrt, denn als ich wieder zur Besinnung kam, war es heller Tag. Die Morgensonne lachte am Himmel und spiegelte sich in den dicken Tautropfen, die von den Grashalmen und Blumenkelchen der städtischen Anlagen herunterhingen. Hinter grünen Büschen, in denen muntere Vögel sangen, schaute ein stattliches Denkmal hervor. Wenn ich mich recht erinnere, war es Königin Viktoria, die von dem hohen Marmorsockel auf diesen geringsten der Gäste im Reiche ihrer Untertanen herabschaute. Mein erster Griff war nach dem Gelde. Es war glücklicherweise noch da! Man vermutet keine Schätze bei Leuten, die auf Denkmalsstufen schlafen. Im übrigen war das Fieber und das häßliche Kopfweh verschwunden, und ich fühlte mich wieder so wohl, wie nur je in Roxys Iglu, wenn die Wahini die Mukpowders buk. Im stillen beglückwünschte ich mich zu dem guten Ausgang des Abenteuers als — ja, war denn dieses Calgary verhext? — schon wieder ein Schutzmann des Weges kam. Und kein Zweifel: es war mein Freund von gestern abend.

„Wo kommen Sie her?" fragte er mit der nötigen bürokratischen Schroffheit.

„Von der Herschelinsel," antwortete ich, ohne mir etwas dabei zu denken.

„Hm," murmelte er vor sich hin und blätterte gewichtig in seinem Notizbuch, „wo liegt denn dieser Platz?"

„Im nördlichen Eismeer."

„Wo? Mensch, sind Sie verrückt?"

„Von Montreal komme ich — nur von Montreal!" sagte ich mit demütiger Miene.

„Dachte mir's schon," antwortete der Schutzmann, „Sie sehen aus wie ein Greenhorn. — Und wo wollen Sie jetzt hin?"

„Nach Kalifornien, nach Frisko."

„Noch heute?"

„Wenn ich Geld genug hätte!"

„Ach was Geld!" sagte dieser Hüter der Ordnung mit einer Handbewegung voll souveräner Verachtung, „wenn man keins hat, so reist man eben ohne. Für was sind denn die Frachtzüge da? Ihr Kerls habt keine Kuraſche! Wie ich noch »hobo«* war, da haben wir's besser gemacht. Taugen nichts, diese »hobos« von heutzutage."

Mürrisch machte er sich davon, und noch von weitem hörte man ihn brummen wie einen der schwarzen Bären vom Mackenzie.

Nun ist ein Schutzmann im freien Amerika stets eine gar gewichtige Persönlichkeit, und ich fand es deshalb geraten, „to move on", wie der amtliche Fachausdruck lautet.

Eine Weile wanderte ich ziellos durch die breiten, staubigen Straßen der Stadt, bis ein schreiendes Wirtshausschild an einem schmutzigen Hause meine Aufmerksamkeit erregte.

Ah Sing. Chinese restaurant
meals 25 cents.

Das sah gar verlockend aus. Hier kehrte ich ein und ließ mir von dem bezopften Sohn des Himmels chinesischen Tee und beste chinesische Nudeln vorsetzen. Es geht nichts über echten chinesischen Tee, um den gesunkenen Lebensgeistern wieder auf die Beine zu helfen. Nun fühlte ich mich mit einemmal wieder als zivilisierter Mensch, und aufgelegt zu jedem Abenteuer in jeglicher Gestalt. Warum sollte ich bis morgen aufschieben, was ich heute tun konnte? Sogleich machte ich mich auf den Weg nach dem Bahnhof, um einen westwärts fahrenden Frachtzug zu erwischen.

* „hobo" = eine Abart des amerikanischen Tramps. Zumeist Wanderarbeiter, die, vorwiegend in Güterzügen, als blinde Passagiere von Ort zu Ort reisen.

Es war noch früh am Tage, als ich dort ankam, und ein langer Güterzug mit vielen leeren „Boxcars" stand zur Abfahrt bereit. Alles schien nach Wunsch zu gehen, aber als der entscheidende Augenblick kam, da bekam ich es mit der Angst zu tun und verschob das Abenteuer auf später, wenn das freche Tageslicht von der liebenswürdigeren Dunkelheit abgelöst sein würde. Mit wehmütigen Gefühlen schaute ich dem davonrollenden Zuge nach.

„Mensch," sagte ich mir mit vorwurfsvoller Miene, „bist du ein Hasenfuß geworden dort oben im Eismeer! Vor drei Jahren hast du es mit jedem Expreßzug aufgenommen und nun läßt du dich von einem armseligen Güterzug ins Bockshorn jagen."

Es war gut für meinen Seelenfrieden, daß ich noch einige andere blinde Passagiere traf, die gerade erst aus dem betreffenden Zug hinausgeworfen worden waren. In der „Dschunkel", dem bei keinem Bahnhof des wilden Westens fehlenden Lagerplatz der Eisenbahnmarder, hockten sie dichtgedrängt um ein halbverloschenes Feuer, denn der Wind war kalt und rauh, und in der Ferne heulten die Schakale.

Eine buntgewürfelte Gesellschaft hatte sich da zusammengefunden. Von allen Himmelsrichtungen waren sie zusammengeschneit: von Winnepeg, von Neu York, von New Orleans, von „Schei" und von St. Louis, aber alle hatten nur ein einziges Ziel: Frisko. Es war die Zeit des großen Erdbebenrummels. San Franzisko war zerstört, und nun war ganz Amerika erfüllt von märchenhaften Geschichten, die von den hohen Löhnen erzählten, die man dort beim Wiederaufbau der Stadt verdienen konnte. Sie fanden willige Ohren, und Tausende machten sich auf den Weg nach dem gelobten Lande, denn was ein richtiger Yankee ist, der läßt sich auch durch ein Erdbeben nicht abhalten, wenn es irgendwo Dollars zu „machen" gibt.

Auch mein Ziel war das gute alte Frisko, und auch ich

hoffte auf eine schnelle Reise. Vorderhand schien es jedoch, als ob hier der Wunsch der Vater des Gedankens bleiben würde, denn noch lagen Tausende von Meilen und obendrein die gewaltigen Schneeberge der Kordilleren zwischen uns und dem Ziele unserer Sehnsucht. Mit den gewöhnlichen Frachtzügen würde die Reise jedenfalls ein mühsames und zeitraubendes Unternehmen sein, und mit den Expreßzügen — nein, da ließe sich hierzulande nichts machen! In den „Staaten", da sei das etwas ganz anderes, aber hier in Kanada!? So ein kanadischer Zugführer sei ein Unmensch und gar die Maschinisten und Heizer auf den Lokomotiven leibhaftige Teufel, die nichts lieber täten, als einen armen »hobo« unter die Räder eines davonrollenden Zuges zu schleudern.

Das war die allgemeine Ansicht dieser Fachmänner. Aber wer weiß? Am Ende waren sie auch nicht allwissend. Nun erst recht wollte ich mein Glück mit dem ersten fälligen Expreßzug versuchen. —

„Due here at eighteentwenty," hatte mich der Stationsbeamte mit offizieller Grobheit angefahren, als ich mich nach der Abfahrt des Zuges erkundigte. Also um sechs Uhr zwanzig! Etwas früh vor Dunkelwerden, aber mit der üblichen Verspätung. —

Längst war die Abfahrtszeit vorüber, die Nacht war hereingebrochen mit eisigem Hauch, der die Glieder bis aufs Mark erstarrte; überall blitzten die roten und grünen Weichenlaternen wie die Irrlichter auf einem Sumpfe, und die blanken Schienen glänzten in dem weißen Licht der Bogenlampen.

Endlich — mir war, als ob ich eine halbe Nacht darauf gewartet hätte — brauste das eiserne Ungetüm heran und kam mit krachendem Getöse vor dem Stationsgebäude zum Stillstand. Ungeduldig wartete ich in meinem Versteck auf den Augenblick der Abfahrt — lange, bange Minuten. Der grelle Lichtkegel des Scheinwerfers an der Lokomotive warf ein

geisterhaftes, übernatürliches Licht auf die Schienen. Auf dem Eisenkoloß der Maschine huschten die rußigen Heizer wie die leibhaftigen Teufel umher.

Ah, ihr, die ihr immer fein säuberlich eure Fahrkarten am Schalter erworben habt, ihr wißt nicht, was es heißt, am Abhang eines Bahndammes auf der Lauer zu liegen, um ein fauchendes, schnaubendes, zitterndes Ungetüm aus Eisen und Stahl zu überrumpeln!

Schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung. Mit einem Satz war ich auf dem Bahndamm und rannte neben der Lokomotive her, mitten durch den zischenden Wasserdampf, der dick wie ein Walfischspaut dem Auspuffrohr entfuhr. Mit einem schnellen Griff erfaßte ich das Geländer des hinter der Lokomotive angekoppelten Packwagens, worauf ich durch die Bewegung des vorwärtseilenden Zuges ganz von selbst auf die Plattform — der sog. »blind-baggage« — gehoben wurde.

Einen Augenblick wartete ich in atemloser Spannung, denn mir war, als ob das Gefühl der verletzten Autorität schon allein genügen müßte, um die Räder auf den Schienen festzubannen. Doch es geschah nichts dergleichen. Keine Unterbrechung in der gleichmäßigen, klappernden, puffenden Melodie, die in immer schnelleres Tempo überging. Bald sausten wir mit 60—70 Kilometer Geschwindigkeit durch die Prärie. Ein schneidender Westwind, der durch die Bewegung des Zuges bis zum Sturm aufgepeitscht war, wirbelte Wolken von Rauch und Asche und kleinen Kohlenstückchen gleich Schneeflocken und Hagelkörnern durch die Luft. Blitzschnell, wie leibhaftige Gespenster, tauchten zu beiden Seiten die Telegraphenstangen auf, um ebenso schnell wieder im Dunkel der Nacht zu verschwinden. Und zu all diesem nächtlichen Spuk sang die Lokomotive ohne Unterlaß ihr schauriges Lied: „Hu—u—u—u—u—Hu! Hu!"

Solange der Zug in Bewegung war, brauchte ich mich um meine Sicherheit nicht zu sorgen, denn man ist wohl und

geborgen auf der »Blindbaggage« und sicher vor neugierigen Blicken. Erst beim Herannahen einer Station wurde die Sache ungemütlich. Dann hieß es, entweder beizeiten abspringen, oder sich auf dem Dach zu verkriechen. Beides trug nicht zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei. Meist waren es nur sehr hinterwäldliche Haltestellen, an denen der Zug kaum richtig zum Stillstand kam. Nur einen Augenblick setzte das rumpelnde Getöse aus. Irgendwo draußen in der Prärie leuchteten ein paar anheimelnde Lichter. Ein übernächtiger Hahn ließ sein heiseres Krähen vernehmen. Eilige Schritte liefen über den Kiesboden des Bahndammes. Ein kurzes Kommando, ein Pfiff, und weiter ging die Reise.

Bald ging zu meinem nicht geringen Ärger der Mond auf und übergoß alles ringsum mit einem weichen, fließenden, ganz programmwidrig hellen Licht. Wir hatten schon die Vorberge des kanadischen Felsengebirges erreicht. Dunkle, schattenhafte Höhenzüge zogen sich zu beiden Seiten hin. Wie sie so dastanden mit ihren schwarzen, langgezogenen Rücken inmitten der weißen Mondlandschaft, sahen sie aus wie richtige Walfische.

Es dauerte nicht lange, ehe die hohen Schneeberge des Felsengebirges auftauchten, die sich wie riesige Kulissen vom nächtlichen Himmel abhoben. Immer unregelmäßiger wurde der Atem der Maschine. Die flachen Höhenzüge wurden zu finsteren Felsenwänden, an denen der Schienenstrang nur mühsam in langen Schlangenwindungen seinen Weg finden konnte, und wo die Stationsgebäude in schwindelnder Höhe wie richtige Schwalbennester klebten. Die weißen Berggipfel, die noch vorhin aus der Ferne herübergewinkt hatten, schienen auf einmal über dem Kopfe zu hängen, und der kalte Hauch, der von ihren vereisten Kanten herunterwehte, ließ keinen Zweifel darüber, daß wir uns mitten im Herzen des Felsengebirges befanden.

„Banff," hörte ich an einer Station ausrufen. Der Name kam mir bekannt vor. Hier in der Nähe liegt der kanadische Nationalpark, der selbst den berühmten Yellowstone-Park an Schönheit übertreffen soll. Eine Cooks-Reisegesellschaft stieg hier ein, und weiter ging es in atemloser Hast.

Gegen Morgen wurde der Wind immer kälter, und ein feiner, scharfer Treibschnee fegte über den Zug hinweg. Das war nicht sehr angenehm. Aber noch unerträglicher war die Fahrt durch die vielen Tunnels und die endlos langen Schneedächer. Was man dort an erstickendem Rauch, Ruß, Qualm und Dämpfen erleben mußte, das war mehr an Unerträglichkeit, als man billigerweise auch einem blinden Passagier zumuten darf. Aber noch unheimlicher war das Rasseln und Fauchen, das Donnern und Schnauben des Zuges, das in dieser Hölle tausendfach widerhallte. Nur zuweilen, wenn das Gelände weniger abschüssig war, ging es über freiere Strecken, wo man eine gute Aussicht auf die in dem bleichen Mondlicht ins Phantastische verzerrte Gebirgslandschaft hatte.

Ziemlich häufig, öfter als mir lieb war, mußte der Zug an den einsamen Wassertanks halten, um die Kessel neu zu speisen. Dann mußte ich regungslos auf dem vereisten Dache liegen und die Abfahrt abwarten. Und das war schlimmer als das Rasen durch die Tunnels.

Einmal, als ich nach einem besonders langen und kalten Aufenthalt auf dem Dache wieder nach der Plattform heruntersteigen wollte, war diese zu meinem nicht geringen Schrecken schon von einem anderen besetzt. Der mochte ebenfalls kein gutes Gewissen haben, denn sobald er meinen Kopf auftauchen sah, machte er Miene zum Abspringen. Das Spiel wiederholte sich mehrmals, bis dem anderen die Sache zu bunt wurde.

„He, du da oben," sagte er, indem er den Kopf über das Dach steckte, „brauchst dich nicht zu verstecken, komm' nur hübsch herunter, ich bin nämlich auch von der Zunft!"

Und so reisten wir den Rest der Nacht zusammen. Er war ein Pennsylvania-Deutscher und reiste natürlich nach Frisko.

Bereits begannen sich die ersten Schimmer des hereinbrechenden Tages mit dem Mondlicht zu vermischen, als wir an einer großen Station namens Golden ankamen. Hier mußten wir die Reise unterbrechen, denn es geht natürlich nicht an, bei hellichtem Tage auf der »Blindbaggage« zu fahren.

Schon kam die Sonne hinter den Bergspitzen hervor, und im Lichte des frühen Tages offenbarten sich die Schönheiten der Gebirgslandschaft, die man bisher nur ahnen konnte. Ringsum türmten sich steile Berge, deren weiße Kuppen in tausend Farben sprühten, wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen. Wo aber das helle Tageslicht noch nicht hingekommen war, da standen sie finster drohend wie versteinerte Riesen und schauten mürrisch hinab in einen großen See, an dessen Ufer geschäftige Sägemühlen klapperten.

Hier gefiel es mir gut. Hier wollte ich eine Weile bleiben und ein paar Dollars Reisegeld verdienen. Mein Reisegenosse war der gleichen Ansicht, und so machten wir uns auf den Weg nach den Sägemühlen. Es dauerte jedoch nicht lange, ehe unsere Begeisterung für dieses Paradies bedeutend herabgestimmt war. Ja, waren wir hier eigentlich im Himalaya? Überall, auf den Straßen, in den Sägemühlen, auf den Flößen im See, tauchten orientalische Gestalten auf. Inder, richtige, waschechte Hindus, in schmutzigem Leinenkittel, dunklem, bärtigem Gesicht, gekrönt von einem Turban von unmöglicher Größe. Nur einem einzigen Weißen begegneten wir, und der war ein Yankee, dem man soeben seine Stellung gekündigt hatte, weil er einem Chinesen Platz machen mußte. Unter diesen Umständen schien es am geratensten, dem ungastlichen Land schnell wieder den Rücken zu kehren.

Als wir wieder auf der Station ankamen, stand eben ein

Güterzug zur Abfahrt nach Westen bereit. Die Wagen waren mit roten Schildern versehen; also ein durchgehender Eilfrachtzug! Das Ideal eines schwarzfahrenden Hobos. Dennoch bot er keine gute Fahrgelegenheit. Alle Wagen waren verschlossen und versiegelt bis auf einen mit Zementröhren gefüllten Flachwagen, auf dem eine Anzahl Indianer hockten, die auf Regierungskosten nach einem anderen Reservatorium gebracht wurden. Eine üble, verlotterte Gesellschaft, an der John Fenimore Cooper wohl kaum seine Freude gehabt hätte. Die Männer liefen vor dem Wagen auf und ab und schlugen vor Kälte mit den Armen um sich wie die Vogelscheuchen, indes die Weiber auf den Zementröhren hockten und ihre verwitterten Gesichter so tief in die bunten Schlafdecken einwickelten, daß man ihre Schönheit nur ahnen konnte. Dennoch beneidete ich die Leute, denn sie hatten wenigstens freie Reise, wo immer sie hin wollten. Ach, wer es doch auch einmal so weit bringen konnte! So nach Herzenslust auf den Bahnen herumzufahren, ohne sich vor jedem Zugführer verstecken zu müssen!

Noch war ich ganz in diese verlockenden Gedanken vertieft, als eine alte Dame, die lebhaft an Roxys Wahini erinnerte, mit einem gefüllten Wassereimer vorüberhumpelte.

Der Anblick der bunten Decke, die sie malerisch um den Kopf geschlungen hatte, brachte mich, wenigstens einmal im Leben, auf eine geniale Idee.

„Wieviel?" fragte ich, indem ich ihr die Decke halb vom Kopf zog.

„Oh! Nix verkaufen! Nix verkaufen!" kreischte die Alte mit ängstlicher Miene. „Gehört nicht mir, gehört Onkel Sam!"

„Fünfzig Cents," fuhr ich unbeirrt fort, indem ich ihr das Silberstück unter die Nase hielt.

Die pechschwarzen Augen der alten Dame funkelten, doch

sie blieb standhaft. „Nix verkaufen," wiederholte sie mit zitternder Stimme.

Nun holte ich einen ganzen blanken Silberdollar hervor. „Den sollst du haben," sagte ich mit der Miene eines Mannes, der ein Königreich zu verschenken hat, „und dazu noch eine Pfeife und ein Pfund Kautabak, wenn du mir sogleich zwei neue Decken aus dem Wagen bringst."

Das war zu viel der Versuchung. Mit ein paar grunzenden Tönen rannte sie nach dem Wagen, um gleich darauf mit zwei nagelneuen Decken zurückzukehren. Mit einem schnalzenden Laut der Befriedigung quittierte sie für das Pfund Tabak.

Möge mir der Himmel verzeihen, daß ich eine ehrbare Dame auf ihre alten Tage in Versuchung geführt habe. Aber Not kennt bekanntlich kein Gebot. Nun war der Weg frei. Die beiden Decken waren so gut wie zwei Fahrkarten nach Vancouver. Man brauchte sich bloß nach Indianerart damit zu vermummen, und kein Mensch — am wenigsten ein Zugführer oder ein Bremser — konnte in dieser Verkleidung einen Kabeluna von einem Indianer unterscheiden. Und so geschah es. Wir beide — d. h. der Pennsylvanier und ich — bestiegen ungehindert den Zug, und weiter ging die Reise. — — Das war ein anderes Reisen als in der Nacht zuvor. Weniger abenteuerlich zwar, aber um so unterhaltender. Immer weiter ging es in das wilde Gebirge hinein und dann wieder abwärts durch grüne Täler mit üppigen Matten und fruchtbeladenen Bäumen, unter deren Schatten die stattlichen, schwarz-weißgetupften Holsteinkühe sich dem beschaulichen Geschäft des Wiederkäuens hingaben. Dann rauschte zu unseren Füßen der reißende Fraserfluß, der sich durch seinen Reichtum an Lachsen einen wohlverdienten Weltruf erworben hat. Dann kam noch einmal die Nacht mit ihrem kalten Hauch, und als das Tageslicht wieder dämmerte, da rauchten in der Ferne die Schornsteine von Vancouver, und noch ein Stück weiter

draußen, dicht unter dem Horizont, zog sich ein dicker, tintenblauer Streifen hin. Das Meer.

Bald darauf rumpelte der Zug durch die Vorstadt von Vancouver, vorbei an rußigen Fabriken und lärmenden Sägemühlen, bis er schließlich auf dem weiten Güterbahnhof zwischen anderen Wagenreihen zum Stillstand kam. Dicht dabei erstreckten sich die Landungsbrücken der Pazifikbahn. Zahlreiche Schiffe aus aller Herren Ländern lagen dort fein säuberlich nebeneinander. Schwarz und gespensterhaft hoben sich die Umrisse der mächtigen Überseedampfer von dem Halbdunkel des hereinbrechenden Tages ab. Meist lagen sie still und tot, wie ausgestorben da, und die noch immer brennende Positionslaterne blickte trüb und übernächtig durch die Morgennebel, die sie wie ein feiner, dünner Schleier umschwebten. Auf anderen ging es bereits lebhaft zu. Geschäftige Gestalten huschten umher, und die rasselnden Dampfwinden waren eifrig dabei, die Kisten und Kasten in den unersättlichen Bauch des eisernen Ungetüms zu verstauen. Weiter draußen in der Bai lagen still und majestätisch die Segelschiffe, deren stolze Takelage sich mit vollendeter Grazie vom rötlichen Schein des Morgenhimmels abhob. Kurzum, es war wieder alles nach meinem Geschmack, Schiffe und Menschen, Salzwasser und Teergeruch. Bereits hatte ich wieder den Kopf voller Reisepläne, die bis in die fernsten Erdenwinkel führten. —

Was soll ich noch weiter erzählen?

Wir waren kaum eine halbe Stunde in der Stadt, als wir einem alten Irländer in die Hände fielen.

„Seid ihr Seeleute?" redete er uns an.

„Ja," antwortete ich.

„Dann könnt ihr gleich mit mir kommen; ich habe ein schönes Geschäft für euch; drei Dollars pro Tag."

Das ließen wir uns nicht zweimal heißen und gingen mit dem Manne nach seiner Sägemühle.

Der Alte schien jeden Seemann für einen ausgemachten Tausendkünstler zu halten. Zuerst beschäftigte er uns mit dem Spleißen von Kabeln, eine Arbeit, der er stundenlang mit verständnislosem Interesse zuschauen konnte.

„Nun könnt ihr mir mein Haus anstreichen," sagte er am folgenden Tage und gab uns einen Malerpinsel in die Hand.

„Wenn ihr Seeleute seid, so müßt ihr auch klettern können," meinte er, nachdem die Malerarbeit getan war, „ihr müßt das Dach meiner Sägemühle ausbessern."

„Ein Seemann kann alles," sagte er schließlich, „ich habe auch eine elektrische Leitung auszubessern."

Der Pennsylvanier, ein Mann mit viel Kuraſche, wollte die Sache in die Hand nehmen. Mir aber war das alles doch zu unheimlich, und so verließ ich die Sägemühle des alten Mr. O'Grady — das war sein Name — und machte mich auf die Weiterreise.

Noch derselbe Abend sah mich an Bord eines Küstendampfers, von dessen Verdeck ich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmut nach Osten schaute, wo die Berge von Britisch-Kolumbia langsam in den blauen Fluten verschwanden.

Ja, das vielgerühmte Britisch-Kolumbien! Manches war dort anders als ich mir versprochen hatte.

Die gelbe Gefahr! Hier ist sie nicht graue Theorie, sondern drohende Wirklichkeit, die über dem Lande brütet wie eine Wetterwolke. Japanische Aufschriften sind es, die man bei einer Wanderung durch die Straßen der Hauptstadt an den Ladenschildern lesen kann, und in den Ladentüren machen sich die grinsenden Söhne Nippons breit. Vor wenigen Jahren noch waren sie populär gewesen, die kleinen, braunen Menschen mit dem runden, freundlichen Gesicht und den verschmitzten Augen hinter den goldumränderten Brillengläsern. „Unsere kleinen braunen Brüder", nannte man sie; bei näherer Betrachtung haben sie jedoch nicht gewonnen. Sie haben es meisterhaft

verstanden, ihre Sympathien zu verscherzen, und heute sind sie nur noch die „damn japs". Weniger aufdringlich, aber darum nicht minder zahlreich sind die Chinesen und nicht zuletzt die Hindus, eben jene abenteuerlichen, beturbanten Gestalten, die wir schon oben im Gebirge zu bewundern Gelegenheit hatten. Von allen Farbigen waren sie die unpopulärsten, weil sie mit ihrer rührenden Bedürfnislosigkeit dem an hohe Löhne und gutes Leben gewöhnten weißen Arbeiter des fernen Westens am meisten zusetzten. Aber es gibt kein Mittel, sich dieser Pest zu erwehren, denn ihnen hängt der Nimbus des „british citizen" an. Von Britisch-Indien reisen sie nach dem britischen Nordamerika. Wer kann ihnen unter diesen Umständen den Eintritt verwehren? Man muß schon mit den lieben Landsleuten vorlieb nehmen. — Doch diese Hindus bringen meine Erzählung auf ein falsches Geleis.

Am nächsten Tage kam ich in Seattle, im Staate Washington, an. Wenige Tage vorher hatte dort Amundsen auf der Rückkehr aus dem Eismeer Station gemacht und war mit dem dem Amerikaner eigenen hysterischen Überschwang gefeiert worden. Meiner Wenigkeit hat man dort einen etwas kühleren Empfang bereitet. Viel hätte nicht gefehlt, und man hätte mich mit Schimpf und Schande als unerwünschten Einwanderer wieder nach Kanada abgeschoben, weil ich nicht im Besitz der von der Einwanderungsbehörde vorgeschriebenen Summe war. Nach langem Hin- und Herreden ließ man mich jedoch passieren, und da stand ich nun wieder in „gods own country", mitten im Lärmen und Treiben der Straßen, die sich düster wie nur irgendein Cañon im Felsengebirge zwischen den Steinmauern der Wolkenkratzer hinzogen.

„Paper, mister? Shine, sir?" schrie mir eine gellende Gassenbubenstimme ins Ohr, als ich mich eben auf eine Bank vor der City Hall hingesetzt hatte, und ehe ich mich's versah, hatte der kleine Tausendkünstler meine Stiefel überfallen,

während ich mich in die neueste Nummer des »Seattle Post-Intelligencer« vertiefte.

Allerlei Neues gab es in den schreienden Ueberschriften, die die amerikanischen Zeitungsschreiber mit soviel Geschick zu frisieren verstehen. Roosevelt hatte wieder einmal eine Rede gehalten. Rockefeller hatte 10 000 Dollars für die Heidenmission gespendet. G. Pierpont Morgan hatte die Kontrolle der Pennsylvaniabahn erworben. „Ein Neger gelyncht in Alabama." „Miß Vanderbilts Hochzeitskuchen kostet 20 000 Dollars." Doch hier — ja, was war denn das? „Walfischfänger kehrt nach drei Jahren nach San Franzisko zurück. Mannschaft verklagt Kapitän!"

„Bleiben Sie doch sitzen, Boß! So kann ich doch keine Schuhe wichsen!" jammerte der Gassenbube.

Doch ich hörte nur noch halb, was er sagte. Mit einem Satz war ich auf und davon und ließ den armen Jungen zurück in sprachlosem Erstaunen, weniger über meine unmotivierte Eile, als über den halben Dollar, den ich ihm aus Versehen zugeworfen hatte. Im Fortlaufen überflog ich noch einmal den Inhalt des langen Artikels. Ja, es hatte alles seine Richtigkeit! Der »Bowhead« war tags zuvor zurückgekehrt, und es war zu einer Auseinandersetzung zwischen Kapitän und Mannschaft gekommen, und der Staatsanwalt, der mit der Untersuchung beauftragt war — wahrhaftig, der Mann hielt sich zurzeit hier in Seattle auf! Ihn mußte ich sehen ohne Zeitverlust.

In dem Vestibül eines vornehmen Hotels empfing mich ein sechs Fuß langer, wohlgenährter, glattrasierter Diener, der mich mit einem vernichtenden Blick von oben bis unten musterte. Der Herr sei wohl nicht zu sprechen, meinte er. Doch so leicht war ich nicht abzuweisen. Er bequemte sich schließlich doch dazu, mich dem Herrn Staatsanwalt zu melden. Dieser war glücklicherweise nicht so stolz wie der Portier. „Nehmen Sie Platz," sagte er, indem er auf einen der bequemen Polster-

sessel deutete, die in dem Vestibül umherstanden. Dann brachte ich ihm mein Anliegen vor. Er machte große Augen, als ich ihm meine Geschichte erzählte, denn er hatte durch die zurückgekehrten Walfischfänger von mir gehört und glaubte nicht anders, als daß ich längst schon in der Wildnis umgekommen wäre. Darum freute er sich über den so plötzlich und unerwartet aufgetauchten Zeugen.

„Höchst merkwürdig," sagte er einmal ums andere, und einige Herren, die dabeistanden, sagten es ebenfalls.

„Mister Jones," wandte sich zum Schluß der Staatsanwalt an den Hotelkassierer, „geben Sie dem jungen Mann fünf Dollars."

Dann verließ ich das Hotel in dem Bewußtsein, ein gutes Tagewerk vollbracht zu haben.

Am nächsten Morgen, als die schreienden Zeitungsjungen durch die Straßen rannten, erlebte ich eine neue Überraschung.

„Neueste Sensation!
Zu Fuß vom Eismeer nach Seattle."

Ganz neidisch wurde ich beim Lesen dieser Überschrift. Da war einer, der hatte mich gründlich übertrumpft! Doch dieses Gefühl verwandelte sich in einen gelinden Schrecken bei der weiteren Lektüre:

„Seltsame Abenteuer eines
jungen, deutschen Seemanns."

Es waren wahrhaftig meine eigenen Erlebnisse, wie ich sie am Abend zuvor erzählt hatte, und dazu noch aufgeputzt mit schaurigen Bärenkämpfen, wunderlichen Liebesabenteuern und was sonst noch eine glühende amerikanische Reporterphantasie ersinnen kann.

Von der Stunde an war ich die große Nummer bei den Reportern. Auf dem Bureau des Staatsanwalts und wo sonst

sie noch meiner habhaft werden konnten, suchten sie mich auf in der Hoffnung auf eine schöne Geschichte, die sich in Dollars umsetzen ließe.

Aber ich war spröde wie Glas. Wenigstens einmal in meinem Leben zeigte ich mich als „smarter Busineßman". „Erst zahlen und dann erzählen," sagte ich. Und sie zahlten.

Drei Tage lang standen meine Abenteuer hoch im Kurs. Aber dann kam ein Konkurrent, der mich schmählich aus dem Felde schlug. Es war ein westindischer Neger mit verschmitzten Augen und einer Zungenfertigkeit, die ihresgleichen suchte. Und obendrein auch noch ein Walfischfänger. Er war Koch gewesen auf dem kleinen Motorschoner »Olga«, der im vergangenen Sommer zum erstenmal die Reise nach Banksland angetreten hatte. Und die Erfahrungen, die er auf dieser Reise gemacht hatte, waren Stoff genug für den phantastischsten Seeräuberroman. Der Kapitän dieses Schiffes war ein Mann mit großem Mut und großem Ehrgeiz, aber leider auch mit einem großen, weitherzigen Gewissen. Sein Ehrgeiz führte ihn in die Wildnis von Prinz-Albert-Land, von wo er, anstatt Walfische zu fangen, die nordwestliche Durchfahrt zu erzwingen hoffte, trotzdem ihm nur ein kleiner, schwacher Schoner mit wenig Proviant zur Verfügung stand. Sein weites Gewissen aber veranlaßte ihn, einen jeden, der dort oben in irgendeiner Weise seiner Autorität hinderlich erschien, auf möglichst geräuschlose Weise um die Ecke zu bringen. Bei der Rückkehr im Sommer hatten bereits vier Mann daran glauben müssen, ohne daß jemand anderes davon wußte als er und sein Koch, eben jener Neger, den er in seine Geheimnisse einzuweihen pflegte. Nun saß er oft stundenlang in der Koje und sann auf Mittel und Wege, um auch diesen letzten Zeugen aus dem Wege zu räumen.

„Der Nigger weiß zuviel," murmelte er oftmals, „ich werde ihn kalt machen. Sicher ist sicher; die Toten erzählen

keine Geschichten." Darum setzte er ihn auf den Diomedesinseln aus, wo er in der Gesellschaft der Eskimos wohl kaum das nächste Frühjahr erlebt haben würde, wenn nicht zufällig der Schoner eines Pelzhändlers vorbeigekommen wäre und ihn mit hinüber nach Kap Nome gebracht hätte. Von dort hat man ihn nach Seattle geschafft, und nun sollte der Staatsanwalt ihn als Zeugen gegen den Kapitän nach San Franzisko bringen. Auch mich übergab er zu gleicher Zeit einem Dampfer und zahlte die zehn Dollars Reisegeld nach San Franzisko.

So ging es denn weiter nach Süden. Bald hatten wir die stillen Gewässer des breiten Puget-Sunds passiert. Die enge Vancouverstraße lag hinter uns, und über die Wasserfläche wehte die scharfe Luft des weiten Ozeans. Gleichmäßig rollte das Schiff in der langen Dünung, und vor dem Bug bildeten sich glitzernde Schaumkämme. Genau wie vor vier Jahren, aber doch viel schöner, denn diesmal ging es nicht hinauf in die ungewisse Zukunft, in die ferne Eiswüste, sondern nach Süden, nach dem Lande der Sonne — nach Kalifornien!

Wieder in San Franzisko.

Durchs »Goldene Tor«. — Trauriges Wiedersehen und böser Empfang. — Verhaftet. — Die Ruinenstadt. — Ein strenger Richter. — Das primitive Polizeigefängnis. — Nette Gesellschaft. — Allerlei sonderbare Heilige. — Die frommen Damen. — Fruchtlose Bekehrungsversuche. — Die populären »Gasrohrmänner«. — Ein smarter Yankee nimmt sich meiner Sache an. — Der große Prozeß und sein kleiner Ausgang. — Wieder in Freiheit. — Auf nach Australien!

Nach dreitägiger Seefahrt kamen wir auf der Höhe von San Franzisko an. Es war noch sehr früh am Morgen; ringsum war noch dunkle Nacht, und im Westen zog die blasse Scheibe

des untergehenden Mondes eine weiße Straße durch die tintenschwarze Wasserfläche. Nur im Osten, über den scharfen Umrissen der kalifornischen Küstenberge, lag als ein blasser Streifen das erste Licht des heraufziehenden Tages. Noch immer blitzten in der Ferne die hellen Blinkfeuer der Farallones-Inseln, genau so wie damals, als sie uns auf unserer langen Reise nach dem Eismeer zum letztenmal zugewinkt hatten. Sie wenigstens waren sich noch gleich geblieben in den wechselnden Schicksalen dieser letzten Jahre.

Schnell, wie immer in jenen südlichen Breiten, breitete sich das Tageslicht über dem Himmel aus. Der helle Schein der Morgensonne spielte über den glitzernden Wellen, prallte zurück von der weißen Leinwand der vorübergleitenden Segler und umflutete die schwarzen Rauchwolken, die wie finstere Gespenster über dem Kielwasser der geschäftigen Dampfer lagen. Alles wieder genau so wie damals, vor beinahe vier Jahren, und doch so ganz anders.

Schon dampften wir langsam und bedächtig durchs »Goldene Tor«. An Backbord hatten wir die steilen Felsen von Sausalito und an Steuerbord noch immer, trotz Erdbeben, das Wahrzeichen San Franziskos, das kühn an die Felsen geklebte Kliffhaus, zu dessen Füßen die Seelöwen um die schwarzen Klippen spielen. Vorbei ging es an den grünen Inseln von Alcatracz und San Angelo, mitten durch den Schwarm der flinken Dampfbarkassen und der breiten Fährboote mit ihren mächtigen Schaufelrädern, die schwerfällig plätschernd, wie riesige Schildkröten, durchs Wasser eilten. Draußen auf der Reede vor der Ziegeninsel gingen wir vor Anker.

Unter normalen Umständen hat man dort eine wunderbare Aussicht auf die am Abhang der Hügel hin gelagerte Stadt. Aber ach, wo sonst die schlanken Türme der Kirchen und die scheinenden Kuppeln der protzigen Wolkenkratzer ihr Haupt erhoben, da war jetzt nichts zu erkennen als eine dicke, undurch-

dringliche Wolke von gelbem Staub. Die Passagiere des Dampfers drängten sich an der Steuerbordreel und betrachteten mit neugierigen Blicken das Bild der Zerstörung.

Das liebe Frisko! Wahrlich, nicht zu seinem Vorteil hatte es sich verändert!

Nach einer Weile kam eine Barkasse längsseit. Ein großer Mann, dem man auch ohne seine blaue Uniform und seine weiße Mütze mit dem goldgestickten U. S. ansah, daß er etwas zu sagen hatte, kam an Bord, und siehe da, er schaute weder rechts noch links unter den Hunderten von Menschen, die das Verdeck bevölkerten, sondern kam gerade auf mich zu.

„Kommen Sie von Seattle?" fragte er nicht gerade höflich.

„Yes, sir," antwortete ich nicht weniger freundlich.

„Vom Staatsanwalt hierher geschickt?" forschte er weiter.

„Jawohl."

„Dann bleiben Sie mal hier stehen!"

Dazu verspürte ich jedoch nicht die geringste Lust.

„Fällt mir gar nicht ein!" antwortete ich prompt, „ich gehe, wohin es mir beliebt! Überhaupt — was wollen Sie von mir? Und wer sind Sie eigentlich?"

Mit gewichtiger Miene deutete er auf sein Schild mit dem U. S.: „Ich bin der United States Deputy Marshall; und ich verhafte Sie im Namen der Vereinigten Staaten."

„Ah, da haben wir auch gleich den anderen!" sagte er, als eben der Negerkoch von der »Olga« herbeikam, um zu sehen, was hier vorging. „Sie sind wohl Mr. Jones?"

„Yes, sah," antwortete der Ahnungslose.

Auch er wurde verhaftet im Namen der Vereinigten Staaten. Das war gar nicht nach Mr. Jones' Geschmack, und er ließ seinem Mißfallen in lauten Protesten freien Lauf. Er sei ein freier Mann und lasse sich nicht von jedem hergelaufenen Hafenpolizisten verhaften. Damit bewirkte er aber nur, daß

wir bald von einem Walle neugieriger Menschen umgeben waren.

„That's him, that's him," flüsterte einer dem anderen zu, „er ist's, er ist's!"

Mir aber blieb es überlassen, darüber nachzudenken, wer ich nun eigentlich sein sollte. War ich einer der berüchtigten Gasrohrmänner? Wer weiß? Die Sache begann eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Es ist nicht angenehm, von hundert Paaren cholerischer Augen umgeben zu sein, in denen man das Verlangen nach einem Lynchgericht lesen kann. Ich war froh, als die Barkasse mit uns nach dem Lande fuhr.

An der langen Pier am Fuße der Missionsstraße legten wir an. Ein tückisches Geschick hatte es so gefügt, daß es genau die Stelle war, von wo mich vor dreidreiviertel Jahren die Barkasse nach dem »Bowhead« übergesetzt hatte. Nicht ohne eine gewisse Wut betrachtete ich die wohlbekannte Stätte. Hier hatte sich nicht viel verändert. Trotz Erdbeben und Feuer noch immer dieselben mächtigen, grünbewachsenen Holzpfeiler, die dicken, holperigen Planken, über die die schweren Lastwagen rollten, die schweren Kettengeländer, auf denen neugierige Gassenbuben und müßige Vagabunden schaukelten, und die langen, düsteren Warenschuppen, auf deren Dächern die Spatzen lärmten. Überall entlang der Wasserfront war noch das altgewohnte Bild. Sogar der hohe Uhrenturm auf dem Fährgebäude, ohne den man sich die Wasserkante von Frisko gar nicht vorstellen kann, stand noch unversehrt in seiner stolzen Größe.

Das Bild wurde jedoch anders, als wir den Fuß an Land setzten. Was war aus dem schönen Frisko geworden! Ich war ja schon auf einiges vorbereitet, denn droben in Seattle waren die Zeitungen voll gewesen von der Katastrophe, die über die unglückliche Stadt hinweggegangen war. Grausige, blutdürstige Geschichten; auffrisiert mit der ganzen Üppigkeit

einer amerikanischen Reporterphantasie. Aber alle Vorstellungen, die ich mir davon in meinem Kopfe zurechtgemacht hatte, blieben weit zurück hinter dem, was ich nun mit eigenen Augen vor mir sah. Ein trauriges Bild der Zerstörung. Von dem ganzen Häusermeer, das entlang der Hafenfront den unteren Teil der Stadt bedeckt hatte, stand kaum ein Stein mehr auf dem anderen. Fortgefegt waren die vielstöckigen Geschäftsgebäude mit ihren protzigen Fassaden, und an ihrer Stelle stand entlang der Hauptstraße, die nun auf einmal so entsetzlich breit aussah, eine lange Reihe von niedrigen, flachdachigen Hütten aus Holz und Wellblech, von deren grell-grünem, rotem oder blauem Anstrich die Sonnenstrahlen zurückprallten. Schreiende Schilder mit großen, aufdringlichen Buchstaben verlockten zum Geldausgeben. Fast in jedem Haus war eine Kneipe und in jeder Kneipe irgendeine „Musik" — Ziehharmonika, Musikkasten, Phonograph oder vielleicht auch ein Niggersänger oder ein mexikanischer Banjospieler. Die »Barbarenküste« war von der Batteriestraße nach der Marketstraße gewandert.

Erst eine der zahllosen Straßenbahnlinien, die vor dem Fährgebäude zusammenlaufen, war wieder in Betrieb. Sie führte durch die Marketstreet nach der oberen Stadt. Mir war nicht wohl zumute, als wir uns dieser provisorischen Fahrgelegenheit anvertrauten. Die Schienen waren schlecht aneinandergenietet und liefen in endlosen Schlangenwindungen durch die an tausend Stellen zerwühlte und aufgerissene Straße.

Also das war Marketstreet! Dieselbe stolze Straße, die einst wie ein breiter Strom durch das wogende Meer der Häuser und Menschen zog! Von der ganzen Herrlichkeit war nichts mehr übrig geblieben, als ein breiter, grundloser Weg wie irgendwo draußen in der Prärie, umsäumt von zerfallenen Mauern und öden Fensterhöhlen, den letzten, traurigen Überresten der stolzen Wolkenkratzer. Fast an jeder Straße war ein pflastersteinfressender „crusher" aufgestellt, der die harten

Steine zu Betonkies für die neuen Bauten zermahlte. Endlos lange Wagenreihen brachten Zement und Backsteine von der Wasserfront herauf, und andere, nicht minder lange, führten auf der anderen Seite der Straße Schutt und Geröll nach der Bai hinunter. Ganz San Franzisko hatte sich in einen riesigen Bauplatz verwandelt.

Ein Anblick, wie ihn die Welt noch nie zuvor gesehen und wie sie ihn auch aller Voraussicht nach nie wieder zu sehen bekommt. Eine Weltstadt in Trümmern! Steine und wieder Steine, und dazwischen hoch aufragend die gespensterhaften Gerippe der niedergebrannten Wolkenkratzer; ein greuliches Wirrsal von Eisen und Stahl, bis zur Unkenntlichkeit verbogen von der zerstörenden Glut des Feuers.

Und über dem allem — über diesem Chaos von Stein und Eisen, von Menschen und Tieren — lag aus Kalk und Sand, Zement und Mörtel eine dicke, gelbe Wolke von beißendem, brennendem Staub.

Hier, im Herzen San Franziskos, in der einst so stolzen „City", standen eigentlich nur zwei Gebäude, die die vernichtende Wut des Feuers einigermaßen verschont hatte — die Münzanstalt und die nicht weit davon gelegene Hauptpost. Sie waren ihrem Schicksal nur dadurch entgangen, daß man ringsum alles mit Dynamit niedergelegt hatte, damit die dort aufgehäuften Goldschätze nicht den zahlreichen Plünderern zum Opfer fielen.

Nach der Hauptpost, die nun zugleich noch als Rathaus, Gerichtsgebäude und Gefängnis diente, brachte uns der Beamte der Hafenpolizei. Wenn das Gebäude auch vom Feuer verschont geblieben, so waren doch die Spuren des Erdbebens überall zu erkennen. Breite Spalten klafften in dem Steinpflaster vor der Tür, und durch die Wände zogen sich tiefe Risse. Vielfach war der Gips von den Wänden heruntergefallen, und das bloße Mauerwerk trat zutage.

Doch das alles sah ich nur nebenbei; ich war zu sehr mit meiner eigenen Angelegenheit beschäftigt. Ich war gespannt, wie sich die Sache weiter entwickeln würde.

Nachdem wir eine Weile in einem langen Hausgang gewartet hatten, führte uns ein uniformierter Diener durch eine prächtige Doppeltür in einen großen, kahlen, unheimlich aussehenden Raum, an dessen Wand im Hintergrund als einziger Schmuck ein Sternenbanner und darüber eine Büste George Washingtons befestigt war. Die schweren Vorhänge an den hohen Fenstern, durch die das Tageslicht nur gedämpft hindurchzudringen vermochte, verbreiteten ein feierliches Halbdunkel. In einem bequemen Ledersessel hinter dem grünen Tisch saß ein alter Herr mit weißem Spitzbart, der uns mit strenger Miene musterte. Das war der Richter de Haven.

„Well," sagte er, indem er bedächtig den weißen Bart strich und mich dann über die Brillengläser hinweg mit seinen kalten, grauen Augen ansah, „heißen Sie Faber?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Und Sie heißen Jones?" wandte er sich dann an den Neger.

„Yes, your worship."

„Allright." Der Richter rückte nun seine Brille zurecht und las uns etwas aus den Akten vor, das nach allem, was ich davon verstanden habe, ebensogut Chinesisch sein konnte.

„Well," sagte er, nachdem der Redestrom versiegt war, „ich setze Ihre Kaution auf fünfhundert Dollars fest."

„Can you raise that?"

„Ob Sie das bezahlen können? Fünfhundert Dollars!" wiederholte der dabeistehende Diener.

Nein! Wie käme ich dazu? Fünfhundert Dollars! Soviel Geld hatte noch keiner von uns beisammen gesehen. Also blieb nur die eine Alternative: „Marsch, ins Gefängnis!"

Etwa zehn Mann des »Bowhead« waren hier bereits

einquartiert, ebenfalls als Zeugen gegen den Kapitän. Vor vierzehn Tagen waren sie mit dem Schiff zurückgekehrt, und von Bord weg hatte man sie verhaftet. Das gab ein großes Wiedersehen. Sie waren ja nicht alle meine Freunde, aber bei dem unverhofften Wiedersehen und den begleitenden außerordentlichen Umständen wurde bei jedem ein Stück der alten Erinnerungen lebendig — wenn es auch keine angenehmen Erinnerungen waren —, und man kam gerade in die Stimmung, in der man geneigt ist, das Kriegsbeil, wenigstens für den Augenblick, zu begraben.

Ich will nicht im einzelnen von den folgenden Tagen erzählen. Um es gleich vorwegzunehmen: Fünfundfünfzig lange, lange Tage sind es gewesen, die ich dort hinter Schloß und Riegel zugebracht habe. Nirgendwo sind die Tage so lang wie im Gefängnis!

Und doch war es ein angenehmes Gefängnis. Neben dem »Bowhead« konnte es sich wohl sehen lassen.

„Was sagst du nun?" meinte der geschwätzige Bowen, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, „habe ich dir nicht vor drei Jahren schon gesagt, daß es mit dem Gefängnis gar nicht so schlimm ist, wie die Leute immer reden? Hier bekommst du deine drei Mahlzeiten täglich und brauchst dich nicht zu plagen auf Befehl Mr. Johnsons. Hier weiß man noch etwas von Menschenrechten. Hier sind die Leute human und behandeln dich wie einen Gentleman. Und obendrein bekommst du als Vergütung einen Dollar im Tag! Weiß der Kuckuck, ich bleibe mein Lebtag im Gefängnis, solange man mir einen Dollar täglich dafür bezahlt!" Wenn der alte Sünder den »Bowhead« als Maßstab für die große Welt anlegen wollte, so mochte er ja nicht so unrecht haben. Für den Dollar konnte man sich sogar allerlei Luxusartikel von draußen kommen lassen — Schokolade, Milch und dergleichen. Die meisten kamen allerdings nie dazu, denn bei ihnen war der Dollar schon immer zerronnen,

noch ehe er gewonnen war. Er wanderte in den Rachen des großen Molochs Poker. Man glaubte sich wieder nach den Winterquartieren der Herschelinsel versetzt, wenn die Schneestürme wehten. Die Pokermanie war über alle gekommen, und wieder saßen sie dort mit heißen Köpfen über den Karten. Aber es war nicht Frau Fortuna, die hier die Karten mischte. Selbst der Ruhm unserer besten Pokerlöwen begann zu verblassen. Sie waren der Bande von Falschspielern, die gleichzeitig dort in Untersuchungshaft saßen, nicht im entferntesten gewachsen. Diese waren Künstler auf dem Gebiet. Mit ihren langen, dünnen Fingern, denen man ansehen konnte, daß sie ihr Lebtag noch keine ordentliche Arbeit verrichtet hatten, verstanden sie, die Karten nach Belieben zu hantieren. Auf unsere paar Groschen hatten sie es nicht gerade abgesehen. Sie hätten es nicht der Mühe wert gehalten, deshalb die Karten zu mischen, aber es gelang ihnen dadurch, andere, die mehr zu verlieren hatten, zum Spielen zu verlocken. Und es gab deren genug; geriebene Spitzbuben, durchtriebene Gauner, die mit allen Wassern gewaschen waren — sie alle gingen in die Netze. Das rastlose Wesen dieser Menschen, die alle voll Spannung des Augenblicks harrten, der über ihr Lebensschicksal entscheiden sollte, ließ ihnen eine Ablenkung durch ein paar Dollars mehr oder weniger nicht zu teuer bezahlt erscheinen. Wenn sie dann so recht im Zug waren, diese desperaten Menschen, dann kam es zu Szenen von dramatischer Wildheit. Dann rollten die Dollars über die rauhe Holzplatte; dann türmten sich die Goldstücke zu Haufen vor dem Gewinner.

Da war einer — ein reicher und ehemals angesehener Mann — der hatte seine Frau im Jähzorn gar übel zugerichtet, so daß sie bald darauf starb. Und der Schatten dieser toten Frau verfolgte ihn wie ein Gespenst. Er redete davon bei Tag und phantasierte bei Nacht. Hastig, wie das böse Gewissen selber, lief er auf und ab auf dem Steinboden des langen Ganges.

Unmittelbar blieb er zuweilen vor den Spielern stehen, als ob er sie jetzt zum erstenmal sähe. „Probier's mal, Jack!" ermunterte ihn einer der Spieler. Und er setzte sich zu ihnen, und die Dollars rollten — — —

Da war ferner ein Japaner — eine Seele von einem Menschen! Das verkörperte Wohlwollen, die personifizierte Höflichkeit. Nur vier oder fünf Tage verbrachte er dort, aber an jedem dieser Tage verspielte er mindestens hundert Dollars. Und er verstand die seltene Kunst, mit Grazie zu verlieren. Seine Verluste bereiteten ihm keine Kopfschmerzen. Warum auch? Er war ein Mädchenhändler und „machte" damit täglich viele Dollars. Ein einziges Leben nur brauchte er zu zerstören, ein einziges Glück nur über den Haufen rennen, und die Verluste waren reichlich wieder eingebracht. Ha, dieser Japaner! Seine Dollars öffneten ihm Tür und Tor zu allen möglichen Vergünstigungen; sie verschafften ihm ein gutes Essen, auf japanische Art zubereitet aus einem nahen Restaurant seiner Landsleute; sie verhalfen ihm zu einem allabendlichen freien Ausgang in Begleitung des Gefängniswärters; sie haben zum Schluß die Zeugen bestochen, die gegen ihn auftreten sollten. Zuletzt hat man ihn als mißliebigen Einwanderer nach Japan abgeschoben.

Eine weitere, überaus merkwürdige Figur war Mr. O'Connor — so wenigstens nannte er sich. Er war ein alter Mann, im letzten Stadium der Schwindsucht. Er hatte schmale, blaue Lippen, starre, gläserne, schwarzumränderte Augen und einen röchelnden, keuchenden Atem. — Und doch hatte sich dieser Mann, der schon mit einem Fuß im Grabe stand, noch vor kurzem eines Vergehens schuldig gemacht, dessen sich selbst der Hauptmann von Köpenick nicht zu schämen brauchte. Jahrelang hatte er sich und seine Familie schlecht und recht mit dem Ertrag seines Krämerladens durchgebracht, aber in der letzten Zeit sah er mit Schrecken, wie der Sollsaldo in seinem

Hauptbuch zu immer umfangreicherer Größe anschwoll. Das machte den armen Mr. O'Connor ganz desperat und er beschloß, sein Glück auf eine Karte zu setzen. Er ließ ein Rundschreiben mit dem hochoffiziellen U. S. an alle Notabilitäten San Franziskos ergehen, worin diese zur Besichtigung und zur Teilnahme an der Versteigerung des Regierungswaldes im Sakramentotal eingeladen wurden. Die Versteigerung fand auch wirklich statt, aber als es ans Einlösen der Schecks ging, kam der Schwindel heraus, und Mr. O'Connor wanderte ins Gefängnis. — Nur einmal beteiligte sich dieser eigenartige Staatsbürger an dem Kartenspiel, aber schon bald schob er mit vielsagendem Lächeln die Karten beiseite.

„Die Karten sind ja alle markiert. Ein Blinder kann das sehen!" erklärte er mir später, „aber ich werde mich hüten, etwas zu sagen. Die Kerle haben Augen, so gut wie ich. Geschieht ihnen recht, wenn sie nicht aufpassen. Laß die Dummen verlieren!"

Auch dieser Hauptmann von Köpenick beehrte uns nur kurze Zeit. Es war überhaupt ein ständiges Kommen und Gehen. Täglich tauchten neue Gesichter auf. Und sie waren doch immer dieselben, diese Menschen mit dem gedrückten, unsicheren Wesen, mit dem scheuen Blick und der grauen, ungesunden Gesichtsfarbe. Längst schon hatte ihnen das Leben allen Ehrgeiz aus dem Herzen gerissen und alle Leidenschaften getötet, alle bis auf eine, und das ist die Sucht nach Morphium, Kokain, Opium und anderen Betäubungsmitteln. Von dieser Sucht waren alle besessen. Bei einigen war der ganze Körper bereits mit unzähligen schwarzen Flecken bedeckt, die von der giftigen Nadel herrührten. Wie selig sich diese Menschen fühlten, wenn sie sich gerade wieder eine neue Einspritzung beigebracht hatten! .Wie behaglich sie dann in der Hängematte in ihrer Zelle vor sich hinträumten! Aber wehe, wenn der Rausch vorüber, oder wenn nichts mehr von dem geliebten „Coco" zu

haben war! Dann bekamen sie Tobsuchtsanfälle und rannten wütend mit dem Kopf gegen die eiserne Wand der engen Zelle.

Wie leer wären doch unsere Gefängnisse, wenn nicht diese gewohnheitsmäßigen Gäste wären! Um so schlimmer für die, welche ein böses Geschick in diese Gesellschaft geführt hat! Für sie ist es eine Strafe, für jene eine Profession — und nicht die schlechteste. Onkel Sam sorgt für seine Pensionäre. Und je abscheulicher das Verbrechen, um dessentwillen sie verurteilt sind, desto größer ist das Ansehen. Ein Mörder ist ein Halbgott, zu dem die anderen Verbrechergestalten mit scheuer Verehrung emporblicken.

Auch in dem Gefängnis zu Oakland, in den man alles mögliche zusammengepfercht hatte, weil alle übrigen Gefängnisse abgebrannt waren, gab es viele dieser Halbgötter. Sie wurden vorsichtigerweise von den anderen Untersuchungsgefangenen abgesondert gehalten und nur spät abends, wenn der lange Korridor geräumt war, durften sie sich dort eine halbe Stunde ergehen.

Die interessanteste war entschieden Lucie — sie war die einzige Dame in unserem Teil des Gebäudes. Und eine Dame war sie vom Scheitel bis zur Sohle. Eine Erscheinung! Sie hatte mit grausamer Kaltblütigkeit ihren armen Mann erschossen, weil dieser ihr eine Szene machte wegen ihres liederlichen Lebenswandels. Aber Lucie hatte sich einen guten Advokaten ausgesucht; dem flossen die Worte vom Munde wie der Tau vom Hermon und wie die Salben von Aarons Bart. Er hat zu den Geschworenen mit Engelszungen geredet von den ungeschriebenen Gesetzen und von dem Recht auf den Revolver, und zum Schluß hat er gar noch auf dem Katheder „Home, sweet home“ gesungen. Und Lucie wurde freigesprochen mit Pauken und Trompeten. Natürlich! Wer wird auch so ungalant sein!

Die am übelsten beleumundeten Kumpane aber waren

entschieden die beiden Gasrohrmänner. Kurz nach dem Erdbeben hatten sie mit ihren Raubzügen, die sie meistens bei hellichtem Tage ausführten, ganz Kalifornien in Aufregung versetzt. Die ganze Polizei von San Franzisko hielten sie monatelang in Bewegung, und doch gelang es nie, ihrer habhaft zu werden, weil sie es nie versäumten, die Zeugen ihrer Missetaten rechtzeitig kaltzumachen. Denn die Toten erzählen keine Geschichten. Zur Ausführung der Mordtat bedienten sie sich stets eines bleiernen Gasrohrs. Daher der Name »Gasrohrmänner«. Wie sehr sie noch immer in den Köpfen der ehrsamen Bürger spukten, nachdem sie schon lange hinter den Gefängnismauern saßen, das habe ich selbst einige Wochen später an einer komischen Szene erlebt.

Spät abends führte mich mein Weg durch eine gänzlich zerfallene Straße, deren Beleuchtung bisher noch nicht wiederhergestellt war. Es war stockdunkel, und ein dicker Nebel ließ kaum die Hand vor den Augen erkennen. Plötzlich tauchte eine menschliche Gestalt vor mir auf, die ebenso plötzlich in dem Nichts verschwand. Der Vorgang wiederholte sich öfters, während ich meinen Weg durch den tiefen Schlamm weitertastete. Mit einem Mal blieb die Gestalt dicht vor mir stehen. „I say, stranger," sagte sie mit näselnder Yankeestimme, „wenn Sie meine paar Dollars haben wollen, dann sagen Sie es gefälligst, aber ich hasse es wie die Hölle, wenn mir einer mit dem Gasrohr über den Kopf haut."

Den beiden konnte man übrigens nicht ansehen, daß sie so viele Mordtaten auf dem Gewissen hatten. Es waren harmlos aussehende, elegant gekleidete junge Menschen, die bei der Damenwelt in hohem Ansehen standen. Der vielgeplagte Portier hatte alle Hände voll zu tun, um die vielen jungen und weniger jungen Damen abzufertigen, die mit Blumen und Pralinees kamen und die interessanten Mörder zu sprechen wünschten. Das Besuchen der Gefängnisse scheint überhaupt

ein Lieblingssport der amerikanischen Damen zu sein. Es ist ja auch gar schaurig schön, wenn man die bösen Verbrecherphysiognomien gleich den Löwen im zoologischen Garten aus dem Halbdunkel hinter dem Gitter hervorschauen sieht.

Auch wir, die wir keine Mörder waren, durften uns öfters eines Damenbesuches erfreuen. Gesetzte, ehrwürdige Damen mit grauen Haaren hatten sich die undankbare Aufgabe gesetzt, die bösen Verbrecher wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Eine Modetorheit, die damals unter den oberen Zehntausend umging. Eine Art Sport war es.

Indes: von Zeit zu Zeit sahen wir die alten Damen gern. Zweimal in der Woche kamen sie in den großen Vorsaal und sangen das ganze Gesangbuch von Moody und Sankey von Anfang bis zu Ende. Niemand nahm besondere Notiz von ihnen.

„O how I love Jesus —" sangen die Damen.

„Ich wette zehn!" sagte einer der Kartenspieler.

„Zwanzig besser!" der andere.

„I call that!"

„Full house!"

„Da n'it!"

Und dazwischen wieder die Sängerinnen:

„Oh, wo ist mein wandernder Knabe heut' nacht?
Oh, wo ist mein Knabe heut' nacht?
Mein Herze zerbricht,
Denn ich finde ihn nicht.
Oh, wo ist mein Knabe heut' nacht?"

Zuweilen war auch eine leibhaftige Sängerin von der Oper mit dabei. Meisterhaft konnte sie diese Lieder singen, und es war wunderbar anzuhören, wie schmetternd ihre Stimme durch die kahlen Räume hallte. Man muß ins Gefängnis gehen, um so etwas zu hören. Eine ehrwürdige Dame mit einem guten Gesicht hielt zum Schluß stets noch eine An-

sprache, in der sie uns wieder und wieder versicherte, daß es unsere Verbrechen wären, die uns hierhergeführt hätten, und daß die Sünde auf unserem Gesicht geschrieben stehe! Und wir waren doch so unschuldig!

Doch es wird Zeit, daß ich die alten Damen mit ihren Schützlingen in Onkel Sams Pension ihren eigenen Betrachtungen überlasse und wieder zu meinen persönlichen Schicksalen zurückkehre.

Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft wurde ich mit dem Besuch eines Advokaten beehrt. Er war der Typus eines smarten Yankee — ein kleiner Mann mit quecksilberigen Bewegungen und einem langen, glattrasierten Gesicht, in dem sich scharfe Falten von den Augen nach den Mundwinkeln zogen.

„Gestern hier angekommen?" fragte er ungeduldig.

„Yes, sir."

„Sie wollen Kapitän Cook verklagen?"

„Yes, sir."

„Schadenersatz?"

„Ja, wenn's möglich ist —", antwortete ich zögernd, denn die Idee war mir ganz neu.

„Müssen mir genauer antworten," sagte der smarte Yankee, indem er auf die Uhr sah, „ich habe nur noch zehn Minuten Zeit. Wieviel wollen Sie haben?"

„Dreihundert Dollars sind wohl zu viel?" fragte ich unsicher.

„No, nicht genug! Man muß viel verlangen, wenn man etwas erreichen will. Sagen wir 30 000 Dollars."

Einen Augenblick stand ich sprachlos, überwältigt von der großen Summe. „Well?" Wieder sah der Yankee voll Ungeduld auf die Uhr, „was sagen Sie? Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, ich übernehme alle Arbeit, alle Kosten und alle Verantwortung, wenn Sie mir die Hälfte von dem bezahlen wollen, was bei der Sache herauskommt. Allright?"

„Allright," sagte ich, und der geschäftstüchtige Yankee schrieb in sein Notizbuch, daß ich Kapitän Cook und die übrigen Eigentümer des Schiffes um 30 000 Dollars = 125 000 Mark verklage. Dann ergriff er seinen Hut und eilte davon.

Kein Zweifel: Meine Angelegenheit lag in guten Händen!

Das gleiche konnte man nicht behaupten von dem Strafverfahren, um dessentwillen wir ja alle in Zeugenhaft behalten wurden. Die Sache zog sich furchtbar in die Länge; es sah fast so aus, als ob man uns ganz vergessen hätte. Die Mühlen der amerikanischen Rechtspflege mahlen noch langsamer als anderswo. Es dauerte einen vollen Monat, ehe die Sache vor die sogenannte „Grand Jury" kam, die erst über die Verfolgung der Anklage zu beschließen hatte. Diesen einundzwanzig wohlwollenden Bürgern in dem großen, durch schwere Doppeltüren vor neugierigen Augen und Ohren unbefugter Zeugen aufs strengste abgeschlossenen Raum habe ich während eines ganzen Nachmittags alle Ereignisse der langen Reise des »Bowhead« erzählt. Die Sache machte großen Eindruck, und die Entrüstung darüber tat sich oft in lauten Worten kund. Ohne einen weiteren Zeugen anzuhören, wurde das sogenannte Endictment gegen den Kapitän und den Mr. Johnson ausgesprochen.

Und dann — ja, dann ist die Sache am Ende doch noch ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Ein Zeuge nach dem anderen versagte. Welch seltsames Wesen ist doch so ein Gerichtszeuge! Sonst ist er nicht auf den Mund gefallen, aber sobald das hochnotpeinliche Verhör beginnt, verliert er plötzlich das Gedächtnis. — Einen nach dem anderen mußte der Staatsanwalt entlassen, weil nichts aus ihm herauszubekommen war. Schließlich zahlte er auch mir die 55 Dollars, die ich mir in den 55 Tagen ersessen hatte, und entließ mich wieder in die goldene Freiheit.

Da stand ich nun wieder mitten in der Straße mit der

Tasche voll Dollars und atmete die köstliche Luft der Freiheit und schaute unsicher umher, geblendet von dem Licht der Sonne, die ich so lange nicht mehr geschaut hatte. Frei!! Wer noch nie 55 Tage hinter Gefängnismauern gesessen hat, der weiß nicht, was alles in diesen Worten liegt.

* * *

Und nun ist mein Garn schon beinahe zu Ende gesponnen. Was soll ich noch weiter erzählen? Der »Bowhead« ist beschlagnahmt worden, und es ist des Kapitäns letzte Reise nach dem Eismeer gewesen. Ich habe glücklicherweise nie wieder etwas von ihm gehört, aber ich denke mir, daß er auch heute noch, trotz aller Prozesse, in seinem Landhaus in Massachusetts lebt. Hoffen wir, daß er in Frieden die Früchte seiner Missetaten genießt. Wir wollen nicht boshaft sein. Ganz ohne ein blaues Auge ist er ja auch nicht weggekommen. Nachdem die Advokaten sich zwei volle Jahre um den noch immer hängenden Zivilprozeß gestritten hatten, wurde die Sache schließlich doch noch zu meinen Gunsten entschieden. Zwar wurden die 125 000 Mark auf 2000 Mark herabgesetzt, und von diesen 2000 hat der Advokat die Hälfte bekommen. Ich neide sie ihm nicht, und bedaure nur, daß er nicht mehr bekam für den Ärger und Verdruß und für die Arbeit, die ihm dieser Fall verursacht hat. — Auch der edle Mr. Johnson ist nicht ganz ohne Denkzettel davongekommen. Als der Richter ihn fragte, ob er sich schuldig bekenne, da geschah das Unerhörte:

„Guilty your worship — schuldig, Euer Gnaden," bekannte er.

Und „his worship" verurteilte ihn zu 200 Dollars Strafe.

Das wird ihn lehren, in Zukunft etwas weniger temperamentvoll zu sein. Doch nein! Dann wäre er ja nicht mehr der Mr. Johnson!

Was aus den übrigen Leuten geworden ist? Je nun, was wird aus Seeleuten? Ein wanderndes Geschick hat sie in alle Winde getragen, und vielleicht liegt schon manch einer von ihnen auf dem Boden der See, wo sie am tiefsten ist. Gestorben, verdorben im fernen Lande.

Ich selbst habe mich noch ein paar Wochen in San Franzisko aufgehalten, bis mir eines Tages ein Heuerbas in die Quere kam: „I say," sagte er, „want to go to Australia?"

Nach Australien? Das war wahrhaftig eine Idee, die sich hören ließ! Warum sollte ich nicht nach Australien gehen? Am nächsten Morgen ging es wieder einmal durchs Goldene Tor an Bord des stolzen englischen Vollschiffes »Samoena«, auf der Ausreise nach Australien. —

Jahre sind seither vergangen. Neun lange Jahre, die mich noch weit herumgeführt haben auf dieser allzu kleinen Erde. Aber nach dem Eismeer bin ich nimmer gekommen. Ochsen und Elefanten könnten mich nicht mehr dorthin bringen.

Inzwischen ist viel Gras über die Ereignisse gewachsen, aber vergessen habe ich sie nicht, die lange, lange Reise nach dem Lande der Mitternachtssonne. Manchmal zwar, wenn ich mir die tollen Erlebnisse jener Jahre noch einmal überdenke, da kommen Augenblicke, in denen ich mich zweifelnd selber frage: „Hast du's erlebt?" Aber dann sehe ich sie plötzlich wieder vor mir, die merkwürdigen Gestalten, wie sie ganz lebendig in einer langen Prozession vor meinen Augen vorüberziehen: Johnny Cook mit der scheinenden Glatze, Mr. Johnson mit dem Katzengesicht, Schneeball, der schwarze Gentleman, der alte Roxy — Mensch, lebst du noch? — und die Wahini, wie sie mit der Pfeife im Mund die Mukpowders knetet. Ei, mir ist, als ob ich eben erst noch die Stimme des langen Sam aus dem Krähennest gehört hätte: „Blow! ah blo—o—o—ow! whale on the leebow, sir — — —."

Memoirenbibliothek

In der Fremdenlegion

Erinnerungen und Eindrücke

Von Erwin Rosen

Geh. M. 5.—, in Lwd. geb. M. 6.—, in Halbfrz. M. 7.—

■■■

Viele rühmende Urteile

Davon nur einige im Auszug:

Neue Zürcher Zeitung: „Das Buch ist so packend geschrieben, daß man es nicht aus der Hand legt, bis man es fertig gelesen und sich darüber freuen kann, daß der Verfasser der Hölle entrinnen konnte . ."

Prof. Holzhausen (Frankf. Zeitg.): „Kein Leser des Werkes wird es in Abrede stellen, daß die Lektüre, die uns der Autor vorsetzt, etwas wunderbar Faszinierendes hat."

Berner Bund: „Man gewinnt sofort Vertrauen zu seinem Wort. Das Buch ist ganz vorzüglich, geradezu brillant geschrieben und wirkt wie schmucklose Wahrheit ohne Übertreibung oder Tendenz."

Echo der Gegenwart: „Rosens Darstellungen sind Bilder von so packender Schilderungsschärfe, daß man in der jüngsten Zeit kaum etwas Gleichwertiges auf dem Gebiete der Kulturschilderung an die Seite stellen kann.

Dr. Hanns Heinz Ewers: „Erwin Rosen's Buch habe ich mit großem, stets wachsenden Interesse gelesen. Ich glaube selbst die Legion recht gut zu kennen, bin auf den verschiedensten Plätzen dieser Erde mit ihr in Verbindung getreten, und fühle mich daher berechtigt, ein Urteil abgeben zu können. Dieses ist: **Rosen's Buch ist das beste, das über die Legion bisher geschrieben wurde, nicht nur in deutscher Sprache,** sondern überhaupt . . . Ich wünsche diesem guten Buche in Deutschland von ganzem Herzen einen Erfolg."

Bereits 25 Auflagen!

Memoirenbibliothek

Der deutsche Lausbub in Amerika. Drei Teile

Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen

Jeder Teil einzeln käuflich broschiert M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.—, in Halbfranz M. 7.50

■■■

Frankfurter Zeitung:

Der Reichtum des Erlebens, der diesen armen Teufel begleitet, läßt sich hier nicht umschreiben. Auf der Farm, in der Hotelküche, in der Apotheke, auf der Vagabondage (der Teil, der von den seltsamen amerikanischen „Eisenbahn-Vagabunden" erzählt, ist ungemein lebendig geraten und ein künstlerischer Vorwurf ohnegleichen) offenbart sich das unerschrockene Herz des jungen Menschen. Ich möchte nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, mit welcher Plastik das Bild Amerikas aus diesem Lebensbild eines Menschen vor einem aufsteigt und dem Buch einen kulturdokumentarischen Wert für alle Zeiten verleiht.

Deutsche Tageszeitung:

Das ist ein rauschender Akkord von Arbeit und Deutschsein ... Und nun geht das tolle Leben los, ein wirrer Wechsel aller Erwerbszweige. Hinauf, hinunter — aber immer wieder trägt der deutsche Dickkopf den Schädel nach oben ... Ein glänzender Stil edelt das Buch, das uns ein Lebensschicksal und ein Stück amerikanischer Kulturgeschichte gibt.

Dresdner Journal:

Einen geradezu wunderbaren Eindruck des Landes Amerika erhalten wir von diesem neuen Buche Rosens. Neben harter Realistik fehlen nicht die Untertöne einer rauhen Romantik. Das Buch ist ein kulturgeschichtliches Dokument allerersten Ranges, das mit größtem Interesse gelesen, wenn nicht verschlungen werden wird. Rosen erweist sich als der geborene Schriftsteller.

Berliner Tageblatt:

Ein sehr amüsantes und flott geschriebenes Buch. ... In regster Spannung verfolgt der Leser die einzelnen Etappen und Abenteuer dieser Lebensbahn eines unverwüstlichen Optimisten. „Den starken Leichtsinnigen sei dieses Buch des Leichtsinns gewidmet." Es kann kein Zweifel sein, daß dies Buch in gleicher Weise wie desselben Verfassers Erinnerungen „In der Fremdenlegion" sich einen großen Leserkreis gewinnt. Es ist ein Werk, das Anspruch hat, ein Kulturdokument zu werden.

Saale-Zeitung:

Das Buch ist nicht nur interessante Unterhaltungslektüre, es stellt auch ein ungemein wertvolles Kulturbild dar, das uns Aufschlüsse gibt über das amerikanische Volk, über das Leben und Treiben im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten.

BS 12513